



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eine Kunstreise auf dem Rhein von Mainz bis zur holländischen Grenze

Von Köln bis zur Grenze

Klapheck, Richard

Düsseldorf, 1927

[urn:nbn:de:hbz:466:1-51624](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-51624)

~~10582~~

~~743/g II~~

Eine Kunstreise auf dem Rhein von Mainz bis zur holländischen Grenze

für den Rheinischen Verein
für Denkmalpflege und Heimatschutz

bearbeitet von

Richard Klapheck



zu 32. D. S.

Vierter Teil: Von Köln bis zur Grenze

Druck von L. Schwann * Düsseldorf

M
22 345

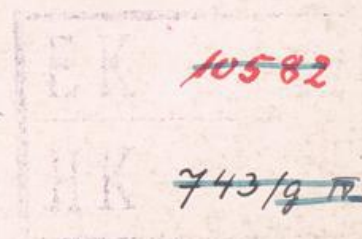
10. 2. 0

Ant

EINE KUNSTREISE AUF DEM RHEIN
VON MAINZ
BIS ZUR HOLLÄNDISCHEN GRENZE

FÜR DEN
RHEINISCHEN VEREIN
FÜR DENKMALPFLEGE
UND HEIMATSCHUTZ

BEARBEITET VON
RICHARD KLAPHECK



03
M
22345

VIERTER TEIL: VON KÖLN BIS ZUR GRENZE
DRUCK UND VERLAG VON L. SCHWANN · DÜSSELDORF



DEM PRÄSIDENTEN
DES PROVINZIALLANDTAGES
DER RHEINPROVINZ

HERRN DR. KARL JARRES
REICHSMINISTER A. D.

OBERBÜRGERMEISTER
DER STADT DUISBURG



**Eine Kunstreise auf dem Rhein
von Mainz bis zur
holländischen Grenze**

von

Richard Klapheck



IV. Teil:

Von Köln bis zur Grenze

Inhaltsangabe des IV. Teiles.

	Seite		Seite
Kölns Überlieferungen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts	1	Hitdorf — Worringen — Monheim — Baumberg	56
Sanierung der Altstadt vor dem Weltkriege	3	Zons	56
Die Rheinfront nördlich der Hohenzollernbrücke	4	Geschichte des Ortes	58
Sanierung der Altstadt nach dem Weltkriege — Das geplante Börsenhaus am Rhein — Die Domumgebung	5	Anlage des Stadtplanes	60
Pläne für die Umgebung des Rathauses, des Alten und Neuen Marktes	6	Burg Friedestrom	61
Grünanlagen vor dem Weltkriege	7	Schloß Benrath	67
Klettenberg-, Blücher- und Vorgebirgspark	9	Macherscheid — Üdesheim — Himmelgeist — Flehe — Volmerswerth — Grimlinghausen	76
Verwendung alter Festungswerke im Volksgarten und Hindenburgpark	10	Neuß, Stadtbefestigung	77
Das Fort am Neußer Wall und der Rheinpark in Deutz	12	Bürgerhäuser	78
Grünanlagen nach dem Weltkriege	14	Rathaus	80
Umwandlung der Stadtform	14	St. Quirin	82
Der „Innere Rayon“	16	Hamm	87
Ausgestaltung der Ostwestverbindung Aachener Tor-Stadtwald	17	Heerdt und Oberkasse ¹	88
Stadtwald und Stadion	18	Düsseldorf	89
Der „Äußere Rayon“	19	St. Lambertus	93
Baudenkmäler in den linksrheinischen Vororten	21	Stiftsplatz und Rathaus	94
Das Weißhaus in Sülz — Das „Krieler Dömchen“	21	St. Andreas	95
St. Mechtern in Ehrenfeld — St. Katharina in Niehl	22	Jan Wellem	99
Baudenkmäler in den rechtsrheinischen Vororten	25	Maxkirche	100
St. Heribert in Deutz	25	Jägerhof, Hofgarten, Statthalterresidenz	102
Mülheim am Rhein	26	Ratinger Tor, Altes Theater, Hindenburgwall und Karlstadt	106
Klemenskirche in Mülheim und Wohnbauten	30	Neubauten	108
Schloß Stammheim	31	Mönchenwerth	113
Baupläne für das rechtsrheinische Ufer	32	Kaiserswerth, Pfalz	113
Kirche zu Dünnwald und Odenthal und die Burg Strauweiler	34	Suitbertuskirche	116
Der Altenberger Dom, Geschichte	34	Bürgerhäuser	117
Das Äußere	38	Krefelder Hafen und Ürdingen	118
Das Innere	39	Burg Linn	122
Grabdenkmäler	42	Krefeld	127
Glasmalerei	45	Hohenbudberg, Kirche und Haus Dreven	133
Bensberg, Die alte Burg	47	Friemersheim, Kirche und Werthscher Hof	134
Das neue Schloß	48	Duisburg	136
Ausstattung	51	Rheinhausen	137
Merkenich — Leverkusen — Wiesdorf — Rheinkassel	54	Alt-Duisburg	139
Rheindorf	55	Salvatorkirche	140
		Der Hafen	142
		Groß-Duisburg	143
		Neubauten	145
		Hamborn	147
		Orsoy	148
		Götterswickerham	148
		Haus Wohnung und Haus Mehrum	149
		Rheinberg	150
		Büderich	155
		Wesel, Willibrordikirche	156
		Großer Markt	160

	Seite		Seite
Rathaus und Dominikanerkirche	162	Die Wälle	210
Johanniskomturei, Kommandantur und Matenakirche	163	Schloß Aspel	211
Das Berliner Tor	164	Überschwemmungsland: Mörmter, Hönnepel	213
Das Klever Tor und die Zitadelle	168	Kalkar	213
Die Bislicher Insel	171	Stadtbesetzung und Rathaus	214
Xanten, Geschichte	174	St. Nikolai	218
St. Viktor	175	Inneres	220
Michaelskapelle	177	Ausstattung	220
Südportal, Stationsbilder, Westfront	178	Moyland	225
Das gotische Langhaus	180	Hönnepel, Wissel, Grieth	228
Das Innere	183	Emmerich, Stadtansicht	229
Glasmalerei	185	Stadt Tore	231
Die Altäre	186	Das Innere der Stadt und St. Aldegundis	232
Paramenten- und Kirchenschatz, Aus- stattung des Chores	189	Martinikirche	235
Kreuzgang	191	Hüthum und Haus Borghees	238
Marktplatz	194	Elten, Hochelten	238
Kartause	195	Niederelten	240
Stadt Tore	196	Kleve, Schwanenburg	241
Bislich, Lüttingen, Wardt, Vynen und Marienbaum	197	Geschichte der Schwanenburg	242
Mörmter	200	Prinzenhof und „Berg und Tal“	246
Rees, Stadtansicht	201	Stiftskirche	247
Marktplatz	205	Die Grabkapelle der Stiftskirche	249
Rathaus und ehemalige Stiftskirche ...	207	Große und Kleine Evangelische Kirche, Minoritenklosterkirche	252
Das Innere der Stadt	209	Der Tiergarten	255
		Nassau — Niederrhein — Preußen — Holland	260

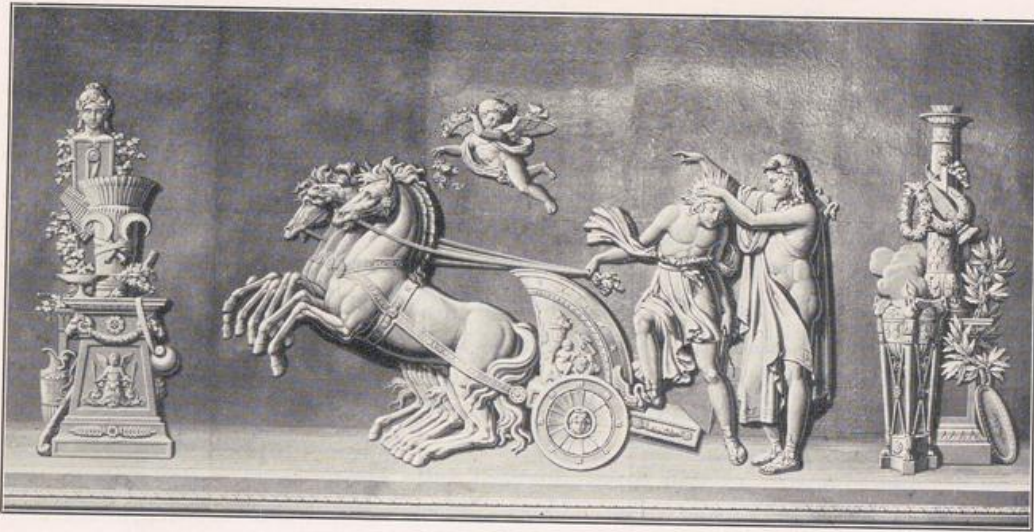


Die Geschäftsstelle des Rheinischen Vereins
für Denkmalpflege und Heimatschutz
befindet sich Düsseldorf (Landeshaus), Berger Ufer 1a,
Fernsprecher 8505 — 8509, Postscheckkonto 996 15 Postscheckamt Köln,
Bankkonto Landesbank der Rheinprovinz in Düsseldorf.
Die Geschäftsstelle nimmt gerne Ihre Beitrittserklärung entgegen und
sendet Ihnen sofort die gewünschten Veröffentlichungen zu.

Die Bilder dieses Bandes verdankt der
Rheinische Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz
folgenden Behörden und Anstalten:

1. Staatliche Bildstelle in Berlin: S. 58—61 / 63a / 64—75 / 81 / 84—87 / 92b / 93 / 96—98 / 115—117 / 157 / 159 / 160 / 161 / 166b / 175 / 179 / 181—184 / 253.
2. Denkmalpflege der Rheinprovinz, Landesbaumeister Wildemann in Bonn: S. 171 / 213.
3. Stadtverwaltung Duisburg, Hochbauamt: S. 134 / 136 / 138 / 139 / 141—145.
4. Stadtverwaltung Köln, Städt. Konservator: S. 16 / 17 / 20 / 23 / 24 / 30 / 31 / 55.
5. Stadtverwaltung Krefeld, Verkehrsamt: S. 118 / 119 / 123a / 124 / 126—131.
6. Photograph Eugen Coubillier in Köln: S. 27 / 35.
7. Photograph H. Groß in Bonn: S. 57 / 247.
8. Photograph C. Ingenhag in Ürdingen: S. 120—122 / 123a.
9. Junkers Luftbildzentrale in Dessau: S. 19.
10. Photograph Hermann Holdt in Köln: S. 21.
11. Photograph Conrad Hüsgen in Düsseldorf: S. 110a / 111.
12. Photograph Rolf Kellner in Karlsruhe: S. 62 / 90 / 92a / 94 / 103a.
(Rolf Kellner ist der verdiente Vorkämpfer für die Herstellung und Verbreitung künstlerisch guter Ansichtskarten. Seine Kartenserie „Das schöne Düsseldorf und seine Umgebung“ (J. Velten, Kunstverlag, Karlsruhe) ist einfach vorbildlich. Lesenswert ist seine Schrift „Die wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung der Ansichtskarten“ [J. Velten, Karlsruhe].)
13. Photograph August Kreyenkamp in Köln: S. 10—13 / 23.
14. Photograph W. Matthäus in Köln: S. 28 / 29a.
15. Photograph Dr. Erwin Quedenfeld, früher Düsseldorf: S. 82 / 83 / 95 / 105 / 112 / 176 / 202b / 203b / 230b / 237b.
16. Photograph H. Schmolz in Köln: S. 4.
17. Photograph Jul. Söhn in Düsseldorf: S. 88 / 99—101 / 103 / 104 / 109 / 110b / 113 / 137.
18. Photograph Ewald Steiger in Kleve: S. 132 / 135 / 147—151 / 170 / 172 / 177 / 190 / 192 / 193 / 195 / 198 / 199a / 200 / 204b / 212 / 226—229 / 237a / 241—243 / 254—259.





Köln — Haus J. W. Schmitz, Laurenzplatz.
Papiertapete. — Vgl. III, S. 189.

Ein neues Köln wächst heran, grandios und weitschauend in seinen Zielen; nicht phantastischen Utopien nachjagend, sondern wachsend aus Naturnotwendigkeit heraus, die kluger Gestaltungswille in künstlerische Formen zu fassen weiß, seitdem die Stadt durch den Vertrag von Versailles aufgehört hat, Festung zu sein. Der Oberbürgermeister von Köln, Dr. Konrad Adenauer, erkannte zeitig, welche städtebauliche Möglichkeiten sich aus dem Fallen der Festungswerke für die zukünftige Gestaltung der Stadt ergeben könnten. Fritz Schumacher hat die Grundlinien dieses werdenden Kölns niedergelegt in dem Buch „Köln — Entwicklungsfragen einer Großstadt“ (1923). Teilweise sind die Planungen schon Wirklichkeit geworden. Andere haben inzwischen neuere Lösungen gefunden. — Man kann auf unserer Rheinreise Köln nicht verlassen, ohne mit diesen Dingen sich wenigstens in großen Umrissen vertraut gemacht zu haben, ebenso mit den Beziehungen des neuen Kölns zum alten.

Bisher war auf unserer „Kunstreise auf dem Rhein“ nur die Rede von dem alten Köln, von dem Köln innerhalb seines mittelalterlichen Festungsringes, von dem Köln hochragender Gotteshäuser über enggassigem Häusermeere schwebend, diesem einzigartigen malerischen Städtebilde am Rhein, dem „hilligen Köln“. Kölns mittelalterliche Kirchenbauten sind die bestimmenden festen Monumentalakkente im Stadt- und Straßenbilde geblieben, trotz der zahlreichen Verluste in der Franzosenzeit (s. III, S. 205). Im 16. Jahrhundert schmückte sich wohl das alternde Köln mit der schönsten deutschen Rathausvorhalle der Renaissance (Bild III, S. 196). Aber wie gering blieb doch sonst der Einfluß der Renaissancebaukunst der benachbarten jülichischen Landeschlösser und Herrensitze oder des niederrheinischen Kunstkreises der Meister von Schloß Horst bei Essen, dem der Meister der Rathausvorhalle entstammt. Im 17. Jahrhundert zwang jahrhundertalte Überlieferung der Kölner Dombauhütte den Neubau der Jesuitenkirche zu

einem Kompromiß barocker und gotischer Formen (Bild III, S. 79 ff.). Und wie bedeutungslos war ferner auch im 18. Jahrhundert der baukünstlerische Einfluß der benachbarten bau- und kunstfreudigen Residenzen zu Brühl und Bonn, Bensberg, Benrath und Düsseldorf (Bild III, S. 205, 213). Das alte Köln innerhalb seines Mauerbereiches war im großen und ganzen ausgebaut (Bild III, S. 227).

Unter preußischer Herrschaft diktierte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der höchste preußische Baubeamte Karl Friedrich Schinkel für die ganze Neubautätigkeit am Niederrhein eine nivellierende klassizistische Note. Örtliche Überlieferung des ausgehenden 18. Jahrhunderts ließ diese Note einen Adolf von Vagedes in Düsseldorf, einen Johann Peter Cremer in Aachen und einen interessanten, leider noch unbekanntem Baumeister in Kleve leicht aufnehmen. Düren und Essen könnte man noch anführen. Für Köln entwarf Strack auf dem Kasinoplatz das klassizistische Zivilkasino (1829—1831), Stüler in den Jahren 1857—1858 auf Veranlassung des Königs von Preußen die Trinitatiskirche am Filzengraben, eine altchristliche Basilika. Strack wie Stüler gehörten zu dem Berliner Schinkelkreise. Die örtlichen Bauleiter waren indessen zwei geborene Kölner, der Stadtbaumeister Johann Peter Weyer († 1864) und Baurat Matthias Biercher († 1869). Weyer baute das Pfarrhaus von St. Columba, Biercher in der Zeughausstraße 1835—1837 das städtliche Regierungsgebäude und anstoßend daran 1840 die königlichen Gemächer, das alte Schauspielhaus und eine Anzahl klassizistischer Wohnhäuser. Doch auch dieses Eindringen neuzeitlicher Bauformen in das mittelalterliche Köln wurde bald wieder übertönt in den Tagen der Romantik und des Wiederaufnehmens der Bautätigkeit am Dom von der von der Dombauhütte ausstrahlenden Bewegung (s. III, S. 54 ff.). Auf den Kirchenbau blieb der Einfluß der Kölner Dombauhütte nicht beschränkt. Es kam die Zeit rheinischer Burgenwiederherstellung, dann des städtischen Profanbaues. Vom Ausbau des Gürzenichs und dem Wallraf-Richartz-Museum war schon die Rede (s. III, S. 193, 206). Weyer baute im Jahre 1838 das Lagerhaus am Rhein. Die alten Kölner Bauten, der Gürzenich und das Stapelhaus vor Groß-St.-Martin am Rhein mit ihrem Zinnenkranz und Ecktürmchen, gaben das Vorbild. Friedrich von Schmidt baute die Häuser Landsbergstraße 16 und Domkloster 3, Johann Jakob Clasen die Häuser Glockengasse 22—28, Blaubach 87 und Bayenstraße 79, Vinzenz Statz das Haus Apernstraße 28. Diese neugotische Strömung ließ erst nach, als der bedeutendste Schüler der Kölner Dombauhütte, Friedrich von Schmidt, 1858 Köln verließ, als 1861 der Gründer der Dombauhütte, Ernst Friedrich Zwirner, gestorben und Julius Raschdorff (1823—1914) Stadtbaumeister von Köln wurde.

Raschdorff war von Geburt Schlesier und Schüler der Berliner Bauakademie. War bisher der Ausbau des Domes und des Gürzenichs bestimmend gewesen für die neue Bautätigkeit in Köln, so jetzt Raschdorffs Ausbau des Rathausplatzes und der Rathausfassade am Alten Markt (s. III, S. 203). Neben dieser renaissancistischen Baubewegung eigener Kölner Färbung begegnen uns im damaligen Köln Anklänge an französische Baukunst. Über diese eigenartigen, und zwar wechselseitigen baukünstlerischen Beziehungen Köln-Paris habe ich einmal an anderer Stelle mich ausgelassen. Die Baumeister Franz Christian Gau (1790—1853), Jakob

Hittorff (1792—1867), Jakob August Kaufmann und Hofmann, geborene Kölner, bekleideten damals in Paris einflußreiche Stellungen, behielten aber ihre Beziehungen zur rheinischen Heimatstadt bei. Hofmann baute gemeinsam mit Felten außer anderem Unter Sachsenhausen Nr. 37 das 1912 abgetragene Palais für die Familie von Oppenheim und die Oppenheimsche Galerie in der Glockengasse. Die bedeutungsvollste baukünstlerische Persönlichkeit in Köln war indessen der begabte Hermann Pflaume aus Aschersleben. Wie Raschdorff war auch er Schüler der Berliner Bauakademie, aber er war strenger in seiner Architektur. Er baute den Kölner Patrizierfamilien vom Rath, Mevissen, Königs, Langen, Guillaume, Stein, Andreae, Pfeifer, Wahlen, Ölbermann u. a. stattliche Wohnbauten. An erster Stelle wäre das ebenfalls 1912 abgetragene Haus Deichmann vom Jahre 1867 am Domplatz zu nennen, dann aus dem Jahre 1860 in der neuen breiten Prachtstraße Unter Sachsenhausen das noch immer eindrucksvolle und für die ganze Zeit charakteristischste Gebäude des Schaaffhausenschen Bankvereins.

Das alles waren wohl neue Akzente im Kölner Straßenbild, aber an den engmaschigen Straßenbildern änderten sie nichts. Die Tatsache, daß Köln Festung blieb, behinderte seinen weiteren Ausbau und schloß die ausgebaute Stadt fest nach außen ab (Bild III, S. 227). Schon 1864 hatte Biercher Vorschläge ausgearbeitet, der Stadt Luft zuzuführen, da „die Quellen des Wohlstandes und der Steuerkraft unter dem ‚onus‘ der Festung leiden“. Biercher gab auch die Anregung für den Wallrafplatz, den Sammel- und Ruheplatz vor dem Eintritt in die schmale Hohe Straße, den Weyer ausführte. Alte, aufgelassene Hofanlagen und Klöster gaben neue städtebauliche Möglichkeiten zu breiten Wohnstraßen und Plätzen; Laurenzplatz, Kasinoplatz, Appellhofplatz entstanden. Doch das waren nur erste Versuche des Aufatmens in der enggebauten Altstadt. Um 1880 fiel endlich der alte Mauerbering. Es entstanden, leider nicht in der glücklichsten Bauzeit des 19. Jahrhunderts, die Ringstraßen, von denen auch schon die Rede war (s. III, S. 134).

Aber mit den Ringstraßen hatte die Altstadt einstweilen noch immer nicht frische Luft, sondern an ihren äußersten Punkten nur fegenden Wind erhalten, als man die drei mächtigen Stadttore und den Dom freilegte. Wirklich Luft erhielt die Altstadt erst, als im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts Karl Rehorst als „Sanitätsrat“ der städtischen Bauverwaltung berufen wurde. Es entstand der Durchbruch vom Neumarkt zum Heumarkt, zur neuen Rheinbrücke, die Gürzenichstraße (s. III, S. 180 ff.) und die Bebauung „Im Dau“ (s. III, S. 142). Gleichzeitig wurde zur weiteren Entlastung der allzu schmalen alten Hauptverkehrsstraßen die neue breite Verbindung vom Neumarkt zur Breiten Straße, die Zeppelinstraße, angelegt. Auch hier waren zwecks einheitlicher Gesamtwirkung die gleichen Bedingungen gestellt wie bei der Gürzenichstraße, das Einhalten bestimmter Profilhöhen und Dachlösungen. Neumarkt und Breite Straße, Unter Sachsenhausen und ihre Fortsetzung, die Gereonstraße, schlossen sich mit neuen monumentalen Bank- und Geschäftshäusern dieser Bewegung an. Im einzelnen diese Bauwerke anzugeben, würde hier zu weit führen. Den Reichenspergerplatz schlossen stattliche Verwaltungsgebäude ein. Auf dem Hansa-



Köln — Bastei.

Ursprünglich Rheinstromfestungswerk, genannt „Caponniere“, 1924 ausgebaut von Wilhelm Riphahn.

ring entstand das Hochhaus von Jakob Koerfer usw. Die Ringe erhielten auch sonst nicht uninteressante baukünstlerische Bereicherungen. Genannt sei hier nur noch der so taktvoll dem Gelände der alten Bottmühle auf dem Ubierring sich anpassende Bau des Verkehrswissenschaftlichen Institutes der Universität von dem begabten Wilhelm Riphahn.

Der Fortfall der alten Stadtmauer war natürlich bedeutungsvoll für die Gestaltung der Rheinfront. Nördlich der Hohenzollernbrücke entfaltete sich eine breite, baumbestandene Promenade. Straff gegliedert breitet sich hinter ihr der Neubau der Eisenbahndirektion aus, eine wirkungsvolle Dominante der neuen Uferstraße zu Füßen des Domes. Diese strenge Note klingt weiter durch das Kaiser-Friedrich-Ufer in den Bauten, die sich seitlich um die Kunibertuskirche sammeln. Hell leuchtend steigt dann aus der Uferzeile auf Müller-Erkelenz' Klinkerbau mit dem hohen, mehrgeschossigen, breiten Giebel des Mittelrisalits für die Rheinische Aktiengesellschaft für Braunkohlenbergbau, ein wenig fast zu monumental für die Wirkung der benachbarten Kunibertkirche, aber eine erfreuliche farbige Belebung der Uferfront. Und dort, wo der Deutsche Ring in das Kaiser-Friedrich-Ufer einmündet, erhebt sich dicht an der Uferwerft seit 1924 Wilhelm Riphahns „Bastei“, durch neue Konstruktionsmöglichkeiten in Eisen und Eisenbeton und daher neue künstlerische Ausdrucksmöglichkeiten ein interessanter Vertreter neuester Baukunst (Bild S. 4). Ursprünglich war die „Bastei“

ein altes Rheinstromfestungswerk, „Caponniere“ genannt. Riphahn hat den alten Turmstumpf beibehalten, und wie man um alte Stadttürme, wenn friedlichere Zeiten sie als Windmühlen umgestalteten, einen breiten Laufgang zog, so umkleidete man den Basteiturm in der Höhe mit einer geschützten Glasveranda. Aber neue Konstruktionsmöglichkeiten erlaubten dem Architekten ganz andere Ausladungen. Acht und einen halben Meter breit schwebt die Glasveranda in die Luft hinein. Nach der Stadt zu schmiegt sich das Treppenhaus dem Turmbau an. Höchst geschickt und überraschend ist auch die innere Raumlösung. Aus der weiträumigen Glashalle genießt man stromauf- und -abwärts prächtige Bilder auf Strom und Ufer; auf der gegenüberliegenden Rheinseite das Niederrheinische Dorf, der Rheinpark und die Ausstellungsbauten in Deutz; die drei schön geschwungenen Bogen der Hohenzollernbrücke; rechts das Kaiser-Friedrich-Ufer mit Dom und St. Kunibert; stromabwärts das industrielle Mülheim.

Südlich der Hohenzollernbrücke die Fortführung der breiten Uferstraße. Neben der Brücke wartet noch das Gelände niedergelegter Häuser auf die Bebauung. Hier, in nächster Nachbarschaft des Hauptbahnhofes, der Hauptverkehrsbrücke, des Stromes und des Bahnhofes der Rheinuferbahn, ist ein Börsen-Hotel- und Bürohaus geplant, das zwischen Brücke und dem Straßenzuge Bischofsgarten bis zum Domhof reichen wird. Die äußere Gestaltung des Gebäudes ist noch nicht entschieden. Sie hat an so hervorragender Stelle im Stadtbild am Strom vielen Forderungen Rechnung zu tragen, rechts dem Domchor, links dem Bild der Bürgerhäuser, auf dem Domhof der ganzen Platzanlage. Das in der Rheinfront benachbarte alte Stapelhaus und die Beachtung der Bauvorschriften der neuen Bürgerhäuser zu Füßen Groß-St.-Martins mögen richtunggebend sein (s. III, S. 45). Daß Köln kein eigenes Börsengebäude hat, ist wieder die Folge seiner engmaschigen Bebauung, der Festung, das Fehlen eines geeigneten Geländes in der Altstadt.

Das Börsenneubauprojekt ist schon älteren Datums. Schumacher nahm es auf in seinen Stadtbebauungsplan; damit kommen wir zum werdenden neuen Köln. Was Rehorst mit dem Durchbruch der Gürzenichstraße und der Zeppelinstraße angestrebt hat, was der Weltkrieg unterband, muß, und zwar unter ganz anderen Verhältnissen, weitergeführt werden: die Altstadt muß Luft erhalten. Es ist keine einfache Aufgabe, hier Forderungen des Verkehrs mit der Rücksicht auf alten baukünstlerischen Bestand in Einklang zu bringen, denn das Altstadtgebiet zwischen Hohenzollern- und Hängebrücke am Rhein ist „ein Stück Erde, das in deutschen Landen an geschichtlicher Würde und an bildmäßiger Kraft kaum seinesgleichen hat“. Da sind wichtige Fragen, die in der Altstadt beantwortet sein wollen: Gestaltung der Domumgebung, der Rathausumgebung, des neuen Gürzenichplatzes, des Heumarktes, des linksrheinischen Brückenkopfes und schließlich des linken Rheinuferes zwischen Hohenzollern- und Hängebrücke. Was für alle diese Fragen Fritz Schumacher vorschlägt, ist höchster Beachtung wert und zeugt von dem tiefen Ernst, mit dem dieser feinsinnige und denkende Hamburger Baukünstler die hier gestellten Probleme angreift.

Immer bleibt im heutigen Zustande der Dom zu Köln durch den verhängnis-

vollen Eingriff der Domfreilegung nach der Vollendung der Kathedrale eine Enttäuschung (s. III, S. 48). Nicht, daß nun Schumacher an eine Wiederherstellung des früheren malerischen Bildes an der Südseite des Domes denkt. Er geht von den heutigen Gegebenheiten aus. Die Grundform des Platzes aber „verlangt gebieterrisch eine strenge Behandlung, wenn die Form nicht in einem inneren Widerspruch stehen soll zu dem Wesen des Bauwerks, das in ihr ausklingt. Es geht wider alles architektonische Gefühl, einen solchen Ausklungsraum mit einer malerischen Grünanlage zu besetzen, die niemals Beziehungen zum Bauwerk gewinnen wird, sondern für sich als etwas Fremdes schwimmt oder höchstens in innere Beziehung tritt zu dem Hotel, das die eine Seite des Platzes beherrscht. Monumentale Architekturgebilde kann man mit kleinen Flecken malerischen Grüns nicht in Zusammenhang bringen. Ihr streng gebundenes Gesetz wirkt ausstrahlend weiter und verlangt architektonische Lösung alles dessen, was mit dem Bau in unmittelbare Beziehung tritt“. Das ist vortrefflich gesagt! Schwierig wird aber die Aufgabe noch dadurch werden, daß der Platz an der Südseite des Domes nach Osten um drei Meter abfällt. Schumachers Entwürfe suchen eine Lösung in einem „Ersatz einer malerischen Grünanlage durch eine streng geordnete architektonische Gestaltung“, nach einer „organischen Lösung der Niveauunterschiede des Geländes im Sinne der Schaffung ebener, statt schiefer Platzflächen“ und der „Erzielung eines maßstabgebenden Kontrastes und gewisser Überschneidungen des Domkörpers“. Schumacher riegelt, beim Ansatz des Domchores beginnend, den Platz mit einem dreiflügeligen eingeschossigen Bau ab, der in dem tiefer liegenden Sockelgeschoß zum Rhein Verkaufsstände faßt. Westlich vom Südportal des Domes hat sich ebenfalls ein eingeschossiger Bau angesiedelt. Das heute den Domplatz unschön erweiternde Plätzchen „Am Hof“ wird in ähnlicher Weise abgeriegelt. Ein Blick auf Schumachers zeichnerische Entwürfe ist überzeugend sowohl für die Regelung des Verkehrs wie für die Steigerung der Wirkung der Dommassen. Und ebenso gerne folgt man Schumachers Plänen für die „Lösung der ästhetischen, der verkehrstechnischen und der wirtschaftlichen Sorge“, die über dem Platz an der Westfront des Domes schwebt; einstweilen aber nur anregende Pläne, ebenso die des südlichen Domplatzes.

Mit feinem Takt weiß Schumacher auch das Rathaus, den „wichtigsten Profanbau der Stadt, aus dem jetzigen Gewinkel“ herauszuholen und in zweckmäßiger Weise mit der Hauptverkehrsader der Stadt, der Hohen Straße, über den Laurenzplatz in lebendige Verbindung zu bringen, andererseits das Idyll des Rathausplatzes mit der schönen Rathausvorhalle (Bild III, S. 196) durch den Löwenhof zum Alten Markt (s. III, S. 199, 204). Das nur ein Vorschlag. Inzwischen reifen andere Lösungen des Baudirektors Abel der Verwirklichung entgegen. Notwendig werden städtebauliche Eingriffe, um eine bequemere Nordsüdverbindung vom Domhof über den Alten Markt und Heumarkt zum Mühlenbach zu schaffen. Aber dabei bleibt es immer „Aufgabe, dem Alten Markt ein ruhiges Gesicht zu geben, das in keiner Weise ablenkt von seiner charakteristischen und einzigartigen Schönheit: der Art, wie zwei der schönsten deutschen Türme, Groß-St.-Martin und der Rathauturm, in ihn hereinblicken“ (s. III, S. 199, 204).

Wesentlich anders liegen die Voraussetzungen für die Gestaltung der Umgebung

des benachbarten zweiten wichtigen Profanbaues der Stadt, des Gürzenichs. Die durch den Westostdurchbruch von der Schildergasse zum Rhein geschaffene Gürzenichstraße und der Gürzenichplatz, in den der Giebel des neuen Stadthauses hineinragt (Bild III, S. 180 und 182), warten noch der Bebauung. Sie hat sich der durch den Durchbruch freigelegten monumentalen Rückfront des Gürzenichs ebenso anzupassen wie der schönen Hängebrücke in der Achse der Gürzenichstraße über den Heumarkt hinaus. Gleiche Höhenlagen der Hauptgesimse werden dem Platz die Geschlossenheit geben, dann Arkaden im Untergeschoß, die die Front des Gürzenichs nicht beeinträchtigen, sondern im Gegenteil ihre Wirkung steigern. Sehr viel schwieriger ist aber die Gestaltung des anstoßenden, quergelegten Heumarktes und ihr Zusammenhang mit der Hängebrücke, weil hier vielerlei Aufgaben zu lösen sind; zuerst Niveauunterschiede, dann, was besonders wichtig ist, die städtebauliche Anpassung des Brückenkopfes an das malerische Gesamtbild der Rheinfront von Deutz aus gesehen und schließlich die Art und Weise der Betonung der Bebauung des Brückenkopfes zum Heumarkt. Es handelt sich dabei bei dem heute noch unbebauten Gelände zwischen Heumarkt und Rhein um einen Bauplatz von 130 Meter Länge und 67 Meter Breite! Der Brückenausgang überbrückt die breite Uferstraße. Dort, wo er die Häuserzeile der Rheinfront trifft, rückt Schumacher seitlich zwei Baublocks dicht an die Brückenrampe heran. Natürlich dürfen diese Blocks die die Ufer säumenden Häuser nicht überragen. Dahinter durchschneidet die Fahrbahn der Brückenrampe mit einem breiten Bogen ein höheres Querhaus. Man gelangt in einen auch seitlich durch Bauflügel eingerahmten Hof, an deren Ausgang, abermals von einem großen Bogen unterbrochen, ein noch höher hinausragender Querbau aufragt. Dieser Monumentalbau gibt dem heute zerrissenen Heumarkt erst wieder einen Mittelpunkt und betont die neu entstandene Westostverbindung, Schildergasse-Hängebrücke. — Man befürchtete nun durch das geplante Hochhaus eine Beeinträchtigung der Stadtansicht. Doch Schumachers zeichnerische Entwürfe zeigen, daß davon ganz und gar nicht die Rede sein kann. Man muß in seinem Buch nur einmal nachlesen, mit welcher ehrfürchtigen Pietät er die Gestaltung des Kölner Stadtbildes zwischen Hohenzollern- und Hängebrücke behandelt und die Frage der Erhaltung der monumentalen Wirkung Groß-St.-Martins im Stadtbild am Rhein, mit der sich vorher schon Rehorst beschäftigt hatte (s. III, S. 45, 181). „Was zwischen den beiden durch die Brücken gegebenen Rahmenpunkten liegt, sollte man möglichst in seiner jetzigen Bildwirkung zu erhalten suchen. Es hat suggestive Kraft genug, um die Vorstellung des ‚alten heiligen Köln‘ dauernd wach zu halten.“ — Statt Schumachers Brückenkopf- und Bebauungsprojektes des Gürzenichs werden neuere Vorschläge zur Durchführung kommen.

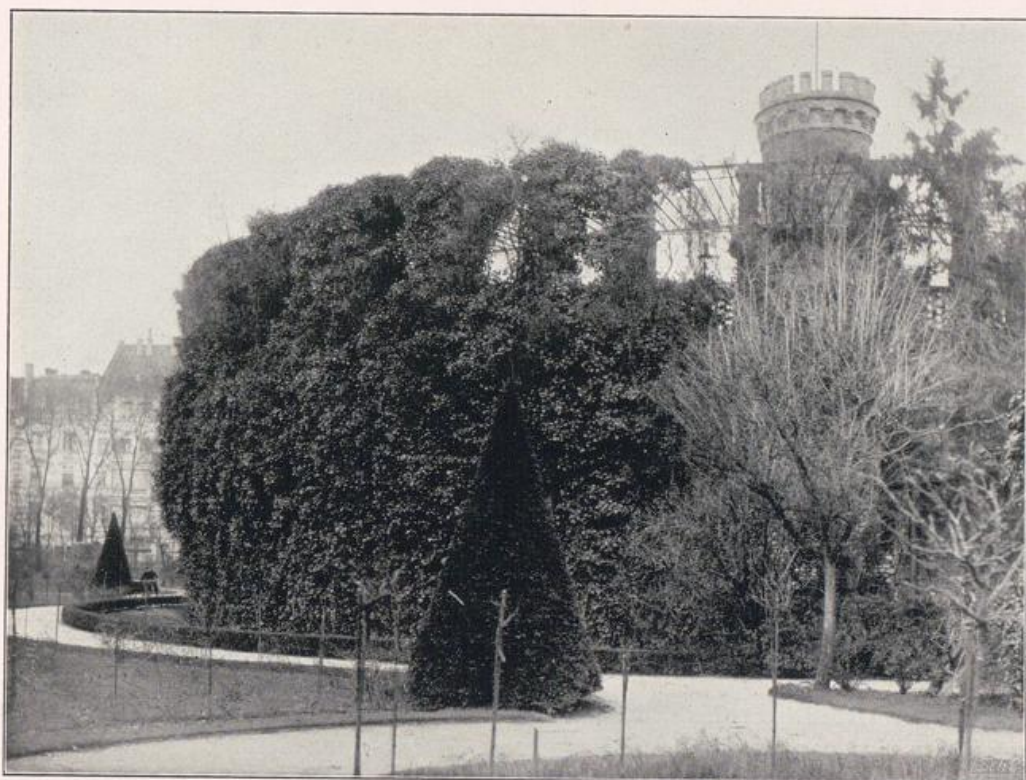
Eine weitere Folge der Festung, der engstraßigen Bebauung der Stadt und der Not der Geländeausnutzung war, daß Köln so gut wie keine Grünanlagen innerhalb der Ringstraßen hatte, denn die an sich malerische Ecke auf dem Lichhof bei St. Maria im Kapitol (Bild III, S. 161) und die Grünbepflanzungen am Dom und am Wallraf-Richartz-Museum sind im Rahmen einer Großstadt wie Köln bedeutungslos, und die Gartenschöpfungen des Erzbischöflichen Palais in der Gereon-



Köln — Volksgarten.
Gelände des ehemaligen Forts Paul. — Vgl. Bild S. 9.

straße und der Regierung in der Zeughausstraße sind nicht öffentlich. Köln hatte dann wohl einen größeren öffentlichen Garten, der aber 1870 der Anlage des Hauptbahnhofes weichen mußte. Im Jahre 1927 zählten Kölns Grünanlagen bereits nicht weniger als 1020 Hektar Land! Die kluge und zielbewußte Grünflächenpolitik der Stadtverwaltung ist etwas so Wesentliches im Bilde des neuen Kölns, daß wir uns auch damit noch beschäftigen müssen.

Die ersten Grünanlagen entstanden nach dem Fall der alten Wälle 1880 auf den fünf Kilometer langen Ringstraßen, am Deutschen Ring, am Hansaring, wo man geschickt die neue Grünanlage mit Resten der alten Stadtbefestigung in Verbindung brachte, ebenso am Sachsenring, dazwischen am Kaiser-Wilhelm-Ring, wo man ein Zusammenklingen mit den Denkmälern Wilhelms I. von Anders, der Kaiserin Auguste von Stockhausen und Hildebrandts Vater-Rhein-Brunnen suchte, schließlich am Ubierring. Zwischen den Ringstraßen und der hinausgeschobenen neuen Befestigung, d. h. der Neustadt, legte der kölnische Gartendirektor Kowalleck im Nordwesten 1888 den Stadtgarten an. Ein Jahr vorher hatte er im Südwesten der Neustadt mit dem Volksgarten begonnen (Bilder S. 8 u. 9). Unweit vom Rhein wurde im Süden der Römerpark angelegt, 1895 weit außerhalb der Stadt bei Lindenthal der Stadtwald ausgebaut. In gleichen Abständen vom Mittelpunkt der Stadt entstanden 1894 im Norden bei Merheim der Nordfriedhof, 1900 im Süden bei Raderthal der Südfriedhof und 1898 bei Marien-



Köln — Volksgarten.
Graben des ehemaligen Forts Paul. — Vgl. Bild S. 8.

burg der Südpark. Um 1900 hatte Köln bereits 222 Hektar Grünflächen! Alle diese Garten- und Parkanlagen sind im Sinne des 19. Jahrhunderts Landschaftsgärten mehr oder weniger konventioneller Natur.

Ungefähr zur selben Zeit wie Rehorst trat der Gartenarchitekt Fritz Encke in die Dienste der Stadt. Mit diesem begabten und künstlerisch feinsinnigen Gartengestalter beginnt eine neue Phase der bewundernswerten Grünflächenpolitik der Stadt, der Sport- und Volkswiesen, der Luftbäder und Kinderspielplätze, der Wald- und Freiluftschulen, der Ziergärten und Promenaden, der Rosarien und Staudengärten und der gartenkünstlerischen Gestaltung der vielen Plätze der Stadt. 1905 entstand an der Luxemburger Straße im Vorort Klettenberg der Klettenbergpark. Das Gelände einer zehn Meter tiefen Sand- und Kiesgrube wurde in geschickter Weise als Weiher ausgenutzt und mit einer üppigen Ufervegetation bestellt. Laubgänge und ein Rosengärtlein führen zu einer Gaststätte, die Franz Brantzky recht gelungen in das schöne Naturbild hinein komponierte. Als nun in den Jahren 1908—1913 der neue Festungsring aufgegeben und weiter hinausgelegt wurde, ergaben sich wieder neue gartenkünstlerische Möglichkeiten für Köln. 1911 wurde im Nordwesten zwischen den Vororten Ehrenfeld und Nippes der Blücherpark und im Süden zwischen Raderthal und Zollstock der Vorgebirgspark angelegt. — Wie ganz anders wirken diese Schöpfungen gegenüber Stadt- und Volksgarten! Das Vorbild englischer Volksparks war der glückliche Anreger

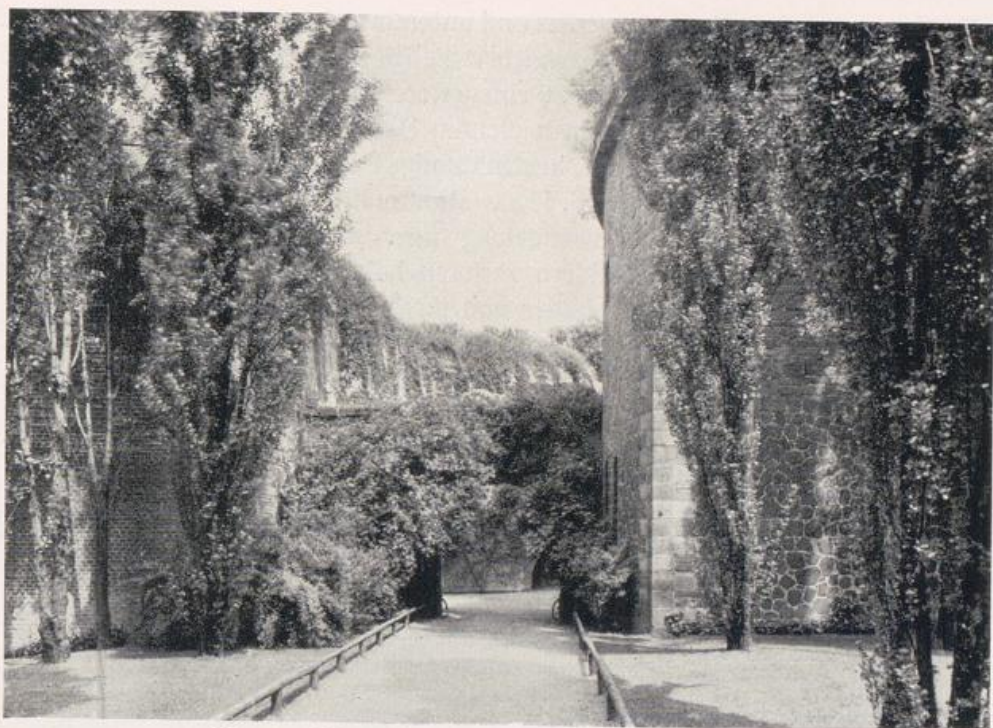


Köln — Ehemaliges Fort am Neußer Wall.

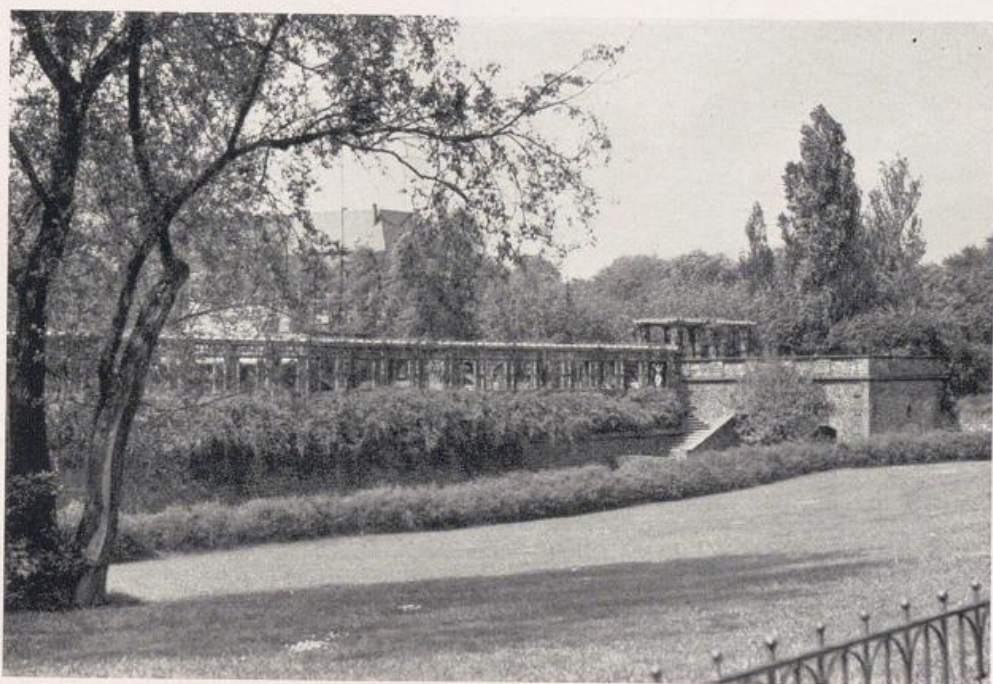
Blick vom Wall in den Graben nach der Umgestaltung in Grünanlagen. — Vgl. Bilder S. 11—13.

der Kölner Grünflächenbedürfnisse. Aber die feinsinnig fühlende Hand Enckes gab ihnen eine ganz persönliche Gestaltung. Betritt man den Vorgebirgspark, so nimmt uns ein baumumstandenes Vestibül auf, aus dem man zu den übrigen Teilen des Parkes gelangt. Vor uns die große Volkswiese, eingerahmt von Baumwänden. Tore führen durch Buchenhecken zu Sondergärten; rechts zu einem in sich geschlossenen Staudengarten, einem vertieft liegenden Mittelstück, das erhöhte Terrassen umschließen, und Laubengängen; links zu einem Rosengarten, einem entzückenden Idyll: Rosen als Bodenbelag, Rosen an den Wänden, Rosen als Lauben versteckter Ruheplätzchen, Rosen als Bogenbehänge intimer Laubengänge, Rosen in buntem Wechsel an hochragenden Stämmchen schmaler Wege. Der Blücherpark dagegen eine streng architektonische Schöpfung geradliniger Planung. Ahornalleen rahmen die große, rechteckige Spielwiese ein. In der Hauptachse ein ebenfalls von Alleen begleitetes rechteckiges Bassin, an dessen Schmalseite eine dreiflügelige Gaststätte mit offenem Hof geplant ist, dahinter von Hecken eingefasst einzelne behagliche Gartenräume.

Ein besonderer Reiz der neuen Kölner Grünanlagen liegt in der Verwendung der früheren Forts. Schon Kowalleck hatte beim Volksgarten nicht ungeschickt die Anlage des Forts Paul von Württembergin die Planung mit einbezogen (Bild S. 8 u. 9). Schlingpflanzen bewuchern die Mauern des Kernwerkes, das mit dem zugehörigen Wallgraben zu einem Rosengarten umgewandelt ist. Im Jahre 1914 schuf dann Fritz Encke im Süden der Stadt neben der Universität am Oberländer Ufer am Rhein die Grünanlagen eines Forts, heute Hindenburgpark genannt, und entsprechend im Norden am Neußer Wall die Grünanlagen eines anderen Forts. Beim Hindenburgpark als Mittelpunkt ein tief liegender Spielplatz. Um ihn legen sich einzelne, in sich abgeschlossene Gartenanlagen, reizvoll durch verschiedene



Köln — Graben im ehemaligen Fort am Neußer Wall.
Nach der Umgestaltung in Gartenanlagen. — Vgl. Bilder S. 10, 12, 13.



Köln — Hindenburgpark am Oberländer Ufer.
Verwendung ehemaliger Fortanlage.

Höhenlagen des alten Festungswerkes und untereinander durch Treppen verbunden (Bild S. 11b). Noch abwechslungsreicher die Bilder bei dem Fort am Neußer Wall. Die Hochfläche des Forts ist zu einem Rosengarten umgewandelt (Bild S. 10), die Abhänge mit dem alten schönen dichten Baumbestand (Bild S. 13), Schlingpflanzen beranken das Mauerwerk, hochstämmige Pappeln geben den Grabenbildern eine eigene feierliche Note (Bild S. 11a). Man muß zum Vergleich heranziehen, was andere Städte durch Umwandlung ihrer alten Festungswerke in ebene Promenaden an malerischen Bildern verloren haben gegenüber der klugen Ausnutzung der bewegten Festungsbilder und ihrer Höhenunterschiede in Köln! In ähnlicher Weise wie das Fort am Neußer Wall wurde auf der anderen Rheinseite in Deutz ein altes Fort behandelt und mit der Anlage des Rheinparks in Verbindung gebracht. Auf dem Kernbau errichtete Wilhelm Kreis ein Theehaus, und die Mauer- und Erdwerke wurden zu Terrassen ausgebaut. Über den pappelbepflanzten Graben führt eine Brücke zum Rheinpark, einem Rosengarten in der Hauptachse der Anlage. Am Ende des Parkes steht das malerische Überbleibsel der Werkbundaustellung vom Jahre 1914, das Nieder-rheinische Dorf.

Damit sind Kölns neue Grünanlagen noch lange nicht aufgezählt. Nur nebenbei gesagt, hat inzwischen die Stadt für 30 Plätze Grünanlagen geschaffen und 215 Kilo-



Köln — Ehemaliges Fort am Neußer Wall.
Ansicht vom Neußer Wall aus. Eingang zum Fort. — Vgl. Bilder S. 10, 11a, 13.



Köln — Ehemaliges Fort am Neußer Wall.
Grabenstück nach der Umgestaltung in Grünanlagen. — Vgl. Bilder S. 10—12.

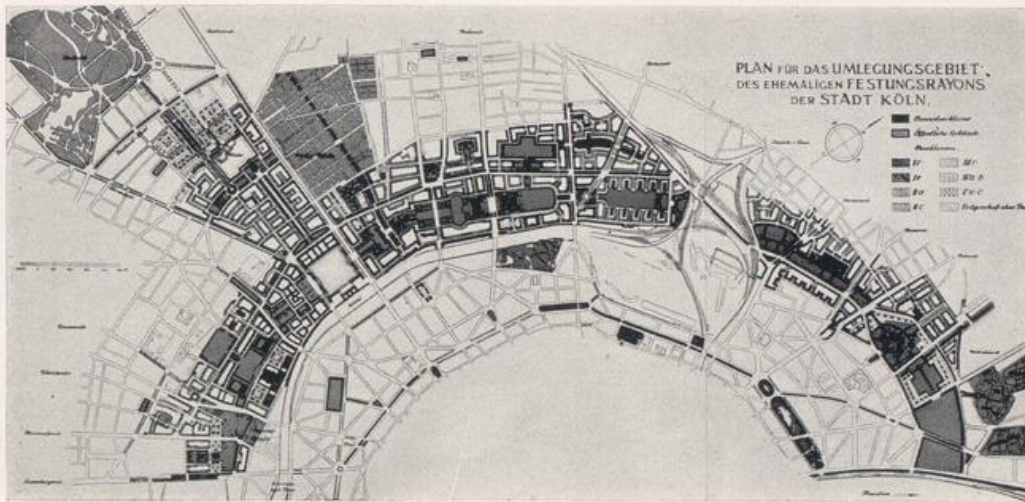
meter Straßenpflanzungen, was gleichkäme einer größeren Entfernung als der Eisenbahnstrecke Köln—Dortmund—Bielefeld!

Eine neue Phase der Entwicklung der Kölner Grünflächenpolitik brachten die Bestimmungen des Vertrages von Versailles. Köln hörte jetzt endgültig auf, Festung zu sein. Bis dahin war die städtebauliche Weiterentwicklung durch den Festungscharakter festgelegt gewesen. Wenn sich die Festungswerke auch immer weiter hinausgeschoben hätten — Ring um Ring legte sich um die Stadt: um die Ringstraßen die Wallstraßen, um die Wallstraßen die Gürtelstraßen, um die Gürtelstraßen die große Militärringstraße; und ebenso um den natürlicherweise ringförmig um die Stadt gelegten Eisenbahnkörper die Gürtelbahn. Für das Gelände zwischen den Wallstraßen und Eisenbahnkörper einerseits und den Vororten andererseits lag aus der Zeit vor dem Weltkriege ein Bebauungsplan locker verteilter Villen mit kleinen, aber nicht zusammenhängenden Grünanlagen vor. An dem Schicksal der Stadt hätte er nichts ändern können. Die Stromseite Kölns zugebaut, hätte sich um den ringförmigen Eisenbahnkörper noch ein Industriering gelegt, um Anschluß an den Eisenbahnverkehr zu haben. Der Ausklang aus dem Häusermeere in die freie Natur wäre verbaut gewesen. — „Das war ein Zukunftsbild von einer unabänderlichen Struktur, die der Struktur genau entgegengesetzt ist, die wir heute für den Ausbau einer großen Stadt erwünschen ... Man sah ein Steingebilde, von daseinsfeindlichen Verknotungen durchwirkt, luftlos und freudlos eine unerwünscht gestaltete Gußform in zähem Fluß ausfüllen.“ Auch durch den Fall der äußeren Festungswerke infolge des Vertrages von Versailles hätte diese Entwicklung an sich weiter ruhig ihren Lauf genommen. Andererseits waren durch das Schleifen der Festungsanlagen Möglichkeiten gegeben, die entscheidend für das städtebauliche Schicksal Kölns sein konnten, wenn die Stadtverwaltung sich bestimmenden Einfluß auf das alte und neue Festungsgelände sichern und durch einen neuen Bebauungsplan die zukünftige Entwicklung in ganz andere Bahnen leiten würde. Das zeitig erkannt und hier mit überlegener Klugheit und energischem Zugreifen gehandelt zu haben, ist das bleibende Verdienst des Oberbürgermeisters Dr. Konrad Adenauer!

Die wesentlichen Züge des zukünftigen Kölns sind diese:

1. An Stelle des früher geplanten Villenringes wird sich ein Grüngürtel um die Neustadt legen (Bild S. 15); das ist der sogenannte Innere Rayon, der grünbeplante Arme aussendet in das Land hinein und dort Anschluß findet an einen zweiten, noch breiteren und 40 Kilometer langen Grüngürtel im Gelände der äußeren Forts; das ist der sogenannte Äußere Rayon (Bild S. 18). — Zusammenfassend: „ein großes Lüftungssystem bis an den Kern der Stadt“ und „ein Schutzwall gegen die von außen kommenden Gefahren der Braunkohlengebiete“.

2. Die bisherige Grundform der Stadt wird dadurch in ihrem ganzen Wesen geändert, daß das Industriegelände von dem ringförmigen Eisenbahnkörper verlegt wird an den Rhein nördlich von der Stadt und Anschluß gewinnt im Süden an die im Bau begriffenen großen Hafenanlagen bei Niehl, dem nördlichen Vorort Kölns.



Köln — „Innerer Grüngürtel“.

Der untere schmale Grünstreifen die Ringstraßen; rechts der Deutsche Ring am Rhein. — In der Mitte über den Ringstraßen vor dem neuen Grüngürtel der Stadtgarten. — Erstes Drittel links des Inneren Grüngürtels das Wasserbecken an der Aachener Straße mit dem Kanal zum Stadtwald oben links; vgl. Bilder S. 16 u. 17.

Die Eingemeindung Worringens, eine neue Eisenbahnverbindung Köln-Worringen und Siedlungs- und Grünanlagen werden nicht unwesentlich zu der Veränderung der alten Grundform der Stadt beitragen.

Man weiß nun nicht, was man mehr bewundern soll, die Tatsache des heute schon im Werden begriffenen neuen Kölns oder das energische, zielbewußte Handeln der Stadtverwaltung! Man muß nur einmal die Etappen ihres Vorgehens verfolgen:

- a) Im Jahre 1917 besteigt Konrad Adenauer den Oberbürgermeisterstuhl von Köln. Am 9. November 1918 kommt die Staatsumwälzung.
- b) Schon am 3. Dezember 1918 beschließen die Kölner Stadtverordneten auf seinen Vorschlag, „das Enteignungsgesetz für die im ersten Festungsrayon gelegenen Grundstücke zur Schaffung von Kleinwohnungsgebieten und Grünflächen nachzusuchen“.
- c) Am 28. März 1919 setzt Konrad Adenauer bei der Preußischen Staatsregierung das Gesetz durch, daß in dem Gebiete des Inneren Rayons statt der üblicherweise bei Geländeumlegungen in Frage kommenden 35 Prozent für öffentliche Straßen und Platzanlagen 50 Prozent den städtischen Bebauungsplänen zur Verfügung stehen, allerdings mußten die übrigbleibenden 50 Prozent, die dem Privatbesitz belassen wurden, ebenso wertvoll sein wie 100 Prozent — $35 = 65$ Prozent. Dabei handelt es sich im ganzen um rund 900 Besitzer!
- d) Am 27. April 1920 beschließt die Verfassunggebende Deutsche Nationalversammlung auf Betreiben der Kölner Stadtverwaltung das Gesetz „über Enteignungsrecht von Gemeinden bei Aufhebung oder Ermäßigung von Rayonbeschränkungen“. Damit sollte jede Bodenspekulation ausgeschlossen und erst die Grundlage für Kölns großzügige Grünflächenpolitik geschaffen werden.



Köln — Wasserbecken an der Aachener Straße.
Fortsetzung S. 245. — Vgl. Bild S. 17.

- e) Die Stadt läßt durch drei Fachmänner — Jansen, Schumacher und Stooß — Bebauungspläne ausarbeiten. Schumachers Projekt wird gewählt. 1923 erscheint sein Buch.
- f) Schnell entschlossen wird in den Jahren 1923—1924, als viele andere Stadtverwaltungen ihr Vermögen in ein Nichts zerfließen lassen, durch Notstandsarbeiten der Innere Rayon nach Schumachers Plänen geschaffen, und auch im Außenrayon werden wesentliche Teile angelegt, so z. B. der ausgedehnte Volkspark im Raderthal, der neuere Teil des Stadtwaldes jenseits der Militärringstraße, das Stadion und die linksrheinischen Forts und Zwischenwerke.

Angesichts dieser gewaltigen, mit größter Klugheit und Beschleunigung betriebenen Umlegung, der grandiosesten bodenpolitischen Aktion, die jemals stattgefunden hat, kann man voll Staunens und Bewunders nur wiederholen, was Friedrich Wilhelm IV. von Preußen im Jahre 1842 bei der Grundsteinlegung zum Ausbau des Kölner Domes aussprach: „Meine Herren von Köln!

Es begibt sich Großes unter Ihnen!“

Hier ist nun nicht der Ort, über Schumachers Planung des neuen Kölns, die Entwürfe des Baudirektors Abel und Enckes feinsinnig gartenkünstlerisches Sich-anpassen im einzelnen eingehender zu berichten. Ich verweise daher nochmals auf Schumachers höchst interessantes Buch, dazu auf Enckes Schrift „Die Grünanlagen der Stadt Köln“. Die Bilder S. 15 u. 18 mögen nur in großen Umrissen orientieren über das, was bisher im Inneren Rayon ausgeführt worden ist und was, in Planung festgelegt, einer Ausführung entgegenreift.

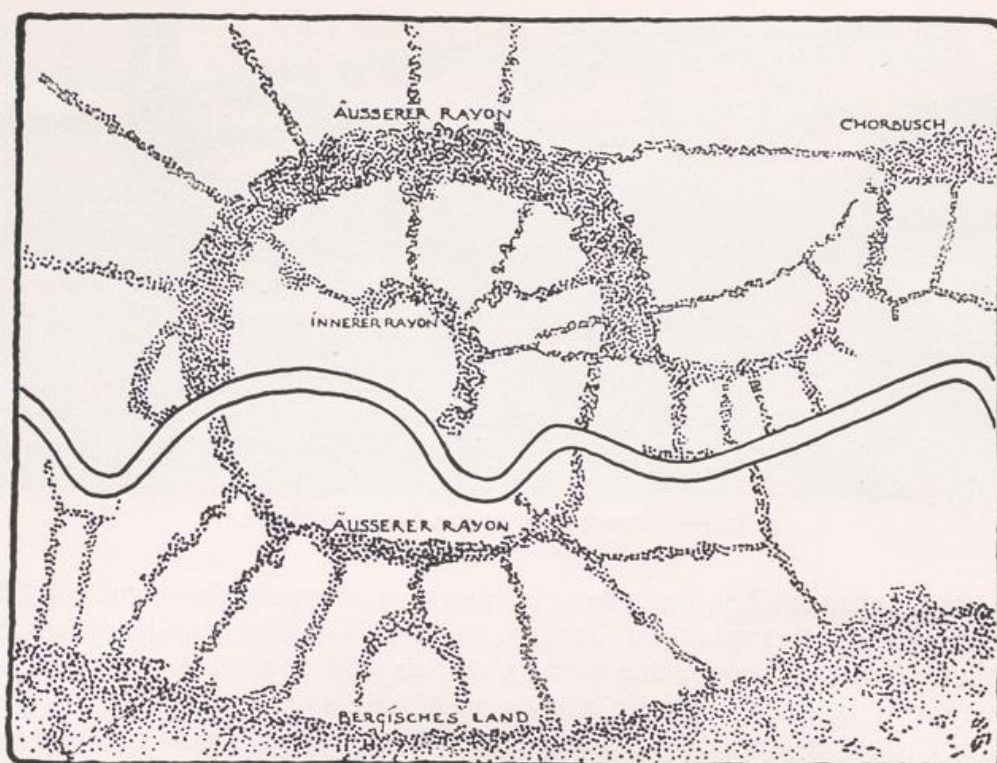
Am Rhein, am Niederländer Ufer im Norden beginnend, zieht sich sieben Kilometer lang bis zur Luxemburger Straße der innere Gürtel hin (Bild S. 15), bettet in seine Grünanlagen das schon besprochene ältere Fort am Neußer Wall ein (Bild S. 10—13) und findet unweit davon zwei Grünarme, die ihm von außen her die



Köln — Wasserbecken an der Aachener Straße.
Fortsetzung von S. 16.

Hand reichen, den Zoologischen Garten, vor allem die Flora und den 1914 fertiggestellten Botanischen Garten. Im Nordwesten ist das Gleisdreieck der Reichsbahn eine unerwünschte Störung, aber sie wird in geschickter Weise durch ihre Parkgestaltung überwunden, und die von Alleen eingefasste Kanalstraße kann ungestört weiter den Grüngürtel begleiten. Hier hatten nun Encke und sein Mitarbeiter Stadtbaurat Nußbaum Gelegenheit, ganz großen Stiles ihre Gestaltungs-gabe in den verschiedensten Anlagen zu entwickeln, Volkswiesen, Spielplätzen, Ziergärten, Promenaden, intimen Ruheplätzchen mit Stuhl und Tisch, Kleingartenkolonien usw. Die alten Kölner Ausfallstraßen teilen den Grüngürtel auf. An diesen Radialstraßen sind öffentliche Monumentalgebäude vorgesehen, Notwendigkeiten für Köln, für die in der Altstadt kein Platz mehr vorhanden gewesen wäre. Diese Monumentalarkente werden später erst endgültig Anlage und Gestaltung der sie umgebenden Grünflächen bestimmen. Der Abschnitt zwischen Zül-picher und Bachemer Straße ist für die wissenschaftlichen Bauten der Stadt gedacht usw. Breite Alleen umziehen den Gürtel.

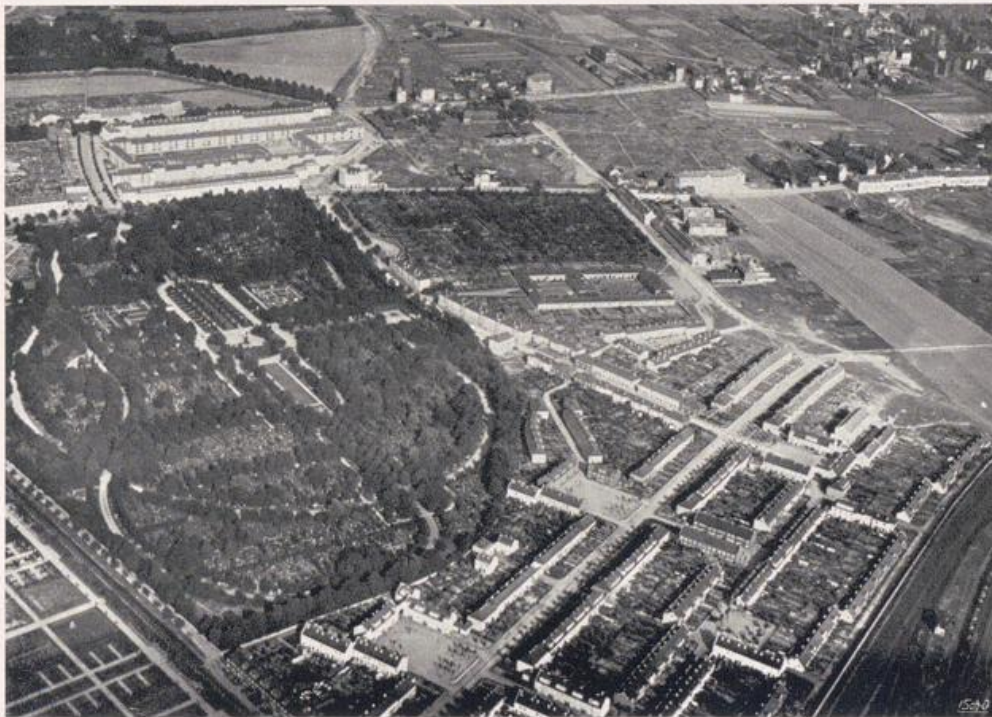
Der Mittelpunkt der ganzen Anlage ist ein vier Hektar großes Wasserbecken zwischen Aachener und Dürener Straße (Bild S. 16 u. 17). Seine Umgebung wird in einigen Jahren schon ganz anders aussehen. Arkaden werden das Wasserbecken umstehen und ihm den festen architektonischen Rahmen geben, ebenso mehrgeschossige Geschäftshäuser und Hotelbauten. Zwischen Bassin und Eisenbahnkörper ist ein neuer Entlastungsbahnhof geplant. Das kann ein sehr wirkungsvoller Mittel- und Ausstrahlungspunkt Groß-Kölns werden! Dem projektierten Bahnhof gegenüber zieht sich nach Westen in der Mittelachse des Bassins geradlinig und von Alleen begleitet ein langer Kanal, der im Stadtwald Anschluß an den Grüngürtel des Außenrayons findet. In ähnlicher Weise baumbestanden sind die übrigen Ausfallstraßen der Stadt zum Außenrayon zu denken (Bild S. 18). Doch die Aachener Straße erhält durch ihre Lage zur Altstadt und die bisherigen Grünanlagen, die sie berührt, eine ganz andere Ausgestaltungsbedeutung. Hier ist die wichtige West-



Köln — Plan des Äußeren und Inneren Grüngürtels.
Für den Inneren Grüngürtel vgl. Bild S. 15.

ostverkehrsverbindung zum Neumarkt—Schildergasse—Gürzenichstraße—Heumarkt—Hängebrücke—Deutz. Wenn erst der große Friedhof Melaten an der Aachener Straße als Begräbnisstätte geschlossen ist, wird auch er in das neue Grünsystem der Stadt aufgehen. Dazu kommt der Stadtwald, 200 Hektar groß, Kölns größte Grünanlage, über die Militärringstraße noch weit in letztes Festungsgelände hinausragend. Doch so ist der Stadtwald erst in den Jahren 1919—1924 geworden. Der älteste Teil, 1889 von Kowalleck noch angelegt, hatte als Ausgang einen alten Gutspark. Der weitere Ausbau behielt den Charakter eines Waldparkes bei. Dann gesellten sich Teich- und Kanalanlagen, ein Wildpark und große Volkswiesen dazu. Jenseits der Militärringstraße eine bewegte Bodengestaltung. Aus der Anlage eines sechs Hektar großen Teiches erwuchsen hier zwei Hügel, der Adenauer-Berg und ein noch ungetaufter. Von dort aus ein herrliches Panorama auf das Häusermeer der Stadt, den Reigen der Kirchen, und mitten aus dem Bilde aufragend das Massiv der Domturmkolosse; ein Bild, das einmal berühmt werden wird wie Kölns malerische Rheinfront, große geschichtliche Vergangenheit und zukünftige Gestaltung verbindend; ein Bild, das auch wirklich gesehen wird, weil an den neuen Stadtwald sich anlegt und mit ihm organisch verbunden ist das 65 Hektar große Stadion mit Kampfbahnen für Schwer- und Leichtathletik, Reit- und Radrennbahnen, Hockey- und Tennisplätzen, Schwimmbahn, Luftbad, einer 12 Hektar großen Turnwiese usw.

Acht Forts, 14 Zwischenwerke und 119 militärische Stützpunkte legen sich im Abstand des Stadtwaldes um das linksrheinische Köln. Sie mußten sämtlich geschleift werden. Ein grausiger Trümmerhaufen hätte hier in der Landschaft entstehen können, dem aber die Stadtverwaltung in geschickter Weise zu begegnen wußte! Weitschauend stellte sie einen Plan der zukünftigen Verwendbarkeit auf und verstand es, durch Verhandlungen Schleifungserleichterungen durchzusetzen. Die Kehlkasernen, Kehlgräben und waldartigen Glacis mit ihren malerischen Höhenunterschieden bleiben in vielen Fällen erhalten. Und was wird aus ihnen? — Wald- und Freiluftschulen, Luftbäder, Sport- und Erholungsanlagen. Die Räume der Kehlkasernen werden für schlechte Jahreszeiten als Schulräume verwandt. — Ein glänzender Einfall! Was muß sich hier in Gottes freier Natur für eine prächtige rheinisch-deutsche Zukunft entwickeln! — Oder man verwendet die Kehlkasernen als Lehrerwohnungen oder bei der Umwandlung eines Forts für Sportzwecke als Geräte- und Auskleideräume. So sind beispielsweise Teile einer früheren Befestigung in die Anlage des Stadions beim Stadtwald mit einbezogen worden. Der Umbau des Forts am Neußer Wall mag einigermaßen eine Vorstellung vermitteln, wie diese ehemaligen Befestigungsanlagen mit ihren neuangelegten Volkswiesen und der Bepflanzung der Glacis und Gräben sich in die Landschaft hinein öffnen werden (Bilder S. 10—13). Im Zeitalter der „neuen Sachlichkeit“ — ein ebenso dummes Wort wie alle anderen Schlagworte, mit denen wir die Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts registrieren — wird das Auge an der



Köln — Nordfriedhof und Siedlung Mauenheim.
Architekt Wilhelm Riphahn.



Köln — Sülz.

Landhaus „Weißhaus“. Erbaut zwischen 1776 und 1794.

schlichten Sachlichkeit der Festungsarchitektur besonderen Gefallen finden. Die wesentliche Arbeit der Umgestaltung der alten Forts liegt bei dem Gartenarchitekten, und die Gestaltung ist in der Hauptsache abhängig vom Zustande der Zerstörung. Einige bleiben im trümmerhaften Zustande, dessen einsame Verlassenheit ein stimmungsvolles Echo in einer Heidellandschaft finden wird. Das Gebiet des Pulvermagazins zwischen zwei Forts im Süden an der Bonner Straße mit seinen Wällen ist in die Neuanlage des Volksparks im Raderthal aufgegangen und wird gartenkünstlerisch vielversprechend sich entwickeln. Unweit Marienburg konnte sogar die Beibehaltung fast aller Höhenunterschiede und des alten Baumbestandes bei einem Fort durchgesetzt werden. Hier wird die Fülle malerischer Gartenbilder heranwachsen, reicher noch als die an dem älteren Fort am Neußer Wall (Bild S. 10—13).

Die so umgebauten Forts, durch baumbesäumte Wege untereinander verbunden, stellen die Hauptpunkte des geplanten Grüngürtels des Außenrayons dar (Bild S. 18). Die Militärringstraße durchzieht ihn als sein Rückgrat. In diesen Grüngürtel werden nun noch alle außen liegenden und schon erwähnten öffentlichen Gartenanlagen einbezogen, dazu hier und da kleinere Wälder und Gutshöfe. Da ist es eine herrliche städtebauliche Aufgabe von allergrößter Wichtigkeit, die Grünflächen mit den einzelnen Vororten und der Stadt in organischen Zusammenhang zu bringen. Siedlungen und Dauerpachtgärten sollen den Übergang vermitteln (Bild S. 19).

In den früher schon eingemeindeten und den Außenrayon berührenden Vororten treffen wir einige Einzelbauten an, die wegen ihrer künstlerischen Eigenart uns interessieren. Zunächst an der Luxemburger Straße in Sülz ein kleines Wasserschloß, das sogenannte Weißhaus (Bild S. 20). Hier hatte das Stift von St. Pantaleon zu Köln, wie uns Hans Vogts gelehrtes Werk „Das Kölner Wohnhaus“ erzählt, schon jahrhundertlang eine Landhausanlage, die 1584 niederbrannte und 1613 wieder aufgebaut wurde. Abt Ämilian Elbertz (1776—1794) ließ auf den alten Fundamenten Ende des 18. Jahrhunderts das heutige Herrenhaus aufführen, das in seiner klassizistischen Schlichtheit, dem Giebel, der in das Mansarddach einschneidet, und den beiden Brücken, die von dem Wasserschlößchen zu den Vorbauten und dem Park führen, ansprechende Anmut atmet.

Noch stimmungsvoller Ecke Zülpicher und Freiligrathstraße in Kriel ein unerwartetes Idyll, das „Krieler Dömchen“, ein kleines Kirchlein, das schützend die vollen Baumkronen seines alten Friedhofes umhüllen (Bild S. 21). Ganz schlicht in seinen Außenformen. Vor ein kurzes, nur einundeinhalbschiffiges Langhaus stemmt sich der geduckte quadratische Turmbau, stumpf sein Helm. Rundbogen und rechteckige Blenden gliedern seine Wände. An seine Nordseite hat sich außen ein Treppchen angeschmiegt, das hinauf in die Turmstube will. An der seitenschifflosen Südseite ist ein vermauertes rundbogiges Portal mit interessanten früh-



Köln — Kriel.

Das sogenannte „Krieler Dömchen“. — Turm 11. Jahrhundert, Langhaus 12. Jahrhundert.

romanischen Kreuzen in Flachrelief. Hakenförmige Steinkonsolen an der Langhauswand waren früher die Auflagestützen einer Vorhalle. Im Inneren öffnet sich das Mittelschiff dem einen Seitenschiffe in zwei breite Bogenstellungen. — Uralt geschichtlicher Boden hat uns aufgenommen. Hier hatte das Gereonstift von Köln einen Hof. Schon das 10. Jahrhundert sah auf dem Krieler Hof ein Kirchlein aufragen. Spätestens Ende des 11. Jahrhunderts stand schon der heutige Turmbau, im 12. Jahrhundert folgte das Langhaus, und erst das 17. oder 18. Jahrhundert baute an der Nordseite des Chores in der Flucht des Seitenschiffes die Sakristei an.

Ein ganz anderes Bild und vielleicht nicht weniger interessant ist die St.-Mechtern-Kirche in Köln-Ehrenfeld (Bild S. 23). Sie ist in den Jahren 1907—1909 nach dem Entwurf von Eduard Endler in freien romanischen Formen an Stelle eines in den Kriegswirren von 1474 zerstörten Zisterzienserbauwerks zu Ehren der heiligen Thebaischen Legion errichtet worden und wirkt recht günstig im Straßenbilde wie als Innenraum. Die innere Ausmalung hat seiner Zeit viel Aufsehen erregt und lockt noch heute oft Neugierige an. Joseph Huber-Feldkirch schmückte zunächst 1915—1918 Chornische und anstoßende Stirnseiten mit einem Mosaik eines monumentalen Saviourbildnisses über streng feierlich gehaltenen Heiligengestalten und einem Engelfries. Peter Hecker führte dann den weiteren Schmuck der Wände in Fresko aus. „Himmel und Erde lobpreisen den Herrn“ — das ist das Thema der bildlichen Darstellungen in der Vierung, den Stirnbogen, Zwickeln und im Kuppelgewölbe; Apostelfiguren, das Paradies, die vier Weltteile, Engelchöre, Allerheiligenlitanei. An der Decke des Langhauses Szenen aus der Legende der Thebaischen Legion. Die übrige Ausmalung ist noch nicht ganz vollendet. Im rechten Querschiffsarm ist nun eine Darstellung, die besonders Verwunderung erregt hat: Man sieht in eine „Austernstube“, sieht Lebejünglinge à la mode und ähnliche Dinge, dann mitten im Bilde den Heiland. „Sie gehen vorüber und sehen ihn nicht,“ liest man auf einem Schriftband. Aber hat der selige Stephan Lochner in Köln im 15. Jahrhundert auf seinem Auferstehungsbilde nicht auch und nicht weniger drastisch im damaligen Zeitkostüm die Laster des Schlemmens und Vergnügens dargestellt? Und dennoch, der prächtige Pastor von St. Mechtern hatte schon Mut! An Wänden und Decken werden die einzelnen Szenen von Schriftbändern begleitet. Das wirkt mit den Bildern zusammen recht gut. Wichtiger ist letzten Endes die Wirkung auf das Gemüt der Jugend. Ich habe einmal verstohlen aus einer Ecke heraus dem Religionsunterricht in St. Mechtern zugelauscht, wie der Pastor gleichzeitig Religions- und Kunstunterricht erteilte und die Jungens begeistert in den Bildern an den Wänden blättern.

Dann in dem nördlichen Vororte Niehl die alte Kirche der hl. Katharina, die heute als Pfarrkirche aufgegeben ist und als Kriegergedächtniskapelle dient (Bild S. 24). Sie gehört mit den Bauten zu Kriel (Bild S. 21) und Rodenkirchen (Bild III, S. 36) zu jenen stimmungsvollen kleinen schlichten Landkirchen der näheren Umgebung Kölns. Von dem ältesten Bau der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammen noch der rassige Turm und das nördliche Seitenschiff. Wie das Krieler Dömchen hat auch die Niehler Katharinenkirche nur ein Seitenschiff. Lisenen und Arkadenfriese beleben den älteren romanischen Teil. Das 14. Jahrhundert führte ein



Köln — Ehrenfeld.

St.-Mechtern-Kirche. Erbaut 1907—1909 von Eduard Endler.
Mosaik im Chor 1915—1918 von Joseph Huber-Feldkirch. Freskomalerei von Peter Hecker.

neues gotisches Hauptschiff in feinen Profilen, Maßwerk- und Fenstergliederungen und Rippen auf. Wieder umgibt ein alter, baumbestandener Friedhof das Kirchlein. Hier ruht auch, wie uns der Grabstein erzählt, der Kölner Historiker von Hillesheim († 1803). Was aber der Kirche einen besonderen malerischen Reiz verleiht, das ist ihre Lage auf bastionsartig ummauerter Anhöhe mit dem Chor zum Strom (Bild S. 24). Von hier wandert das Auge weit und breit über die Stromlandschaft. Auf dem anderen Ufer der Ort Flittard. Stromaufwärts in einen Park gebettet Schloß Stammheim (Bild S. 32). Flußabwärts das industrielle Leverkusen. Uns zu Füßen hinter schützenden Stromdämmen der kleine Ort Niehl.

Der kleine Ort Niehl, aber er wird bald eine Bedeutung erhalten, die er sich nie hat träumen lassen und die ihn aus seinem stillen Idyll, fern der Großstadt, aufrütteln wird. Der Lärm der Maschinen am Strom ist erstes Anzeichen der Dinge, die da kommen. Kölns bisheriger Hafen zwischen Bayenturm und St. Mariä-Lyskirchen ist nicht mehr ausdehnungsfähig, weder für Lagerräume noch für Eisenbahnanschlüsse, aber auch nicht die Häfen zu Deutz und Mülheim. Niehl ist als großer Hafen ausersehen worden. Ein Blick auf die Karte zeigt uns, was hier im Entstehen begriffen: ein breites Hafenbecken längs des Stromes. Von dort aus seitlich vier ebenso breite in das Land hinein. Dahinter der geplante Hafenbahnhof, ein Gemeinschaftsbahnhof vieler Interessen, denn dort werden Verbindungen ausstrahlen zur geplanten Schnellbahn nach Düsseldorf, nach Nippes und Ehrenfeld, zur Gürtelbahn in das Braunkohlengebiet, vor allem nach Worringen. Zwischen



Köln — Niehl.
Ehemalige Pfarrkirche. — Turm erste Hälfte 12. Jahrhunderts, Langhaus 14. Jahrhundert.



Köln.

Ausschnitt aus der Stadtansicht des Anton Woensam von Worms vom Jahre 1531.
Im Vordergrund St. Heribert in Deutz. — Vgl. heutigen Zustand S. 27.

Worringen und Niehl ein Industriegelände mit einer Werft am Strom von 2200 Meter Länge! Dahinter auf dem ehemaligen Exerzierplatz die kommende Industriestadt (Bild S. 18). Siedlungen und Grünanlagen werden in den Außenrayon, d. h. in die Natur überleiten. Auch dieses gewaltige Unternehmen lediglich aus Notwendigkeit entstanden. — Ja, das werdende Köln läßt uns einstweilen noch nicht los. Seine großen Grünflächen- und Verkehrspläne greifen auch auf das andere Ufer über, auf Deutz, Kalk, Mülheim am Rhein und tiefer noch in das Land hinein.

Deutz war ursprünglich ein kleines, rechteckig 'angelegtes Römerkastell mit Türmen und Mauern bewehrt. Erzbischof Heribert von Köln (999—1021), der Freund Kaiser Ottos III., sein Begleiter auf dem Zuge nach Italien 1001, richtete hier bald darauf eine Benediktinerabtei ein. In der Mitte des Kastells, so erzählt Heriberts Lebensbeschreibung des Deutzer Mönches Lantbert, baute der Erzbischof auf den Fundamenten einer uralten heidnischen Kultstätte eine Klosterkirche. 1583 wurde sie von feindlichen Truppen zerstört. 1531 hat Anton Woensam von Worms sie noch in seinen Kölner Stadtprospekt einzeichnen können (Bild S. 25). Dann gingen bald 100 Jahre an dem Trümmerhaufen vorüber, bis Abt Johann Hasert (1641—1672) die jetzige Kirche aufführen ließ (Bild S. 27). Wer sich der Kirche im Dau zu Köln (Bild III, S. 140), der Türme der Jesuitenkirche (Bild III, S. 79)

und der Kirche St. Maria in der Schnurgasse erinnert (Bild III, S. 128), ist für die Zeit des 17. Jahrhunderts über die altertümlichen Formen der gotisierenden Fenster wie die romanisierenden Turmöffnungen und auch über die Gliederung der Fassade von St. Heribert nicht überrascht. Eigenartig aber ist die gebrochene Linie der Seitenschiffsmauern. Im Inneren der Seitenschiffe ein mittleres rechteckiges Gewölbe, seitlich davon je ein rhombisches. Das erklärt sich daraus, daß der Neubau des 17. Jahrhunderts die Fundamente des 1583 niedergelegten Bauwerks mitverwandt hat. Anton Woensams Zeichnung gibt einen Anhaltspunkt für die frühere Form der Kirche, einen Rundbau (Bild S. 25). Außerdem besitzen wir im „Buch Weinsberg“ aus dem 16. Jahrhundert eine Beschreibung der Kirche in der Darstellung über die Zerstörungen von 1583: „Also brachen sie das Kloster zuerst im Inneren ab. Hierauf fingen sie am 19. und 20. August S. Heribert Münster an. Dieses war im Inneren ein runder Turm und Kirche mit acht sehr starken Pfeilern in der Gestalt der Gereonskirche mit einem weiten Gewölbe; das war unverletzt vom Brande des runden Bleidaches, das auch nicht hoch gewesen; und es stand das Chor hinter der Kirche nach Osten im Kloster. Mit diesen Pfeilern des Münsters hatten sie viel Arbeit; denn dieselben waren sehr dick. Sie hieben dieselben unten durch, setzten Stützen darunter, zündeten diese an und ließen einen Pfeiler nach dem anderen umfallen.“ — 1880 fanden nördlich und südlich der Kirche Ausgrabungen statt. Man stieß auf alte Fundamente, „welche einem regelmäßigen ovalen Bau angehört haben“. Eine genauere Untersuchung im Inneren der Kirche war leider nicht möglich. Es bleibt daher dahingestellt, ob es sich um antike Fundamente des römischen Kastells handelt, die mit den Aufzeichnungen des Mönches Lantbert über die uralte heidnische Kultstätte in Zusammenhang zu bringen sind. So bleibt die Frage römischen Ursprunges ebenso ungeklärt wie die Frage der grundrißlichen Gliederung. Wohl kann man aus Weinsbergs Angaben annehmen, daß acht bogenverbundene Pfeiler sechs Seitenkapellen einrahmten.

Deutz gehört schon seit 1888 zu Köln. Das benachbarte Mülheim wurde erst 1914 eingemeindet. Das war ein langer Streit, bis endlich Mülheim nachgab, in den Stadtkreis Köln mitaufzugehen. Noch einmal kam der jahrhundertalte Gegensatz beider Städte wieder zum Ausdruck.

„Das Dorf,“ so redete der Kölner von Mülheim. Aber das Dorf war ihm doch lange und oft ein Dorn im Auge. Mülheim war bergisch. Hier planten die Grafen von Berg einen befestigten Handelsplatz an der Wasserstraße und hatten schon 1281 einen Turm errichtet. Aber der streitbare Kölner Erzbischof Siegfried von Westerberg ließ nicht nach, bis das Bollwerk im Jahre 1286 niedergelegt wurde. Köln duldet zwischen Zündorf und Monheim auf dem rechten Ufer keine fremde Befestigung und ließ sich das auch vertraglich von Berg bestätigen. Dennoch ragten zu Beginn des 15. Jahrhunderts um Mülheim Mauern auf. Köln setzte es beim Kaiser im Jahre 1417 durch, daß die Befestigungen wieder abgetragen wurden. Ein neuer Befestigungsversuch im Jahre 1588 hatte dasselbe Schicksal. Dann erfolgte im Jahre 1612 nach groß angelegtem Plane die Anlage einer weitläufig abgesteckten, befestigten Neustadt. Man hatte Flugblätter weit und breit verteilt,



Köln — Deutz.

St. Heribert nach dem Neubau zwischen 1640 u. 1672.



Köln — Mülheim.

Schiffsbrücke. Im Hintergrunde der Dom zu Köln. — Fortsetzung des Bildes S. 29.

um Ansiedler anzulocken. Aber 1615 demolierten Kölner und Spanier die ganze Neustadt, sprengten selbst Keller und Gewölbe der Neubauten so gründlich, daß auch nichts übrig blieb. Nicht genug damit, vertrieb Köln noch voller Hohn ein Flugblatt, das das zerstörte Mülheim darstellte. Heute freilich hat es Köln selbst erfahren, daß man mit dem Demolieren von Festungswerken und Unduldsamkeit den Geist einer Stadt nicht zerstören kann. Kölns Unduldsamkeit gegen Andersgläubige in seinen eigenen Stadtmauern schuf Mülheims Blüte, als in den Jahren 1714 und 1718 die Familien Andreae, Mühling, Köster u. a. nach Mülheim übersiedelten, wo man Kölner Protestanten „freies commercium“ und besondere Privilegien zusicherte. Da half auch kein Verbot der Stadt Köln an ihre Kunsthandwerker, in dem aufblühenden Mülheim zu arbeiten. So blieb denn in Mülheim die Erinnerung an seine beiden duldsamen, streng gläubig katholischen bergischen Landesherrn des 18. Jahrhunderts, Johann Wilhelm und Karl Theodor von der Pfalz, während des 19. Jahrhunderts lebendig und ebenso der Gegensatz zu Köln. Das erschwerte die Eingemeindungsfrage. — Heute ist der Streit ausgetragen. Der endgültige Sieg der Stadt Köln hat ein eigenes Symbol gefunden: im Senatssaale des Rathauses zu Köln präsidiert der Oberbürgermeister auf dem Stuhl des letzten regierenden Bürgermeisters von Mülheim, und sein Rücken bedeckt das Mülheimer Stadtwappen, wenn er, sich zurücklehnend, neuen Eingemeindungsplänen nachsinnt.

Heute breitet sich um die Altstadt Mülheim eine blühende Industriestadt aus, und zwischen Altstadt Mülheim und Rheinpark Deutz fauchen am Rhein weltbekannte Industriewerke ihre Rauchgarben gen Himmel. Aber das alte Bild der Kernstadt Mülheim, des „schönen Dorfes“ am Rhein, ist geblieben (Bild S. 29a). Man glaubt, an einem der kleinen niederrheinischen Nester anzulegen, denkt an



Köln — Mülheim.

Alte Pfarrkirche. Erbaut zwischen 1692 u. 1720. — Fortsetzung des Bildes von S. 28.



Köln — Mülheim.

Blick aus der Freiheit durch die Kirchstraße auf die alte Pfarrkirche. (Vgl. Bild S. 29a.)
Links Pfarrhaus (1752), rechts Haus „Zum Pelikan“ (1756).

die Altstadt Düsseldorfs um St. Lambertus, an Kaiserswerth oder Rees. Mehr auch noch als auf der Fahrt von Bonn bis Köln mutet hier niederrheinische Landschaft uns an. Breit und weit ist der Strom geworden. Schwere Wolkenzüge am Firmament. Im Hintergrunde das Turmpaar des Domes, wie das von St. Viktor zu Xanten in der weiten Ebene des Niederrheins vom Strom aus gesehen (Bild S. 28). Die veraltete, ausfahrbare Schiffsbrücke, der lange, schmale Strich über den Strom, verdichtet die Stimmung des Bildes. Doch die Schiffsbrücke gehört inzwischen schon der Geschichte an, nachdem der Streit um „Hängen“ oder „Biegen“ der neugeplanten Brücke numehr entschieden ist.

Gegen den Strom vorragend, auf ummauerter Anhöhe die alte Pfarrkirche des heiligen Clemens (Bild S. 29 a). Inschriften erzählen, daß sie in den Jahren 1692 und 1720 erbaut worden ist, die Vorhalle vor der Westfassade am Rhein 1754. Die Lage des Tur-



Köln — Mülheim.
Portal Freiheit Nr. 40.

mes hinter dem Ostchor, sein Aufbau, das gotisierende Maßwerk der Fenster und die Gestalt des Westgiebels erinnern wieder an die Kölner Baugruppe Jesuitenkirche, St. Maria in der Schnurgasse, die Kirche im Dau und St. Heribert in Deutz. Durch die Kirchstraße lugt ein Kruzifixus an dem Seitenchörchen in den alten Hauptstraßenzug, die Freiheit (Bild S. 29b). Das Pfarrhaus vom Jahre 1752 mit der Madonnenstatue an der Straßenecke und gegenüber das Haus zum Pelikan von 1756 rahmen den Eingang zur Kirchstraße. Das sind zwei ansprechende und typische Häuser Mülheimer bürgerlichen Wohlstandes aus der Zeit des Kurfürsten Karl Theodor.

Unweit davon die Häuser „Zum Lämmchen“, Freiheit 36 (Bild S. 31), und das Andreaesche Haus, Freiheit 40, mit reizvollen Türrahmen und Türfüllungen (Bild S. 30). Das Andreaesche Haus besitzt außerdem eines der schönsten Rokokogartenhäuschen des Bergischen Landes. Das stattlichste der Mülheimer Bürgerhäuser steht Buchheimer Straße 29, der sogenannte Bärenhof, ehemals das Haus der Familie Bertoldi. Hier, in den bürgerlich gediegenen und behaglichen Räumen, über die man genaueres erfährt in Hans Vogts Darstellungen in der „Zeitschrift des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz“ (Geschäftsstelle Düsseldorf, Landeshaus, Berger Ufer 1a), soll auch Kurfürst Karl Theodor zu Gast gewesen sein.

Die „Mülheimer Freiheit“ läuft stromabwärts in das „Stammheimer Ufer“ über. Dicht am Strom zieht sich die Uferstraße weiter bis zu dem Orte Stammheim, der 1914 ebenfalls eingemeindet wurde. Mit-ten in diesem Ort öffnet sich ein ausgedehnter Park prächtigen alten Baumbestandes zum Rhein, mit ihm ein Schloßbau (Bild S. 32). Stammheim war schon im 10. Jahrhundert Königlicher Hof, kam dann als Geschenk des Erzbischofs Bruno von Köln an die Abtei Groß St. Martin. Seitdem hat Stammheim oft seinen Besitzer gewechselt. Im 12. Jahrhundert wird ein Geschlecht der Ritter von Stammheim genannt. Im 17. Jahrhundert sitzen die Herren von Diependal, im 18. Jahrhundert die Herren von Weyhe und die Herren von Pfeil auf Stammheim, seit 1818 die Freiherren, späteren Grafen von Fürstenberg-Stammheim. Das heutige Herrenhaus erstand in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Hufeisenförmig schließen sich nach dem Rhein zu zweistöckige



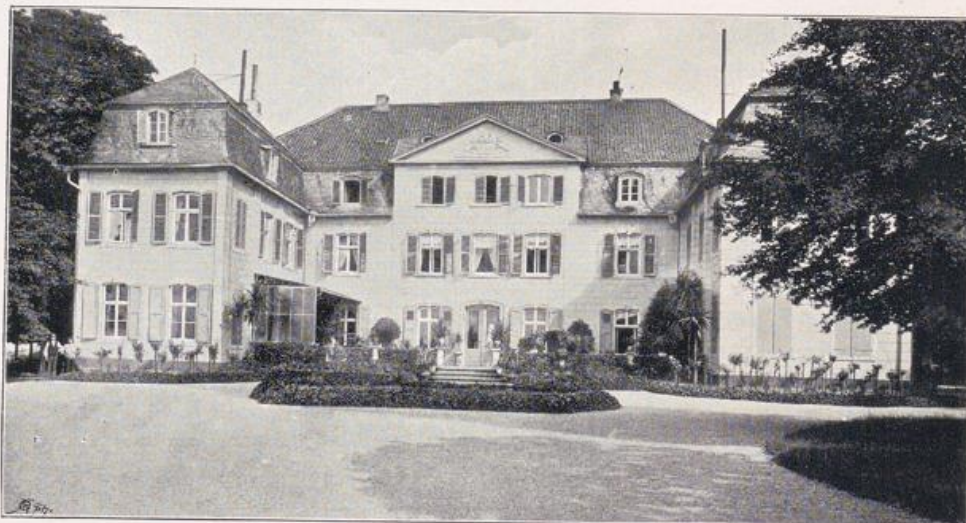
Köln — Mülheim.

Portal Freiheit Nr. 36. Haus „Zum Lämmchen“. Haustür heute an Haus Leerbach bei Bergisch-Gladbach.

Seitenflügel dem Mittelbau an, schlicht zurückhaltend, ohne weiteren Schmuck, nur durch die Schönheit wohl abgewogener Verhältnisse des Giebelmittelsalits zu den übrigen Teilen wirkend. Leider hat man später in die nächste Nähe des vornehmen Bauwerks eine neugotische Kapelle gerückt und das Dach alles andere als verschönt mit blechernen Luckenrahmen. Ich gebe daher besser Schloß Stammheim im früheren Zustande wieder (Bild S. 32).

Hohenzollern- und Hängebrücke sind die festen Bänder, die das rechtsrheinische Köln an das linksrheinische binden; nördlich und südlich schließen sich ihnen die geplante neue Mülheimer Brücke und die Südbrücke an. Das bedingt dann auch, daß das rechtsrheinische Ufer Deutz-Mülheim städtebaulich in einen organischen Zusammenhang mit der linksrheinischen Uferfront gebracht werden muß. Die Hängebrücke bedarf eines architektonisch betonten Brückenkopfes auf dem Deutzer Ufer. Von dort bis zur Hohenzollernbrücke ist eine Promenadenterrasse geplant, unmittelbar zugänglich von der Rampe der Hängebrücke. An Stelle der ehemaligen Kasernenbauten und auf dem Gelände des früheren Bahnhofes soll, zum Rhein sich öffnend, ein „Kulturforum“ entstehen. Dafür liegen schon aus der Zeit vor dem Kriege Entwürfe von Karl Moritz u. a. vor. Nach Abels Plan wird Hampels Kürassierkaserne von 1820 um einen Hof zwei Seitenflügel zum Strom hin erhalten und als Museum ausgebaut werden. Natürlich hat die Frontgestaltung auf das eigene Bild der schmalen Giebelhäuser auf dem gegenüberliegenden Ufer mit den monumentalen Vertikalakzenten der Kirchenbauten Rücksicht zu nehmen. Die Heribertskirche zu Deutz (Bild S. 27) soll in den neu entstehenden Gebäudekomplex mit einbezogen werden. Ferner ist die Lage des neuen Deutzer Bahnhofes der Ausgang einer Neuorientierung des Deutzer Stadtkerns.

Stromabwärts der Hohenzollernbrücke beherrscht zunächst der Messebau



Köln — Stammheim.
Schloß Stammheim, erbaut zweite Hälfte 18. Jahrhunderts.



Burg Strauweiler.

Altes Burghaus 15. Jahrhundert. Ausbauten 16. u. 17. Jahrhundert.

das Ufer. Er wird sich demnächst weiter und höher am Rhein ausdehnen. Dann folgen Rheinpark und Niederrheinisches Dorf. Die neue Mülheimer Hängebrücke mit ihrem Rampenstraßenausbau in die Stadt hinein wird ebenso Rücksicht nehmen wollen auf die Uferpromenade wie auf das trauliche Bild um die alte Pfarrkirche (Bild S. 29 a).

Aber auch im äußeren Umkreise sollen die rechtsrheinischen Uferstädte mit dem linksrheinischen Köln verwachsen. Der Fortgürtel des Außenrayons setzt sich auf dem rechten Ufer fort. Hier werden sich vier Forts, neun Zwischenwerke und 32 militärische Stützpunkte in ähnlicher Weise wie auf dem linken Ufer dem Außengrüngürtel öffnen. Auf dem rechten Ufer liegen insofern die Verhältnisse günstiger, weil die Orte in nächste Nachbarschaft an die Forts heranreichen, dann weil sich weiter draußen in großem Bogen die Höhen des Königsforstes und des Bergischen Landes um den Grüngürtel legen (Bild S. 18). Dieser waldige Höhenzug faßt zwei berühmte Baudenkmäler, die Kölns beliebte Ausflugsorte sind, die Abtei Altenberg und Schloß Bensberg.

Der Weg von Mülheim nach Altenberg führt durch das malerische Tal der Dhünn, vorbei an den beiden interessanten Kirchen zu Dünnwald und Odenthal (Bild S. 33). Altgermanische Erinnerungen begleiten unseren Weg. „Dhünn“ ist noch keltischen Ursprunges und hat früher Duna geheißen. Dann war es das Tal des altgermanischen Gottes Odin. Bei Dünnwald erscheint nachts sein weißes Roß. Zwerge bewohnen mit ihren Schätzen die Bergeshänge. Elfen und

Hexen finden sich zur mitternächtlichen Stunde zu Tanz und Reigen ein. In den Dhünnbach ergießt sich der Bach der Elfen, die nachts geheimnisvoll ihre Nebelschleier durch das Tal weben, der Eifgenbach, d. h. der Elfenbach. Auch Freya hatte hier ein Heiligtum, im heutigen Freudenthal an der Dhünn. Die Dünnwälder Hardt bedecken an die hundert uralte Hügelgräber.

Die ehemalige Klosterkirche zu Dünnwald hat im Laufe der Jahrhunderte eine eigene Gestalt gewonnen (Bild S. 35). Chor und nördlicher Nebenchor mögen noch aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammen. Aber die Mittelapsis hat, wahrscheinlich im 14. Jahrhundert, als man auch sonst Veränderungen an dem Bau vornahm, spätgotische Maßwerkfenster erhalten. Die nördliche Seitenapsis wurde turmartig nach oben weiterentwickelt und im 17. Jahrhundert mit einer barocken Haube versehen. Anschließend daran das nördliche Seitenschiff der Mitte des 14. Jahrhunderts mit hochgezogenen Giebeln über je zwei Fenstern und abgetreppten Strebepfeilern. Das 17. Jahrhundert hat auch an dem Seitenschiff geändert. An der Westfront steigt der quadratische Eckturm des 12. Jahrhunderts auf. Ein zweiter Eckturm an der Westfront fiel ebenso wie die südliche Chorapsis im 19. Jahrhundert. Das Mittelschiff ist im Innern noch flach gedeckt. Von Westen öffnet sich ihr die Empore.

Ebenso ist Odenthal eine romanische flachgedeckte Basilika, und auch an ihr hat das 19. Jahrhundert wesentliche Änderungen vorgenommen (Bild S. 36). Man hat das alte Chor abgebrochen und an seiner Stelle ein Querhaus mit einem neuen Chor errichtet. Das alte Langhaus reicht noch in das 11. Jahrhundert zurück. Der quadratische Turmbau ist im folgenden Jahrhundert erhöht worden. Die Kirche liegt reizvoll mit dem Chor zur Straße, inmitten eines alten Friedhofes und malerischer Fachwerkhäuser und besitzt einen interessanten Taufstein vom Ende des 12. Jahrhunderts, eine schöne spätgotische Monstranz vom Ausgange des 15. Jahrhunderts und eine der ältesten Glocken der Rheinlande. Unweit der Kirche und ebenfalls an der Landstraße ein altes Kapellchen mit einem Barockaltar. Wenige Schritte weiter taucht rechts an einem Abhang zur Dhünn die Burg Strauweiler auf (Bild S. 33). Das von Dachtürmchen eingefasste alte Burghaus des 15. Jahrhunderts mit der Vorderfront zur Dhünn ist im 16. Jahrhundert über die Rückfront hinaus ausgebaut worden und hat seitlich im 17. Jahrhundert einen um ein Stockwerk niedrigeren Flügel erhalten. Das 18. Jahrhundert fügte dann noch Wirtschaftsbauten an. Und auch Burg Strauweiler hat eine Wiederherstellung des 19. Jahrhunderts in seinen Einzelformen gewandelt. — Von Strauweiler ist es dann nur noch eine kurze Strecke Weges und vor uns ragt auf, umrahmt von waldigen Höhenzügen, eine der herrlichsten Schöpfungen kirchlicher Gotik in den Rheinlanden — der Dom zu Altenberg (Bild S. 38 ff.).

In Altenberg hatten die Grafen von Berg auf dem linken Ufer der Dhünn ihre Stammburg. Graf Everhard von Berg war in das in die Einsamkeit der Wälder Ostfrankreichs geborgene Cisterzienserkloster Morimund eingetreten, Morimund, d. h. „Stirb der Welt“. Er, der Onkel des Erzbischofs Bruno II. von Köln aus dem Hause der Grafen von Berg, und Bruder des regierenden Grafen Adolf,



Köln-Dünwald.

Pfarrkirche, Choransicht. — Bau 12. Jahrhunderts. Im 19. Jahrhundert südliches Nebenschiff mit Chorhaube und Westturm abgebrochen. Chorhaube des nördlichen Seitenschiffs im 17. Jahrhundert umgebaut. Nördliches Seitenschiff 14. Jahrhunderts, im 17. verändert. Vom ursprünglichen Bau nördlicher Westbau.

der später ebenfalls in den Cisterzienserorden eintrat, dachte daran, in den einsamen Wäldern seiner bergischen Heimat ein zweites Morimund zu gründen. Die Stammberg Berg wurde im Jahre 1133 zum Kloster umgewandelt. Erst als einige Jahre später die neue Landesburg an der Wupper, das heutige Schloß Burg, den Namen „Neue Burg“ oder „Neuenberge“ annahm, nannte sich die Abtei an der Dhünn Altenberg. Die Enge der alten Landesburg war für ein Kloster indessen ungeeignet. Bald entstanden im Tale ausgedehnte Neuanlagen. Doch von dieser ersten Klosterschöpfung ist ebensowenig erhalten wie von der Burg. 1255 begann man mit dem zweiten Neubau der Klosterkirche. Von 1693—1715 wurden die alten Klostergebäude durch ausgedehnte Neubauten erweitert. Ein verheerender Brand in der Nacht zum 7. November 1815 zerstörte „die herrlichste Klosteranlage der Rheinlande“ (Clemen) bis auf den Grund. Das ist indes nicht das einzige Unglück, das die Abtei in ihrer herrlichen Waldeinsamkeit aufgesucht hat. Im Truch-

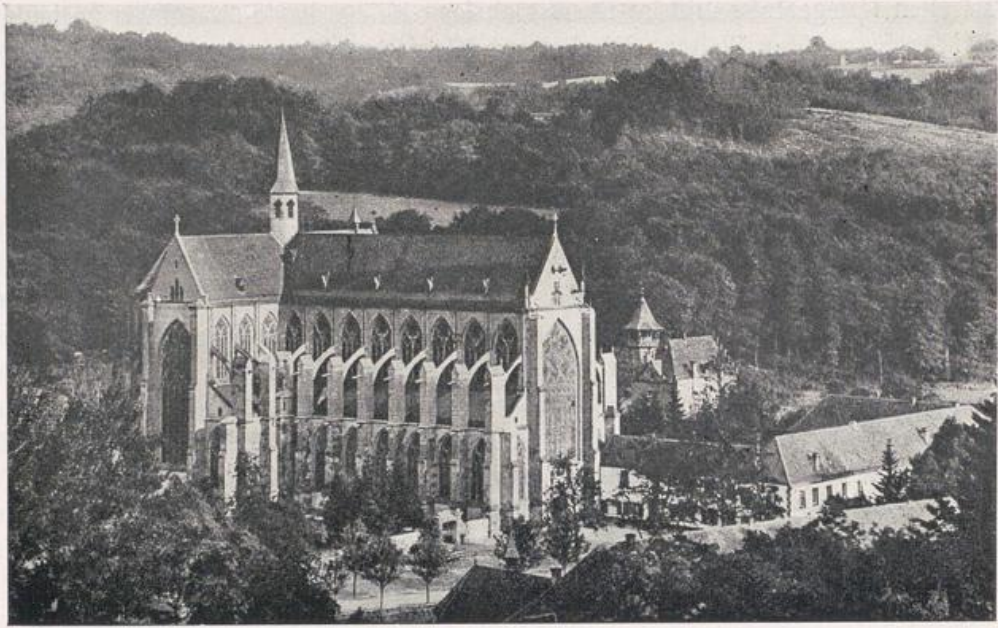


Odenthal — Pfarrkirche

Vor dem Chorumbau Ende 19. Jahrhunderts. Langhaus 11. Jahrhundert.
Westturm 12. Jahrhundert erhöht.

sessischen Kriege 1583 und im Dreißigjährigen Kriege hatte sie schwer zu leiden. Die Mönche mußten fliehen. Kirche und Kloster wurden ausgeplündert. Natürlich hat sich auch die Franzosenzeit Ende des 18. Jahrhunderts in den Annalen Altenbergs verewigt. Noch schlimmer erging es den Bauten, nachdem im Jahre 1803 die Abtei aufgehoben war. Bibliothek und Kostbarkeiten verschwanden. Das Inventar wurde öffentlich versteigert. Im Dormitorium der Abtei wurde eine chemische Fabrik eingerichtet. Hier brach am 7. November 1815 der Brand aus, der nicht allein Kloster und Kreuzgang in Trümmer legte, sondern auch das Dach der Kirche zerstörte. 1821 brachen in dem notdürftig wiederhergestellten Bau der südliche Querarm und ein Teil des Chores zusammen. Drei volle Tage plünderte man im Inneren drauflos! 1830 und 1831 folgten weitere Einstürze, die neue schwere Beschädigungen an der Innenausstattung verursachten. Der Hochaltar stand unter freiem Himmel. Der Dom zu Altenberg schien zur dahinsterbenden Ruine verurteilt. Aber auch dieses Bauwerk fand wieder seinen Erretter in Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Wie an jenem denkwürdigen 16. Juli 1814 unter Sülpiz Boisserées Führung die entblätterten Kreuzblumen und verwitterten Strebepfeiler des in der Franzosenzeit verschandelten Kölner Domes auf den Romantiker königlichen Geblütes so beredt einredeten, daß er ausrief: „So soll's nicht länger bleiben — wir bauen es aus!“, so klagte nicht vergebens die Ruine zu Altenberg, als der damalige Kronprinz von Preußen 1833 das Dhünnatal besuchte. Schon 1835 begann man mit den Wiederherstellungsarbeiten. 1847 konnte in Gegenwart des Königs die feierliche Weihe der Wiederherstellung begangen werden. Wiederhergestellt wurde in der Hauptsache nur das äußere Bauwerk, und vieles blieb noch zu tun übrig. Am Außenbau fehlte auch noch die Wiederherstellung des Nord- und Südgiebels. Das neue Dach war zu flach ausgefallen und verlangte nach einer steileren Lösung. Im Inneren warteten die kostbaren Glasfenster und die Fülle herrlicher Grabmäler der Wiederherstellung. Darüber gingen aber noch Jahrzehnte dahin, bis dem altherwürdigen gotischen Dom ein neuer hochherziger Retter erstand — eine Frau: Frau Maria Zanders aus Bergisch-Gladbach. Sie ist die Gründerin des Altenberger Dombauvereins.

Wie gewaltig die Ausmaße des Domes und wie gering die Seelenzahl um Altenberg und Nachbarschaft, die seinen Gottesdienst aufsucht, obwohl Katholiken und Protestanten gemeinsam das Bauwerk benutzen. War dafür in der abgelegenen, stillen Waldeinsamkeit ein solcher Aufwand an Mitteln und jahrzehntelange Arbeit für eine schon aufgegebene Klosterkirchenruine nötig? Hätte nicht gerade die dachlose Ruine mit dem Gestänge der Strebebogen, dem fensterlosen zerbröckelnden Maßwerk, in dem Vögel genistet hätten, und grünendes Leben im Inneren der Kirche eine ganz eigenartig schöne Stimmung in das einsame Bergtal getragen? Ja, wenn noch ein bauliches Bedürfnis vorhanden gewesen wäre, wenn hier sich ein neuer Orden angesiedelt hätte wie in Himmerod in der Eifel und die Kirche für seine eigenen Zwecke wieder instand gesetzt hätte! Aber für die kleine Seelenzahl für Altenberg und Umgebung! — Und doch lagen die Verhältnisse hier anders. Trotz des Dachstuhlbrandes vom Jahre 1821 und der Einstürze der Jahre 1830 und 1831 war das Bauwerk noch leicht zu retten und es mußte gerettet werden



Dom zu Altenberg.

Begonnen 1255. Chor um 1275 geweiht. Langhaus um 1279 vollendet. Vgl. Bild S. 39.

als das „großartigste Werk des Zeitalters nächst dem Kölner Dom“ (Dehio). Es ist das stolzeste Werk des Mittelalters im Bergischen Lande. Nicht ohne Grund redet die heimische Bevölkerung von ihrem „Bergischen Dom“. Die Abteikirche zu Altenberg ist mehr als das bedeutendste Bauwerk des Bergischen Landes; sie ist die „künstlerisch vollendetste Schöpfung rheinischer Frühgotik“ (Clemen).

Schön muß es sein, ein Ereignis, wenn man ahnungslos zum ersten Male von der Burg Strauweiler kommend seinen Weg im Dhünntal weiterschreitet; wenn die Berge das Tal verengen und die Dhünn zwingen, plätschernd neben der Landstraße sich mühsam den Lauf zu graben (Bild S. 33); wenn die Straße dann über die Dhünnbrücke weiterleitet und plötzlich, einer Erscheinung gleich, eingerahmt von grünen Bergen und Waldesrauschen, über dem langen zweigeschossigen Bau des Gasthauses zum Domhof die Massen des Domes aufragen (Bild S. 38); wenn schließlich unser Schritt innehält vor der Westfassade (Bild S. 39). Ihre Mittel- und Seitenschiffe ganz aufgelöst in große Fenster, eingefäßt von abgetreppten Strebepfeilern. Das Mittelfenster, das „achtteilige Riesfenster der Westfront, gehört zu den glänzendsten Erzeugnissen der Maßwerksphantasie; mit bezeichnendem Stolz wird sein Verfertiger, der Laienbruder Reinold, in seiner Grabschrift »super omnes rex lapidas« genannt“ (Dehio). So beherrschend ist das reich gegliederte Fenster, daß man anfänglich gar nicht achtet des kleinen Eingangsportales ihm zu Füßen und darüber der beiden schönen gotischen Figuren der Verkündigung der Maria, noch weniger der drei kleineren Statuen der Jungfrau, des hl. Benediktus und des Gründers des Cisterzienserordens, des hl. Bernhards, hoch oben im Giebel über dem Fenster. Turmlos ist der Dom, so wollten es die Ordens-



Dom zu Altenberg.
Westfront. Vgl. Bild S. 38.

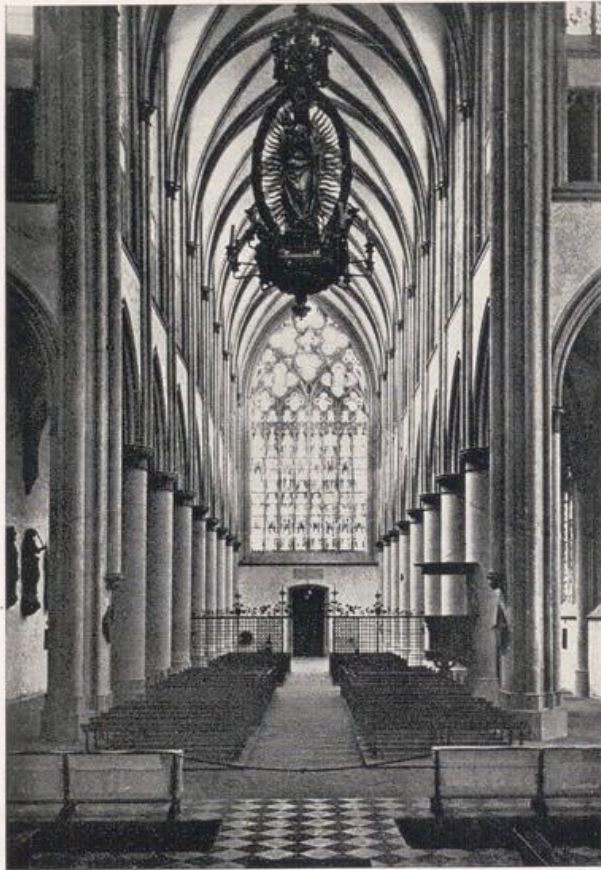
regeln der Cisterzienser, nur ein Dachreiter über der Vierung, wie bei der Ordenskirche zu Eberbach (I, S. 46).

Als man im Jahre 1255 mit dem Bau des gewaltigen Werkes begann, erschien zur Grundsteinlegung neben dem Landesherrn, dem Grafen von Berg, auch der Gründer des Kölner Domes, Erzbischof Konrad von Hochstaden. Wie beim Kölner Dom wurde zuerst der Bau des Chores in Angriff genommen und das alte Langhaus beibehalten. Wie beim Kölner Dom schrieben die Bischöfe von Mainz, Münster, Minden und Hildesheim Ablässe zur Förderung des Altenberger Domes aus. Aber hier schreiten die Arbeiten schneller voran. Schon in den achtziger Jahren kann das Chor geweiht werden; und während der ältere, freilich auch größere Bruder in Köln jahrhundertlang von seinem Kran auf dem Unterbau des Südturmes seine Unvollendung betrauern kann, begeht der Altenberger Dom schon im Jahre 1379 die Feier der Weihung des ausgebauten Langhauses. Altenberg hatte das Glück eines ganz besonderen Gönners. Bischof Wikbold von Kulm in Preußen aus dem Hause von Dobbstein in Köln hatte sich im Alter nach Altenberg zurückgezogen. Er opferte sein ganzes Vermögen der Vollendung des Domes.

Das Innere eine lichterfüllte Halle (Bild S. 41 a). 35 Meter steigen die Gewölbe des Mittelschiffes über uns hoch, von 30 schlichten Rundsäulen getragen. Enger gestellt die Säulen des Chorrunds. Das läßt die Halle noch tiefer erscheinen. Wie feierliche Chordriener umstehen die Chorsäulen den Altar (Bild S. 41 b). Zwischen ihnen verliert sich das Auge durch den Chorumgang, getrennt vom Chor durch niedrige Steinschranken, in die sieben Chorkapellen. Das ist nicht mehr das schlichte Planschema der alten Cisterzienserkirchen, das glatten Chorabschluß liebte. Bei

aller Überlieferung cisterziensischer Schmucklosigkeit hatten sich unter dem Einfluß gotischer Konstruktionen in Nordfrankreich auch ihre Kirchenbauten gewandelt. Nordfranzösischen Cisterzienserkirchen entnahm auch der Baumeister von Altenberg die Anregung des Chores mit Chorungang und Kapellenkranz.

Auch sonst nahm man im Laufe der Jahrhunderte es mit der cisterziensischen Schmucklosigkeit nicht mehr so genau. Im Chor stieg einst, bis 1821 die volle Breite füllend, ein prachtvoller Barockaltar bis hoch in das Gewölbe auf. In noch früheren Zeiten leuchtete hier eine reich mit Edelsteinen besetzte, vergoldete Altartafel. 25 andere Altaraufbauten zählte der Dom. Das 15. Jahrhundert hatte das Chor mit dem kostbaren Evangelienpult bereichert, auf gotischem Unterbau ein prachtvoll stilisierter Adler. Auf seinen Flügeln ruhte das Evangelienbuch. Das Original freilich ist im Chor zu Altenberg nicht mehr erhalten. Es gelangte in die Maxkirche zu Düsseldorf. Wohl hat man neuerdings in Altenberg eine Kopie aufgestellt. Ebenso ist das reichgeschnitzte Chorgestühl im Chor Kopie. Das Original vom Ende des 13. Jahrhunderts ist, nachdem die Abtei aufgehoben war, schließlich in das Berliner Kunstgewerbemuseum gekommen. Das war aber nur noch ein Teil des gesamten Gestühls. Ein anderer Schmuck konnte indessen



Dom zu Altenberg.

Blick vom Chor auf den Westeingang. Vgl. Bild S. 39 u. 38.

im Original dem Altenberger Dom zurückgewonnen werden, nachdem man ihn im Jahre 1917 im Keller eines Museums wieder entdeckt hatte, die heute vom hohen Gewölbe in das Chor herabschwebende Leuchtermadonna aus dem 16. Jahrhundert (Bild S. 40). Es ist ein Doppelbildnis wie die Kiedricher Madonna in der Michaelskapelle (I, S. 40) und schaut einmal zum Altar, dann in das Langhaus. Strahlen- und Rosenkranz und die Leuchterarme, die verloren waren, mußten zu dem Bildnis neu entworfen werden. In alten Verzeichnissen ist noch von anderen Leuchtern die Rede, ferner von Gemälden. Die frühere Paramentensammlung der Abtei mag man in den Nachbarkirchen suchen. In die Lambertuskirche zu Düsseldorf gelangte der schön gearbeitete Abtstab und in die Stadt- und Landesbibliothek dort die wertvollsten Stücke



Dom zu Altenberg.
Blick auf das Ostchor.



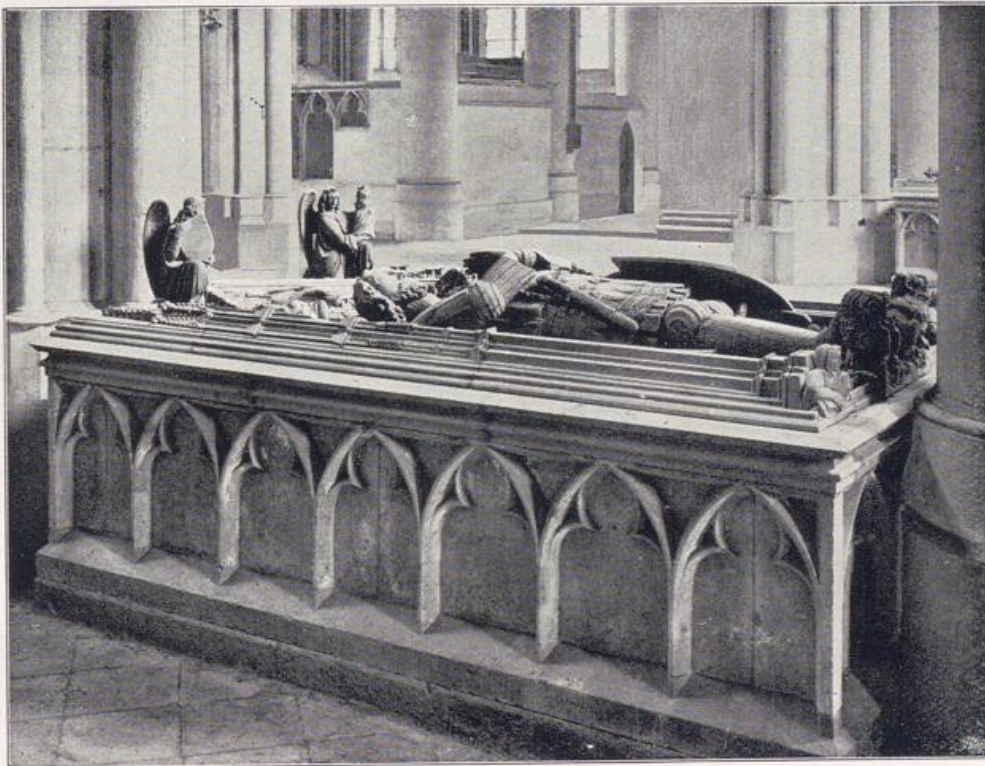
Dom zu Altenberg.
Das Ostchor. Vgl. Bild S. 41 a.

der ehemaligen Klosterbibliothek. Erhalten ist aber noch an Ort und Stelle im Chor das schlanke, turmförmige, spätgotische Sakramentshäuschen vom Ausgange des 15. Jahrhunderts. Gegenüber dem Sakramentshäuschen ragte einst ein steinernes, kunstvoll gearbeitetes Reliquiengehäuse auf, das der Einsturz vom Jahre 1830 unter sich begrub. Auf dem Altar leuchteten silberne Büstenreliquiare. Das reich geschnitzte Chorgestühl muß man sich unter der Vierung denken, die Breite seiner Rücklehne zu den Querschiffsarmen gestellt. Im Südark des Querschiffes plättscherte der Heilandsbrunnen, Wasser ergoß sich aus den Wundmalen der Statue des Herrn. An der Südwand des Querschiffes die Orgel. Auch sie zerschlug der Einsturz 1821. Unter ihr führte das Portal zu den Klosterbauten und dem Kreuzgang. Der Kreuzgang nahm dem südlichen Seitenschiff des Langhauses das Licht. Das Seitenschiff ist daher fensterlos geblieben.

Aus dem nördlichen Arm des Querschiffes schaut heute noch die Statue des hl. Christophorus, eine Holzplastik um 1500, von hoher Säule herab dem Gottesdienste zu, und er schaut herab auf die Fülle der Grabdenkmäler im Chor und im Nordarm des Querschiffes. „Herzogenchor“ nennt man den Nordarm, weil hier die alten Landesherrn aus der Zeit der Klostergründung bis zum Jahre 1524 ihre letzte Ruhestätte fanden. Unausbleiblich hatten auch die Altenberger Grabmäler durch die Gewölbeeinstürze der Jahre 1821, 1830 und 1831 und durch die jahrelange Verwahrlosung des Domes gelitten. Bei vielen ist die Grabplatte fast zur Unkenntlichkeit abgenützt. Die künstlerisch wertvollsten hat man indes zu Beginn unseres Jahrhunderts wiederhergestellt.

Fünfhundert Jahre bergischer Geschichte ziehen vor diesen Grabmälern an unserem Auge vorüber. Da ist das Grab der beiden Klostergründer Adolf und Everhard († 1152). Später nahm ihr Grab noch den Kölner Dompropst Konrad von Berg auf († 1308). Dort ruht der Kreuzfahrer Konrad II. († um 1161). Engelberts I. Gebeine, der auf dem Kreuzzug 1189 zu Branitza in Serbien den Tod fand, wurden in die heimatliche Gruftkirche zurückgetragen, vielleicht auch die seines 1218 vor Damiette gefallenen kriegerischen Sohnes Adolfs III. Über dem Grabe des Kölner Erzbischofs Bruno von Berg († 1200) links im Chor baute das 14. Jahrhundert ein stattliches Mal. Auf spitzbogenblendengeschmücktem Unterbau ruht in reichem gotischem Architekturrahmen in ungezwungener, lebensvoller Haltung der Verstorbene in seinem erzbischöflichen Ornat. Größere Reste alter Bemalung gaben Veranlassung, das Werk auch wieder farbig erstehen zu lassen. Im Chor vor dem Hochaltar wurde 1225 das Herz Engelberts des Heiligen von Berg beigesetzt. Er, der Erzbischof von Köln, war der letzte männliche Sproß des bergischen Hauses. Als er im Hohlweg bei Gevelsberg durch Friedrich von Isenburg überfallen und ermordet worden war, folgte Heinrich von Limburg, der Mann seiner Nichte Irmgard, auf dem bergischen Grafenstuhl. Beide ruhen ebenfalls im Herzogenchor († 1246), ebenso Adolf IV., der Gründer des Altenberger Domes († 1259), und seine Frau Margarete von Hochstaden. Adolf V. († 1296) dagegen fand im Kloster Gräfrath seine letzte Ruhestätte. Aber die Erinnerung an ihn und den Sieg bei Worringen über den Kölner Erzbischof Siegfried von Westerburg im Jahre 1288 bewahrte das Herzogenchor in prunkenden Beutestücken aus der Schlacht, die man hier aufgestellt

hatte. Die dann folgenden Landesherren Adolf VI. († 1348) und Gerhard I. († 1360) haben im Chor wieder sehenswerte Grabbauten erhalten. Bei beiden ist die Tumba mit Spitzbogenblenden gegliedert (Bild S. 43). Adolf und Gerhard in voller Rüstung in reichem Architekturgehäuse. Hunde, das Zeichen der Treue, zu ihren Füßen, Wappen und helmhaltende Engel zu ihren Häupten. Neben Gerhard ruht die schöngefältete Gestalt seiner Frau Margareta. Gerhards Sohn, Wilhelm I. († 1408), ist in der Lambertuskirche zu Düsseldorf beigesetzt. Doch der Bergische Dom sucht in einer Grabplatte im Herzogenchor die Erinnerung wachzuhalten an den ersten Herzog von Berg (1380) und Mehrer des Landes, unter dessen Herrschaft der Dom 1379 seine Vollendung erlebte, an den unglücklichen Vater, der von seinen eigenen Söhnen auf Schloß Burg gefangen gehalten wurde. Neben ihm die Grabplatte seines unnatürlichen und rauflustigen Sohnes Adolf, des Herzogs von Jülich und Berg († 1437), dann Gerhards II. († 1473), des Siegers von Linnich über Geldern am Hubertustage 1440. Gerhards Sohn, Wilhelm († 1511), war der letzte der Landesherren, die im Herzogenchor beigesetzt wurden. Dann wurde St. Lambertus, später St. Andreas zu Düsseldorf die Fürstengruft des Bergischen Landes. 1524 folgte Wilhelm seine Frau Sibylla von Brandenburg, beide besondere Wohltäter des Domes. Die Abtei wußte ihr Andenken zu pflegen. Über ihren Grabstätten hing an dem heute noch vorhandenen eisernen Arm eine große silberne Lampe, die 1632 die Schweden entwendeten. An einer Säule hängen ihre Toten-



Dom zu Altenberg.
Grabmal des Grafen Adolf VI. von Berg († 1348) im Chor.

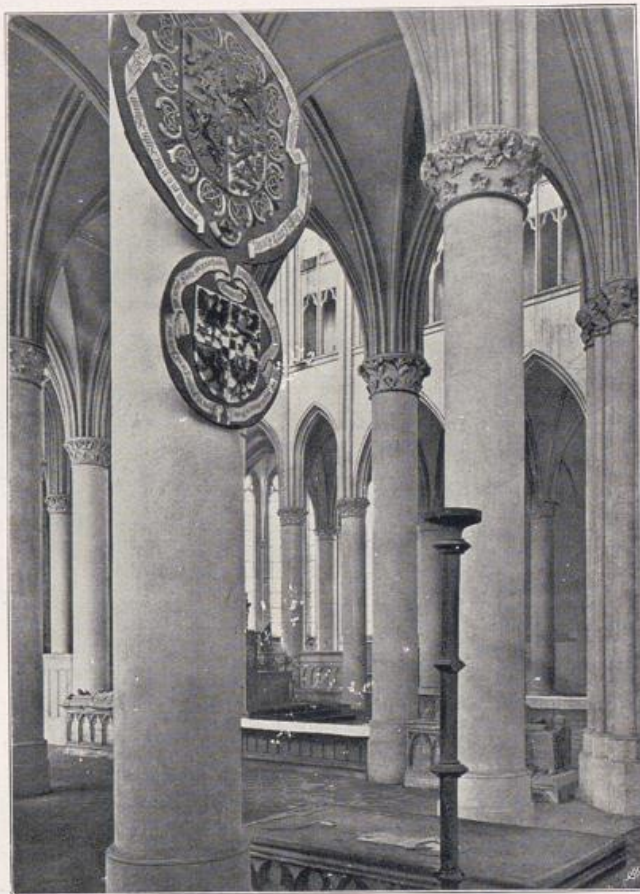


Dom zu Altenberg.

Ausschnitte aus dem Westfenster (vgl. Bild S. 40). Um 1380 von Meister Reynold.

schilde (Bild S. 45). In den stillen Raum der Gräber ragt eine Fahne mit dem Löwen von Berg. Im Chorumgang und in den Seitenschiffen verteilen sich die Gräber der Äbte von Altenberg.

Über diesen Gräbern steigt eine geistvoll gegliederte gotische Halle auf; aber sie ist so ganz anderer Stimmung als das Innere des Kölner Domes (Bild S. 40, 41, vgl. III, Bild S. 53). Man fühlt mehr Weite und Raum. Man steht nicht so im Banne des unaufhaltsamen Hinaufstrebens des Mittelschiffes wie in Köln. Auch daß statt Pfeilerbündeln mit dem feingliedrigen System der sogenannten Dienste wuchtige schmucklose Rundsäulen den Oberbau zu stützen haben, trägt das Seine zu der veränderten Stimmung bei. Anders ist auch die Stimmung der farbigen Behandlung des Raumes. Nichts von der tiefen Farbenglut der älteren Glasmalerei im Chor des Domes zu Köln, auch nichts von den vielgestaltigen, großfigurigen Kompositionen der späteren Glasgemälde im nördlichen Seitenschiffe zu Köln. Schmucklos und klar wie der architektonische Aufbau sollte auch die Behandlung der Fenster sein. Was aber aus diesem Zwang heraus geschaffen worden, erfüllt uns mit größter Bewunderung! Aus vierundsiebzig Fenstern ergießt sich silbrig gedämpft das Tageslicht durch den Raum. Farblose Grisaillemalerei im Chor. Das Herzogenchor sollte farbiger eine stimmungsvollere, gehobenere Behandlung erhalten; rötliche, gelbliche, bläuliche, grünliche Töne spielen mit hinein in die Farbensymphonie „Grau-Silber“, aber höchst taktvoll zurückhaltend. Dieses Zwischenspiel wird deutlicher vernehmbar in den Langhausfenstern, wenn auch hier noch ganz unaufdringlich. Es ist die geschickte Überleitung zu dem herrlichen großen Fenster der Westfront, wo blau-goldene Töne mit silbrigen sich zu Sphärenmusik vereinigen. „Vom Chor anfangend zeigen die Fenster in dem Fortschreiten nach Westen in ununterbrochener Folge ein Bild der Entwicklung der ornamentalen Glasmalerei



Dom zu Altenberg.

Blick aus dem Herzogenchor in das Hauptchor.

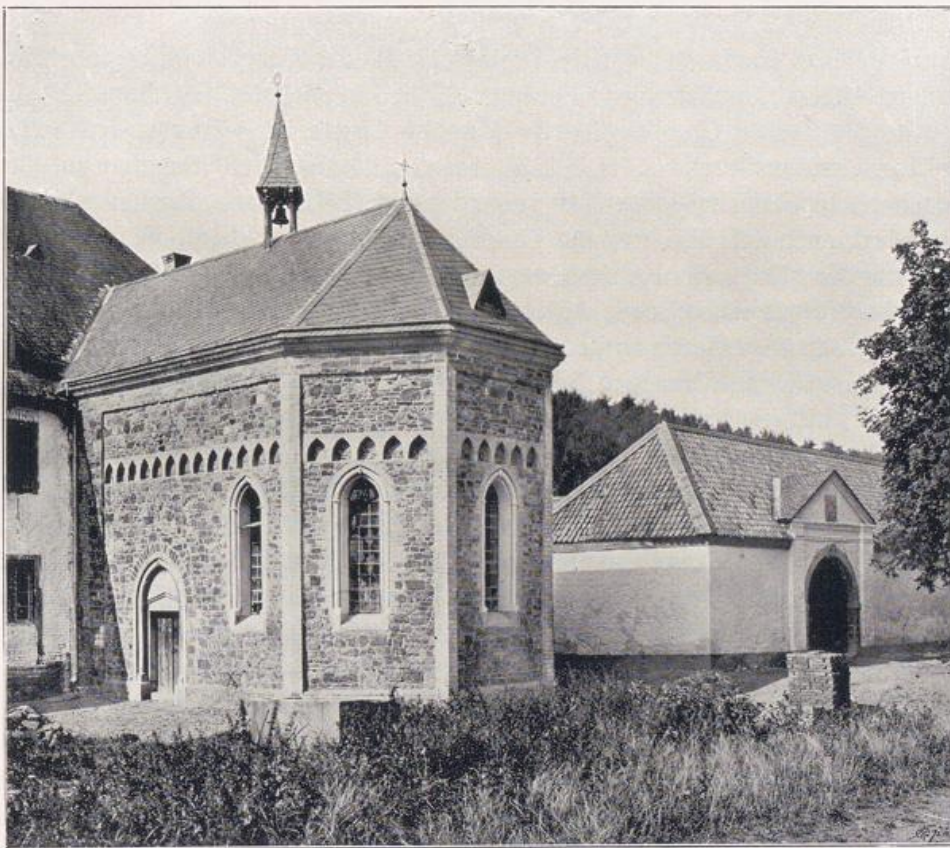
durch ein volles Jahrhundert“ (Clemen). Die Glasmalerei im Chor stammt aus der Zeit von 1255 bis 1287, die des Querschiffes von 1287 bis 1300, die des Langhauses aus dem 14. Jahrhundert, das Fenster der Westfront aus den Jahren 1380 bis 1388. In diesen hundert Jahren hatte das Verbot der Farbe und reicherer Formen im Orden an Strenge verloren. In den Chorfenstern waren noch wenige und einfache Pflanzen- und geometrische Motive als Schmuck verwandt. Im oberen Stockwerk des Chores werden die Formen der Fernwirkung wegen kräftiger entwickelt. Im Querschiff und Langhaus treten mit farbigeren Tönen auch neue Muster auf. Dann das Westfenster (Bild S. 40, 39). Acht schmale, senkrecht aufsteigende Langbahnen nebeneinander gestellt, darüber je ein Dreipaß, je zwei Bahnen finden sich unter einem gemeinsamen Spitzbogen mit Vierpaßbekrönung zusammen. Weiter nach oben faßt abermals ein mit einem Vierpaß gezielter Spitzbogen vier Langbahnen zusammen. Darüber als Schlußstück der Fensterdekoration ein Stern, zierlich wie Filigranarbeit: um einen Vierpaß vier Dreipässe gelagert. Dieses aus der Form des äußeren Fensterrahmens und der innerern Aufteilung zwei, vier und acht ähnlicher oder gleicher Figuren sich ergebende System des Aufbaus erhält durch den figürlichen Schmuck der Glasmalerei noch einen besonderen Sinn: im oberen Stern Christus, in den ihn umgebenden Seitenstücken Engel mit den Leidenswerkzeugen. In den zwei Pässen darunter Maria und Johannes, in den vier folgenden die vier Kirchenväter Ambrosius, Gregorius, Hieronymus und Augustinus. Dann in den Langbahnen die Schar der Heiligen in zwei Stockwerken eines zierlich phantastisch gotischen Architekturaufbaus, seitlich von Engeln eingefast, und Engel in den Baldachinbekrönungen über den Heiligen (Bild S. 44). So sind 53 Figuren in sechs Querbändern übersichtlich geordnet. Zu dieser Klarheit trägt nicht wenig die farbige Behandlung der Fenster bei: auf blauem Grunde der Langbahnen die schlanken, goldgelben, phantastischen Turmbauten der Heiligen und Engelscharen. Die Gestalten grausilbergelb auf mosaiziertem Hintergrunde. Diese farbigen Querbänder geben dem Inneren, auch hier wieder im Gegensatz zum Kölner Dom, den Eindruck der Weiträumigkeit und Breite. Wilhelm, der erste Herzog von Berg, war der Stifter der Fenster. Er und seine Frau Anna von der Pfalz haben daher mit ihren Wappen Aufnahme in den Figurenreigen der Komposition gefunden. Reynold, der schon erwähnte Baumeister und Steinmetz, war der Schöpfer der Fenster. Nachmittags, wenn die scheidende Sonne sich durch die Scheiben ergießt, muß man sein Meisterwerk bewundern. Dann klingt der ganze Raum mit; ein Erlebnis, das sich in Worten nicht wiedergeben läßt. Nicht ganz erhalten übernahm die Dombauwiederherstellung den Schatz der Fenster. Aber sie hat mit vorbildlichem Takt in ihren Ergänzungen sich der Stimmung der erhaltenen Glasmalereien anzupassen gewußt.

Und nun stehen wir wieder draußen vor der Westfassade, die in Sonnenlicht gebadet ist. Die Landstraße, die vor ihr sich hinzieht, ist erst später entstanden. Früher schloß ein Mauerzug Dom und Abtei von der Außenwelt ab. Der Westfassade gegenüber an der Dhünnbrücke steht noch das Eingangsportal zur Abtei in seiner wappengeschmückten Umgestaltung des 18. Jahrhunderts, links und rechts von ihm schlichte Neubauten desselben Jahrhunderts. Sie rahmen noch ein Stück

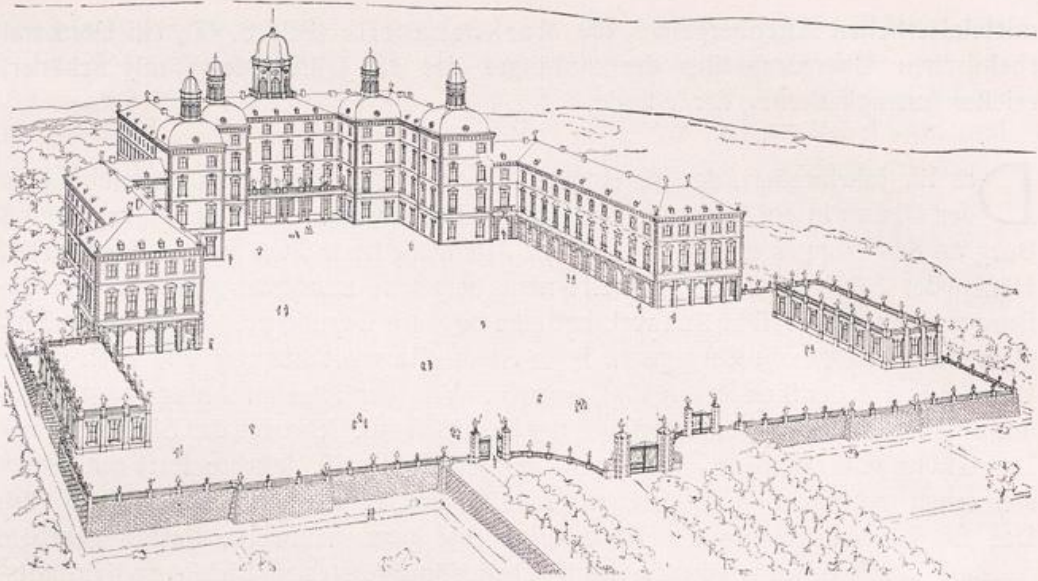
mittelalterlichen Altenbergs ein, die Markuskapelle (Bild S. 47), ein Denkmal rheinischen Übergangsstiles des Anfanges des 13. Jahrhunderts mit schöner, reicher Innengliederung der Wände.

Das 12. Jahrhundert, das die Umwandlung der alten bergischen Stammburg an der Dhünn in ein Cisterzienserkloster und den Neubau der Landesburg Schloß Burg an der Wupper erlebte, sah unweit Altenberg hoch oben auf den bewaldeten Höhen des Königsforstes eine zweite neue bergische Landesburg aufwachsen, die Burg zu Bensberg. Das Bauwerk hat eine bewegte Geschichte. Als Hauptwaffenplatz der Herzöge von Berg gegen Köln ist die Burg oft belagert und auch durch Brand verschiedentlich beschädigt worden. Von der ältesten Anlage ragt noch, unmittelbar auf den Felsen aufgebaut, der Bergfried auf. Ich zeige das Bild nach einer Darstellung vom Jahre 1826, als noch der Neubau des 15. Jahrhunderts mit seinen steinernen gotischen Fensterkreuzen sich an den Turmbau anlegte (Bild S. 49).

Das 19. Jahrhundert hat den Burgbauten eine ganz veränderte Gestalt gegeben. Burg Bensberg war wegen des wildreichen Königsforstes ein Lieblingsaufenthaltsort der bergischen Herzöge. Für den kunstbegeisterten und prachtliebenden Herzog



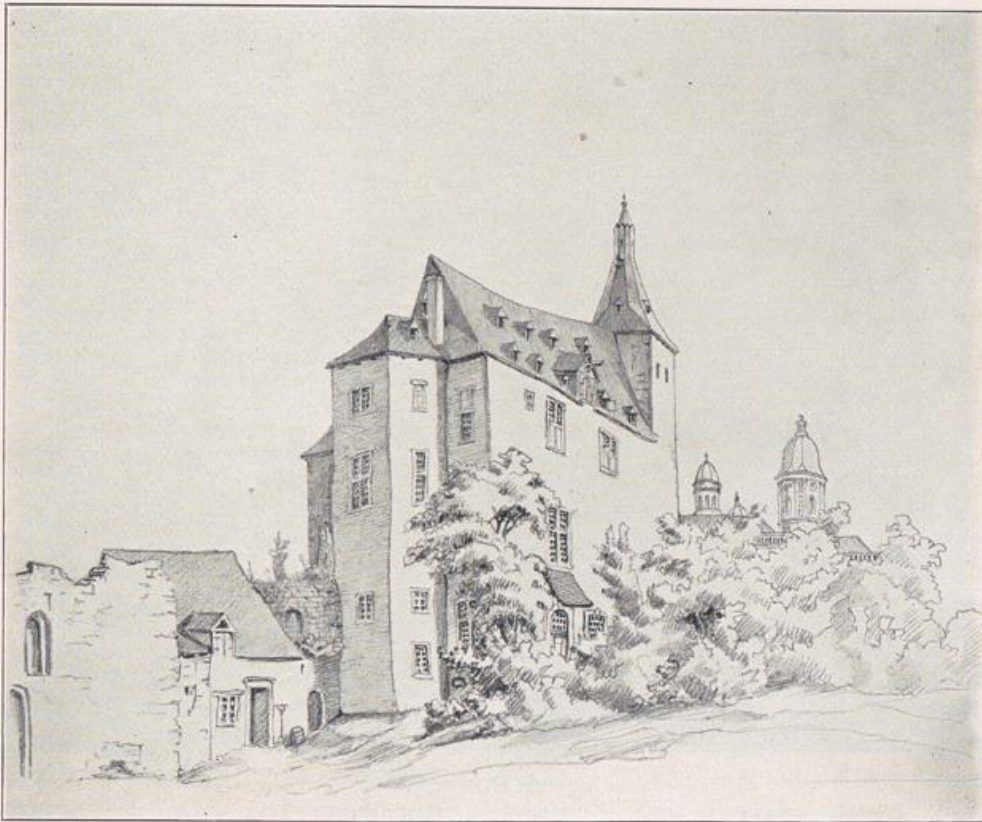
Altenberg — Markuskapelle.
Anfang des 13. Jahrhunderts.



Schloß Bensberg.

Erbaut 1706—1710 von Oberbaudirektor Matteo Conte di Alberti. — Wiederherstellungsversuch des früheren Zustandes von Richard Klapheck.

Johann Wilhelm, Kurfürsten von der Pfalz († 1716), war die schon im 17. Jahrhundert verfallene Anlage räumlich aber zu beengt. Er ließ in nächster Nachbarschaft durch seinen kurpfälzischen Oberbaudirektor Matteo Conte di Alberti, den Schöpfer der Kölner Ursulinenkirche (s. III, S. 213), einen weitläufigen Schloßneubau aufführen, der nach der Inschrift im Jahre 1710 vollendet war (Bild S. 48). Ein neues Versailles — aber dazu noch weit und breit das Landschaftsbild beherrschend die monumentale Bekrönung der Höhen des Königsforstes. Merck im „Teutschen Merkur“, Dielheim im „Denkwürdigen Rheinischen Antiquarius“ und Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ berichten begeistert von der prachtvollen Anlage wie von der reichen künstlerischen Ausstattung des neuen Schlosses. Hier hatte Johann Wilhelm die besten Köpfe seines künstlerischen Hofstaates beschäftigt, neben Alberti den Architekten Aloysius Bartoly aus Venedig, die Bildhauer Gabriel de Grupello, Heinrich Charasky u. a. Französische und italienische Stuckkünstler schmückten Korridore und Säle, die Antonio Pellegrini, Antonio Belucci und Domenicho Zanetti malten die Räume aus. Jan Weenix schuf zwei Galerien Jagdbilder, die Goethes helle Begeisterung auslösten. Schoonjans malte eine große Folge „Tableaux allégoriques tirés de la fable“. Im Hauptsaae prangte Johann Franziskus Douvens Reiterbildnis des Kurfürsten. Schloß Bensberg ist auch von allem, was dem alten Herzogtum Berg und seiner Hauptstadt Düsseldorf aus der Zeit Johann Wilhelms geblieben ist, heute noch der beredteste Ausdruck der grandiosen Kunstbestrebungen dieses Kurfürsten. Aber wie hat das 19. Jahrhundert sich an dem Bauwerk vergangen! Die kostbaren Kunstschätze, selbst eingelassene Wand- und Deckengemälde, hatten schon vorher in der Franzosenzeit Ende des 18. Jahrhunderts und 1805 Schloß Bensberg verlassen und den Weg nach München angetreten. 1814 stellte Goethe seine Betrachtungen an, „welche



Alte Burg Bensberg.

Nach einer Darstellung vom Jahre 1826. — Turm noch von der mittelalterlichen Anlage. — Rechts im Hintergrunde das neue Schloß. Vgl. S. 48.

neue Lebens Elemente von da aus (d. h. von Bensberg) in die Gegend verbreitet würden, wenn die noch ziemlich erhaltenen großen Schlösser Bensberg und andere wieder eingerichtet würden“. 25 Jahre später konnte man die „neuen Lebens Elemente“ bewundern! Mit einem Aufwand von 146 450 Talern (!) wurde das Schloß grauenhaft verschandelt, als es als preußische Kadettenanstalt umgebaut wurde. Das Bild S. 48 gibt Schloß Bensberg in einem zeichnerischen Wiederherstellungsversuch des ehemaligen Zustandes wieder. An Ort und Stelle kann man den brutalen Eingriff des preußischen Garnisonbaudirektors und Restaurators von Bensberg auch in dem neuverwandten Material leicht erkennen.

Steil hinauf führt aus dem Orte Bensberg der Weg zum Schloß, das wie auf einem Präsentierteller sich auf einer weiten Plattform auf der Höhe ausbreitet. Von dort führen Böschungsmauern hinunter in das Gefälle der Bergeslinien. Links und rechts vom Eingang bis an die Böschungsmauern heran zwei eingeschossige Bauten mit Pilastern gegliedert, das flache Dach mit Balustraden und Statuen geschmückt — davon ist heute nichts mehr erhalten; zweigeschossige Neubauten an ihrer Stelle untergraben die aus der Gestalt des Bergkegels sich ergebende künstlerische Absicht Albertis der Steigerung der Baumassen von außen nach innen. In Kniestellung reihen sich, in den Schloßhof eingerückt, zwei dreigeschossige Flügel an die äußeren



Schloß Bensberg.
Partie aus einer der beiden Durchfahrten. Um 1710.

eingeschossigen Pavillonsbauten. Einst liefen offene Arkaden durch das Untergeschoß und bogen auch in die Kniestellung ein. Man hat sie vermauert und damit dem Schloßbau einen großen Reiz malerischer Perspektive genommen. Diese geknickten Flügelbauten verbinden gleichgeschossige Durchgangsquerbauten mit dem eigentlichen Schloß, das nun noch um ein Stockwerk höher über die ganze Anlage aufragt. Zunächst wieder zwei Flügelbauten mit Türmen an der schmalen Stirnseite. Dann verengt sich von neuem nach innen der Hof. Den Mittelbau mit dem reizvollen Tambour rahmen abermals zwei Seitenflügel mit Ecktürmen ein, dazwischen lief vor dem Mittelbau eine von Säulen getragene Plattform. Diesen inneren Hof vor dem Mittelbau hat man bei der Restauration ganz verschwinden lassen, indem man die Außenwände der beiden Ecktürme durch einen Zwischenbau vor dem alten Mittelbau miteinander verband. Seitdem wissen die Turmhauben mit ihren schönen schlanken Tambours nicht mehr, was sie da oben eigentlich sollen, und der größere achteckige Tambour des Mittelbaus, der früher durch die Dachsträgen eine so dominierende Bedeutung hatte, schwimmt jetzt und versinkt mit seinem Unterbau hinter der vorgezogenen neuen Front. Dadurch hat der nach innen sich verengende Schloßhof den Hauptreiz seiner perspektivischen Wirkung verloren.

Und wie hat man den Grundriß bei der Umgestaltung des Schlosses zu einer Kadettenanstalt seines Witzes entkleidet! Man vergleiche die Grundrisse vor und nach dem Umbau in Clemen-Renards „Kunstdenkmäler des Kreises Mülheim am



Schloß Bensberg.
Stuckdekorationen aus dem Korridor eines Seitenbaus um 1710.

Rhein“! In dem linken Kniebau hat man den Korridor beseitigt, um einen Speise-
saal für die Kadetten zu gewinnen. Was dadurch zerstört wurde, zeigt ein Besuch
im gegenüberliegenden rechten Kniebau, wo der Korridor wenigstens noch zum Teil
erhalten ist (Bild S. 51): Pilaster und stuckierte Gewölbe gliedern die Halle, über den
Türsturzen Trophäen männlicher und weiblicher Büsten mit Ebern und Hirschen in
Laubzeug. Ebenso ist noch die Stuckdekoration in der Durchfahrt zwischen Knie-
bauten und Hauptbau erhalten (Bild S. 50): in den Ecken aufrechtstehend bergische
Löwen, die früher in ihren Pranken Laternen zu halten hatten; über den barocken
Türgiebeln plastisch bewegte, flotte Jagdszenen; ebenso im Deckenschmuck. Das
war indessen nur erster Auftakt für den Empfang. Aus der Durchfahrt gelangte man
in das Treppenhaus der beiden äußeren Turmbauten. Das müssen Prachtleistungen
künstlerischer Innenausstattungen gewesen sein! Wandbilder, Stuckaturen und
kunstvolles schmiedeeisernes Geländer begleiteten den Besuch zu den einzelnen
Stockwerken. Der „Wiederhersteller“ hat alles beseitigt, als er die Treppenhäuser
zu Wohngeschossen umwandelte. Nur der Deckenschmuck im Turmgewölbe unter
der Turmhaube ist geblieben. Was aber früher das ganze Treppenhaus bis unten hin
beherrschte, muß man jetzt aus nächster Nähe bewundern, Pellegrinis Deckenbild
„Der Sturz des Phaëton“ (Bild S. 53): Vor blauem Himmel schwebt Jupiter vom
Adler getragen. Wie er seine Blitze schleudert, verfärbt sich unter ihm rotgelb das
Gewölk. Rot leuchtet der Mantel des Phaëton, der kopfüber in die Tiefe stürzt, wäh-
rend das Viergespann in tollem Durcheinander sich aufbäumt. Im zweiten ehe-
maligen Treppenturm hat Pellegrini den Sturz der Giganten dargestellt. Ovale
Kartuschen mit Bockskerlen und Adler rahmen die Bilder ein. Unter den Adlern in
den Ecken große plastische Stuckkompositionen der vier Weltteile; unter den Kar-
tuschen Putten mit den Wappen Johann Wilhelms und der Kurfürstin (Bild S. 52).
— O, welch ein edler Geist ist hier zerstört!

Aber die Schönheit der herrlichen Lage, aus der der ausgedehnte Schloßbau sich entwickelt, war nicht zu zerstören; und so trifft denn heute noch die begeisterte Schilderung eines Zeitgenossen Johann Wilhelms über den Schloßbau zu, des Erich Philipp Ploenies: „Die Situation gedachten Schlosses, oder vielmehr der Prospekt desselben, ist ungemein schön, sintemahl man von dar bis nacher Cöln, ja noch weit über Cöln in das Cölnische Landt weit weg sehen kann, denn es liegt so hoch, daß man über alle herumliegende Waldungen, deren es viele da herumb hat, mit einem ungehinderten Gesicht frey weg siehet, und ohnerachtet es so hoch gelegen, steht es doch auf keiner Praecipice, sondern man kann mit großem gemach hinaufgehen, reiten und fahren; die Größe gedachten Schlosses ist auch solcher Gestalt inacht genommen, daß es einem König nicht zu klein würde gefallen darin zu wohnen . . . Auswendig praesentiert es sich wegen seiner Größe sehr ansehnlich, und ist alle Regularität, die in der Architektur zu observieren nöthig, daran gebraucht worden. Man wird weit in Teutschland reisen, ehe man dergleichen zu sehen antreffen wird.“

Von den Bergen Bensbergs schaut man hinab auf das sich weitende Köln, auf die Stadt von morgen, die mehr denn je bestimmt ist, Metropole der Lande am Rhein zu heißen; nicht nur der Fülle herrlichster Gotteshäuser wegen; nicht wegen der vielen Überlandstraßen, die sich in Köln treffen — das ist uralte Geschichte, die die Stadt schon fast belastete. Von dem Köln von heute und morgen ist die Rede, von dem Köln, dem weitschauende Klugheit einen Rahmen gezogen hat, in dem



Schloß Bensberg.

Stuckdekoration unter dem Deckenbilde S. 53.



Schloß Bensberg.

Sturz des Phaëton. Deckengemälde von Antonio Pellegrini um 1710.

zwei Millionen Menschen bequem und gesund leben können und werden; von dem Köln, das in den Unglücksjahren unseres Zusammenbruches mit unverwüstlichem Optimismus und Glauben an die deutsche Zukunft Handel, Verkehr und Industrie ungestörte und nicht störende Möglichkeiten geschaffen hat.

Man denkt an Mainz zurück, wenn langsam der Dampfer schnaubend und mfauchend sich von der Kölner Rheinwerft löst und den hochgezogenen Bogen der Hohenzollern-Brücke zusteuert. Doch wieviel imponanter diese breite Kölner Rheinpromenade, dieser langgezogene Reigen stattlicher Bauten, auf dem rechten Ufer hinter Deutz die Höhen des Königsforstes mit Schloß Bensberg; und wieviel reicher der Kranz hochragender Gotteshäuser Altkölns! Immer höher steigt dieses Stadtdiadem über die Häusermassen auf, lange noch den Blick fesselnd, bis es langsam in nebelige Ferne versinkt und nur noch das Turmpaar des Domes über das schwindende Stadtbild hinausragt, ein letzter Abschiedsgruß (Bild S. 28).

Mülheim, Stammheim, auf dem linken Ufer Niehl liegen hinter uns. Die Berge des Königsforstes und des Bergischen Landes verlaufen sich im Hintergrunde. Fern im Osten blau-grüne Streifen nur noch am Horizont. Mehr noch als auf der Strecke Bonn-Köln fühlt man auf dem breit gewordenen Strom die Weite des Landes der niederrheinischen Ebene. „Fragt den Schiffer am Strom: Wie heißt

dieses Land? — Arbeit wird es genannt“ (Joh. Heinr. Braach). Arbeit, die in wenigen Jahrzehnten neue Siedlungen und ganze Städte dem ländlichen Boden entstampfte. Vor uns am rechten Stromufer taucht auf das Monumentalgebilde lang sich dehnender Werften mit Ladekränen, Lager- und Fabrikbauten mit hochansteigenden Schloten, die lustig ihre Rauchfähnlein am Horizonte ringeln. Gegenüber am linken Ufer liegt Köln-Merkenich, einst „eine nicht unbedeutende römische Ansiedlung“. Aber was bedeutet eine solche geschichtliche Erinnerung dem gegenüber, was in nur wenigen Jahrzehnten auf dem gegenüberliegenden rechten Rheinufer in Leverkusen und Wiesdorf herangewachsen ist! Harmlose Nester waren sie noch am Ausgange des 19. Jahrhunderts, heute eine Stadt von Weltruf, seitdem im Jahre 1891 die Firma Friedrich Bayer u. Co., vereinigt mit der Firma Dr. E. Leverkus u. Söhne sich hier angesiedelt hat. Wie einst die Grafen von Berg aus ihrer Bergeslandschaft an den Rhein strebten und Düsseldorf zur Landeshauptstadt machten, so mußte auch das aus kleinen Anfängen 1850 von dem schlichten Bandwikerssohn Bayer in Barmen mit nur vier Arbeitern gegründete Farbenindustrieunternehmen wupperabwärts an die wichtige Verkehrsader unmittelbar Anschluß gewinnen. Unweit Wiesdorfs mündet die vom Fleiß der Arbeit gefärbte trübe Wupper in den Rhein, die von der Gewerbetätigkeit der bergischen Städte zu erzählen weiß. Weiter und weiter dehnten sich jetzt die Fabrik- und Werftanlagen am Rhein aus. Sie verlangten Wohnstätten für Zehntausende von Arbeitern und Beamte. Wollte man die Bedeutung Leverkusens-Wiesdorfs würdigen, so müßte man eine Geschichte der deutschen Farbenindustrie schreiben. Aber gleichzeitig handelt es sich um ein wichtiges Kapitel deutschen Siedlungswesens. Neben Wohnstätten, Fabrikhallen, Laboratorien, Verwaltungsbauten entstanden neuzeitlich eingerichtete Krankenanstalten, Schulen und Kirchen, Rathaus und Gesellschaftshaus, Turn- und Sportshallen, Kaufhäuser, Gaststätten usw. Die Farbwerke wußten die Errungenschaften neuzeitlichen Städtebaues in den Dienst der werdenden Stadt zu stellen, die Luft, Licht und Sonne erhalten sollte. Breite Baumalleen begleiten die Straßenzüge. Gärten betten die Wohnstätten ein. Große Parkanlagen und Sportsplätze dienen der Erholung. Ausgedehnte Platzgestaltungen geben dem Verkehr Raum. An der Köln-Düsseldorfer Straße liegt unweit des Hauptverwaltungsgebäudes das Symbol der weiter und weiter sich entwickelnden Stadt, aus rotem Sandstein gemeißelt ein großer bergischer Löwe. Zum Rhein das Monumentalgebilde der Arbeit, landeinwärts eine Gartenstadt.

Und nun liegt auch diese Neuschöpfung der letzten 30 Jahre hinter uns, die einer Traumerscheinung gleich an uns vorüberschwebte. Still ist es wieder auf dem weiten Strom. Hohe, schlanke Eisentürme, kleine Eifeltürme mit ihrem dünnen Gestänge, tragen hoch oben in den Lüften Drahtleitungen über den Strom. Einfach lachhaft, daß schulmeisterlicher und unkünstlerisch eingestellter Heimatschutz, der noch immer in der Postkutsche fahren möchte, an diesen schlanken Gebilden hier wie in Kaiserswerth Anstoß nahm! Links liegt Köln-Rheinkassel und zeigt dem Rheinreisenden hinter seinem Hochwasserdamm und eingerahmt von hohem Baumschlag von einer bastionsartigen Erhöhung aus seine malerische Pfarrkirche



Köln — Rheinkassel.

Pfarrkirche. Westturm 12. Jahrhundert, Langhaus und Chor Anfang 13. Jahrhunderts.

(Bild S. 55). Seltsames Bild einer Landkirche in dem reichen Schmuck der Flankierungstürme um das Chorrund. Arkadenfriese und Wandpfeiler gliedern sie wie das Langhaus, die beide den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts entstammen. Vor dem Langhaus wuchtet das schwere Massiv des schmucklosen Westturmes des 12. Jahrhunderts. Auch das Innere ist als Raumschöpfung interessant, weil man hier die dekorative Form der Doppelsäulen als Nebenstützen der Mittelschiffsarkaden tektonisch verwandt hat. Auf dem anderen Ufer Rheindorf. Man kann vom Schiff aus den von den Bäumen der Rheinwiesen und dem Hochwasserdamm versteckten einladenden Eingang in den Ort mit dem Gasthaus Schmitz, einem anmutigen Backsteinbau des 18. Jahrhunderts, und dem malerischen Straßengewinkel alter Fachwerkhäuser nicht erkennen. Wohl gewahrt man das eigene Bild der Kirche mit einer Herrenhausanlage, aber leider kann man das interessante Bild auch im Ort nicht mit der Kamera festhalten. Auf einer Plattform schlicht der alte romanische Kirchturm, den das 15. Jahrhundert veränderte. Dahinter das Langhaus vom Jahre 1787, dann das Haus Rheindorf, die Burg genannt. Ein steiles, hohes Dach der Zeit um 1500, daneben ein Anbau mit dem gebrochenen Mansarddach des 18. Jahrhunderts. Die verschiedenen Höhen und Dachformen



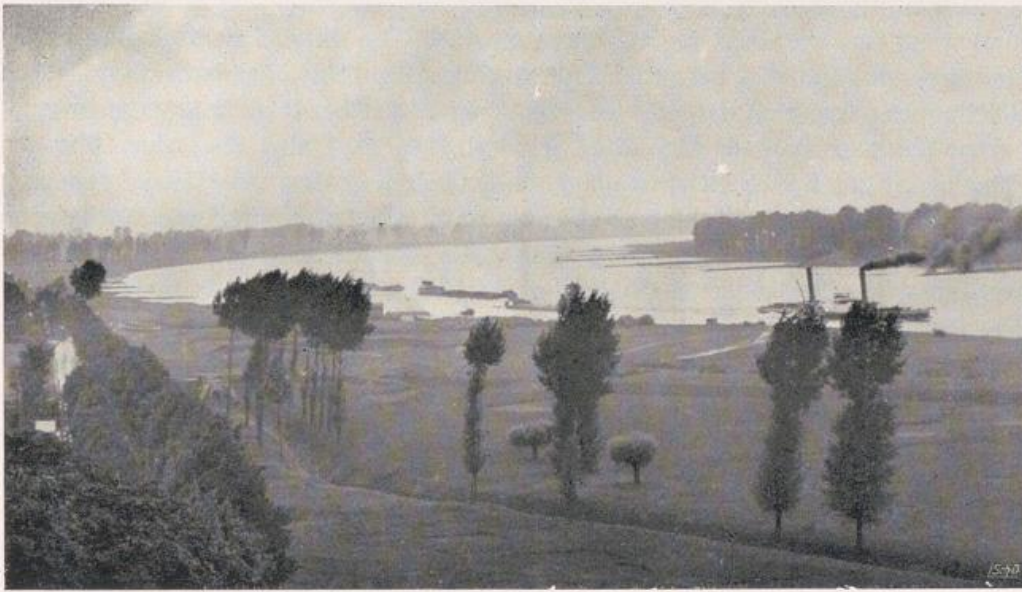
Zons.

Zollturm. Erbaut Ende 14. Jahrhunderts. — Anschließend Bild S. 57. — Vgl. ferner S. 58—63b.

der Kirche und einzelnen Bauteile des Herrenhauses bilden eine recht abwechslungsreiche Baukomposition, die den Maler reizen könnte. Weiter stromabwärts am gleichen Ufer die langgestreckte Häuserzeile Hitdorfs. Hinter Worringen am linken Ufer erscheint vor uns der Kirchturm Dormagens. Dichtbestandene Baumkulissen des Überschwemmungsgeländes, um das in großem Bogen der Strom kreist, verhüllen rechts Monheims reizvolle Lage und lassen von dem Ort mit seinem intimen Rathaus- und Kirchplatz nur die beiden Kirchtürme frei. Man sieht auch vom Strom aus nicht den mächtigen Torturm, den Rest der alten Befestigungsanlage des 15. Jahrhunderts. Am Nordausgange erreicht der Ort aber den Banndeich am Rhein. Die Marienkapelle auf dem Deich und ein schöner kleiner dreieckiger Platz grüßen zu uns herüber. Dichte Baumgruppen weiter stromabwärts bis Baumberg. Auf dem linken Ufer Baumreihen, Pappeln und Kopfbuchen. Dahinter Wiesen und Weiden. Eine eigene Feierlichkeit, die sich über die Landschaft ausbreitet (Bild S. 57). In nebelgrauer Ferne der Kirchturm eines Ortes. Und inmitten dieses stillen Friedens das altersgraue kurkölnische Städtchen Zons.

Zons, du verlassenes Nest (Bild S. 56 ff.). —

Eingeschlossen von Gräben und Wehrmauern, die in graues Mittelalter zurückreichen, und über die heute noch trutzige Wehrtürme und malerische Wachthäuschen hinausragen, so träumt das kleine Städtchen in Wiesen und Weiden seit Jahrhunderten dahin, weltvergessen, abgelegen. Draußen im Reich nur wenigen bekannt, und selbst das Land am Niederrhein, dessen Geschichte den Ort oft nennt, weiß



Der Rhein bei Zons.
Anschließend Bild S. 56.

nicht einmal recht, welch ein Juwel es in sich birgt, weil es nicht ganz bequem ist, das von der Eisenbahn unberührte Städtchen zu erreichen. Ein eigenartig romantischer Zauber umgibt den Ort; man komme, wann man wolle; an schönen Vorfrühlingstagen, wenn die Wiesen die ersten Farben und die Weidenbüschel ihre ersten Kätzchen zeigen; oder wenn das Hochwasser des Rheines Straßen und Gassen des Ortes durchspült und die Bäume geängstigt ihre Kronen aus dem weit gewordenen Strom emporrecken; oder an heißen Sommertagen, wenn ein blauer Himmel über der Verlassenheit des Städtchens brütet; oder wenn die Herbststürme des Niederrheins über das Land dahintosen und vergeblich an den alten Türmen und Mauern rütteln; oder im Winter, wenn dicke Schneedecken auf den niedrigen Bürgerhäusern und bleigraue Wolkenballen, gleich schweren Behängen am Firmament, traurig melancholisch über dem Lande lasten. — Aber am schönsten ist Zons, wenn man an lauen Sommerabenden den letzten Postwagen nach Dormagen oder das letzte Fährboot nach Urdenbach oder Benrath versäumt hat, wenn man gezwungen ist, hier die Nacht zu verbringen; wenn der Vollmond die Stadt mit seinen Silberwellen überrieselt und der linde Nachtwind den Duft der Kastanien vor dem Rheintor in die Straßen von Zons trägt. Türme und Wachhäuser auf der Stadtmauer heben sich dann in ihrem düsteren Umriß gespenstig vom Nachthimmel ab. Auf dem holprigen Pflaster hallt jeder Schritt. Fehlt nur noch die Torwache, der Turmwächter, der die Stunden der Nacht bläst, und der schwere Schritt der erzbischöflichen Landsknechte von Köln, die spät noch in die Kneipen Einlaß fordern — und vor unseren Augen lebt wieder auf das Mittelalter vom Niederrhein mit seinen endlosen Fehden und blutigen Interessenkämpfen, in jenen mittlernächlichen Stunden, wenn Zons selbst schon zur Ruhe gegangen ist.

Dann schreiten die zielbewußten, energischen Gestalten der Kölner Kirchenfürsten an uns vorüber. Sie träumten einst, seit sie durch Friedrich Barbarossa Herzöge von Westfalen geworden, von einem großen niederrheinisch-westfälischen Reiche unter ihrem Zepter und der Abhängigkeit der Stadt Köln und der benachbarten Dynastien von der Gewalt des Erzstiftes Köln. Daher die ewigen blutigen Fehden mit der Freien Reichsstadt Köln und den Grafen von Jülich, von Berg und von Kleve. Der kluge und kampfeslustige Erzbischof Konrad von Hochstaden (1238—1261), der Feind der Stauferkaiser, in seiner Machtfülle bestimmend bei der Wahl deutscher Könige und nur bedacht auf die Sonderinteressen des Erzstiftes; Engelbert von Falkenberg (1261—1274), der seinen tollkühnen Einfall in Jülich mit jahrelanger Gefangenschaft auf der Nidegger Burg zu büßen hatte; Siegfried von Westerburg (1274—1297), dessen ehrgeizige Pläne 1288 die Schlacht bei Worringen vernichtete. Die Wut der Kölner Bürger zerstörte nach der Schlacht bis auf den Grund seine Feste zu Zons.

Friedrich von Saarwerden (1370—1414) schuf ein neues Zons. Er ist eine der sympathischsten Gestalten auf Kölns mittelalterlichem erzbischöflichem Stuhl, dazu ein baulustiger Herr. Außer Zons schuf er die kurkölnischen Landesburgen zu Kempen und Linn. Er vollendete den Ausbau der Burgen zu Lechenich und



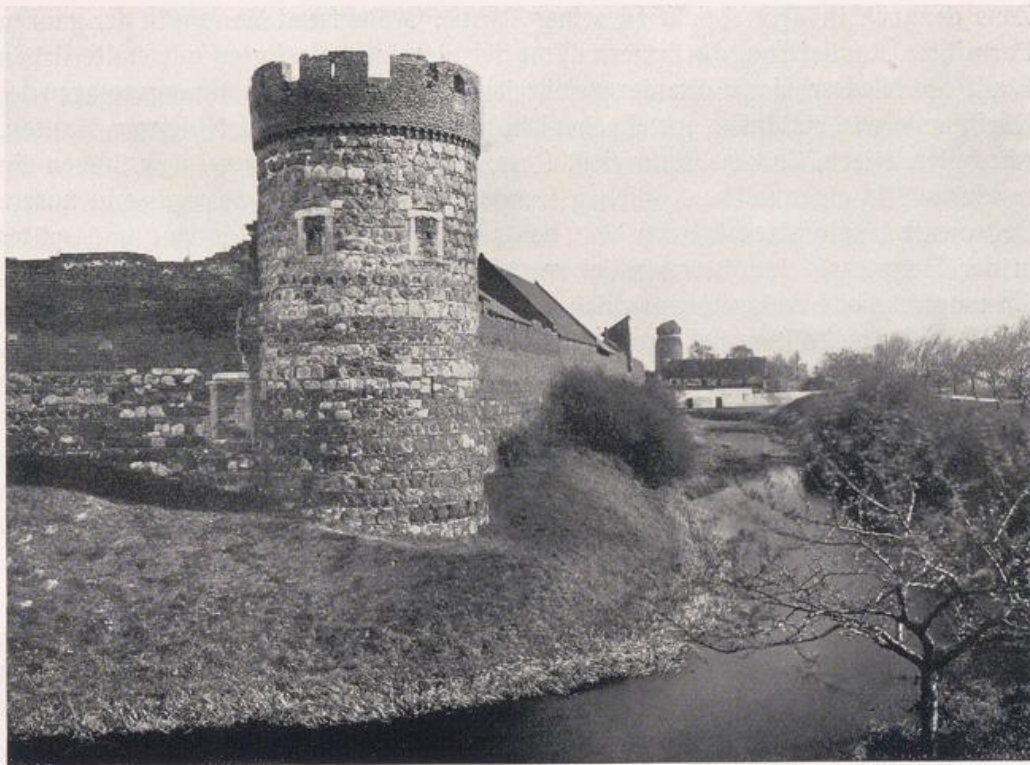
Zons.

Ansicht von Nordwesten auf die Nordfront. Vgl. Bild S. 59 und Stadtplan S. 65b.

Zülpich. Später sah die Burg zu Zons die glänzende Hofhaltung des prachtliebenden und fehdelustigen Erzbischofs Dietrich von Mörs (1414—1463).

Kriegswirren und Brandschatzungen haben im 17. Jahrhundert die Stadt oft heimgesucht. Die Feuersbrunst vom Jahre 1620 hat nur fünf der Bürgerhäuser verschont. 1646 lag der hessische Oberst Rabenhaupt mit seinen Söldnern vor Zons. Brandpfeile sausten auf die Bürgerhäuser herab. Bald griff das Feuer in der Stadt um sich. Aber die Feste selbst vermochte Rabenhaupt nicht niederzuzwingen. Fünf Jahre später fiel sie indes, trotz der gewaltigen Basalt- und Trachytquader wehrlos geworden gegen neuzeitliche Feuerwaffen. Damit begann die Leidensgeschichte der Stadt. Die Hessen zerstörten 1650 Friedrich von Saarwerdens Schloß Friedestrom in Zons. Die Verwüstungskriege Ludwigs XIV. von Frankreich machten das Maß der Leiden voll. Franzosen und Kaiserliche, Kurbrandenburger, Holländer und Münsteraner waren abwechselnd Herren der Stadt. Diese Leidensgeschichte zog sich noch in das folgende Jahrhundert hinein. Seit 1767 war es mit Zons Zollherrlichkeit vorbei. Das abgelegene Städtchen verfiel der Vergessenheit.

Wenn auch Feuersbrünste und Beschießungen, Plünderungen und Zerstörungen Zons im Laufe der Jahrhunderte arg mitgenommen haben, wenn auch die Burg heute Ruine, die alte Kirche Friedrichs von Saarwerden längst verschwunden und die ältesten Bürgerhäuser nicht über das Jahr 1620 hinausreichen, so bleibt



Zons.

Ansicht von Nordwesten auf die Westfront. — Vgl. Bild S. 58 und Stadtplan S. 65b.

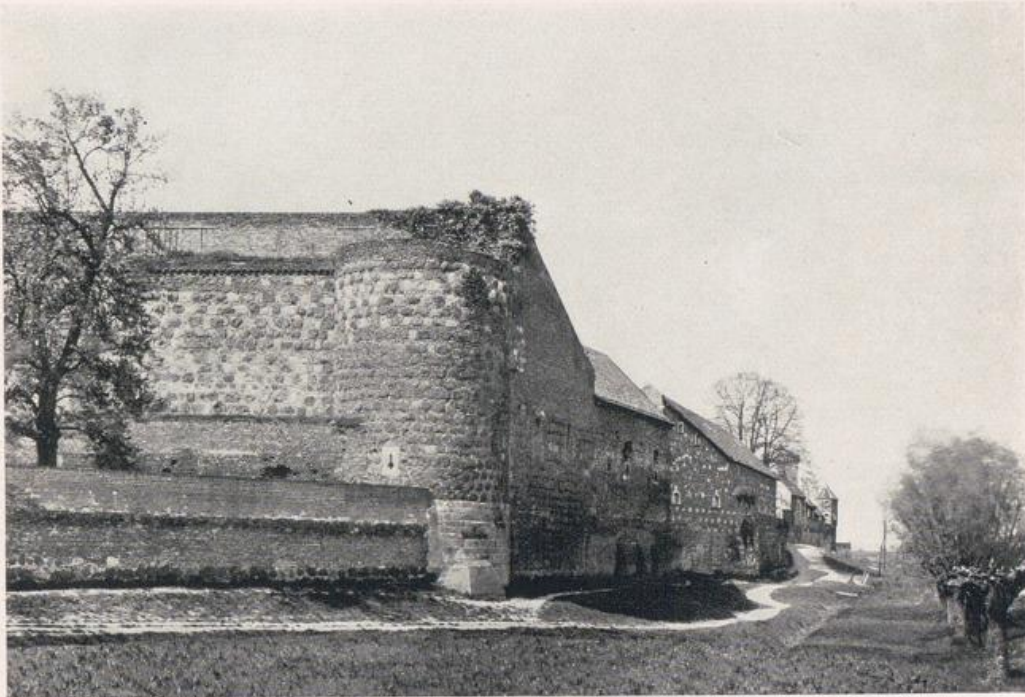


Zons.

Südliche Stadtmauer. Fortsetzung S. 61. — Vgl. Stadtplan S. 65b.

Zons dennoch in dem Reichtum seiner Türme, Gräben und Mauern in der ganzen Form ihrer Überlieferung das besterhaltene Beispiel einer befestigten mittelalterlichen Stadt am Niederrhein. Keine der gleichzeitig entstandenen Befestigungsanlagen der Rheinlande, weder Zulpich, noch Lechenich, noch Münstermaifeld, Nideggen, Xanten, Ahrweiler, Kleve, Calkar, Emmerich, Rees, Bacharach, Oberwesel usw. haben ein so klares Bild einer mittelalterlichen Landesfeste und Stadtbefestigung in unsere Gegenwart hineinretten können wie das aus einem Guß entstandene und später in der Hauptsache kaum wesentlich veränderte Zons. Bei keiner der Städte ist die ursprüngliche Anlage so deutlich erhalten.

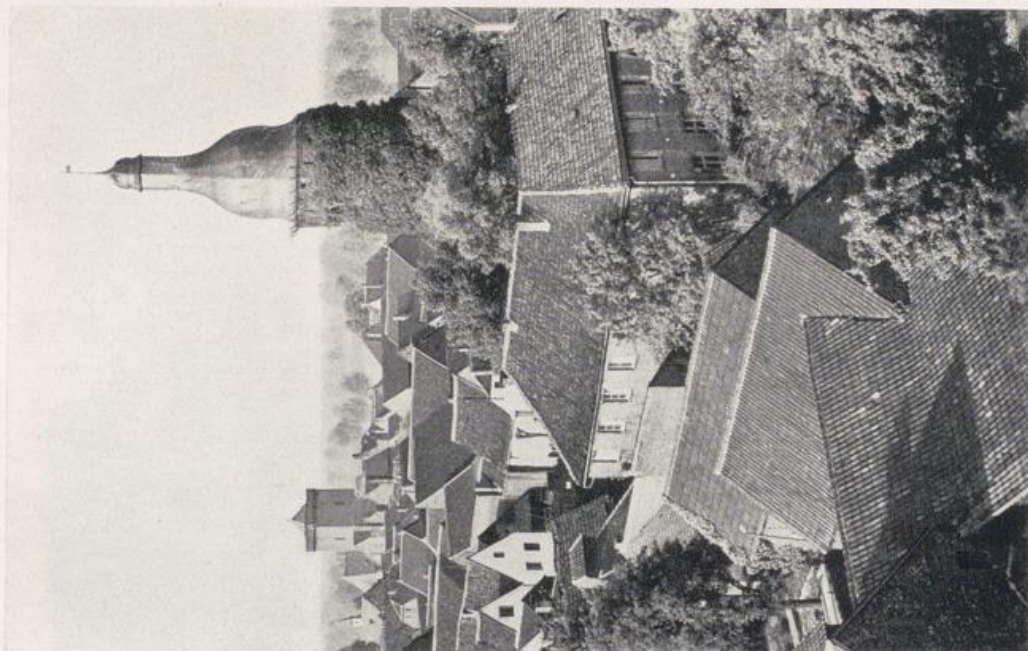
Durch das Zolltor, das heute leider sein Außentor nicht mehr zeigen kann, gelangt man vom Rhein in die Stadt. Vor ihm umstehen drei verknorrte mächtige Kastanien das Steinbild des Gekreuzigten auf hohem Steinsockel. Wenn der Sommer ins Land gezogen, hüllen die großen Kronen der Bäume, die tief hinunterreichen, den Kruzifixus wie eine Kapelle ein, an ihrem hohen Gewölbe blühende Kastanienkerzen leuchtend. Neben dem Zolltor der gewaltige Zollturm, die einst so gefürchtete Tributstätte der Rheinschiffer (Bild S. 56, 58, 63 b). Schwere Trachytquadern haben die Kanten verklammert. Basaltblöcke bewahren den Unterbau. Hoch oben der schöne Stirnschmuck: ein gotischer, vorkragender Spitzbogenfries trägt den Wehrgang. Von dort überschaut man Burg und Stadt Zons: eine rechteckige Anlage (Bild S. 65 b). An den vier Ecken des Mauerzuges je ein wuchtiger Wehrturm (Bild S. 58—51). Einer hat sich, als friedlichere Tage über Zons gekommen, eine Haube zugelegt und ein breites Laufbrett auf abstehenden Balken in der Höhe der Stadtmauer um sich gezogen (Bild S. 59, 60, 64). Seit-



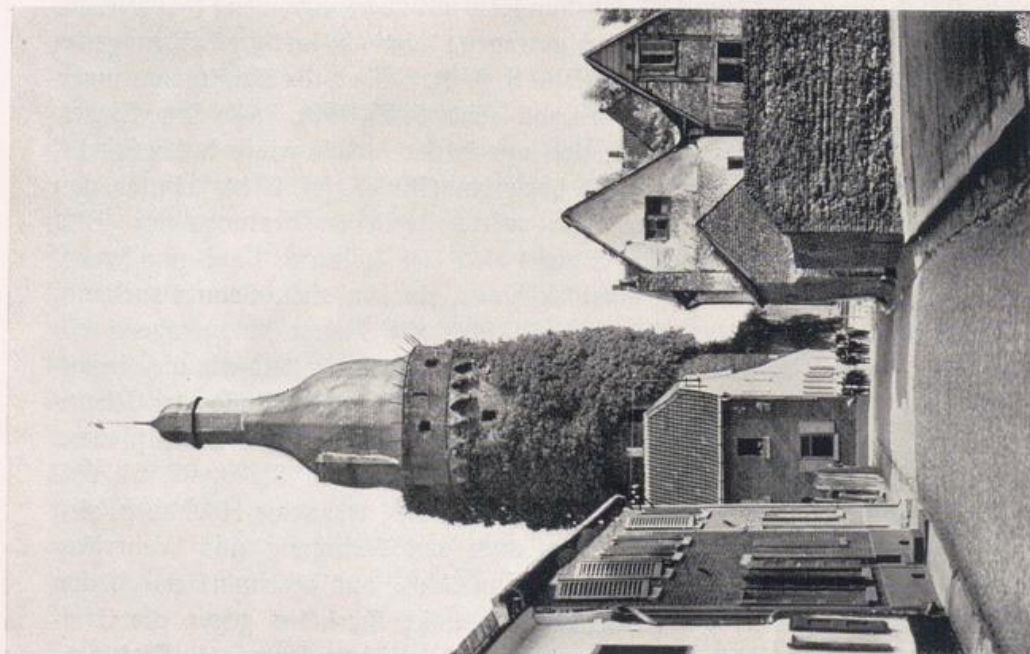
Zons.

Ansicht von Südosten. Südliche Fortsetzung S. 60. — Vgl. Stadtplan S. 65b.

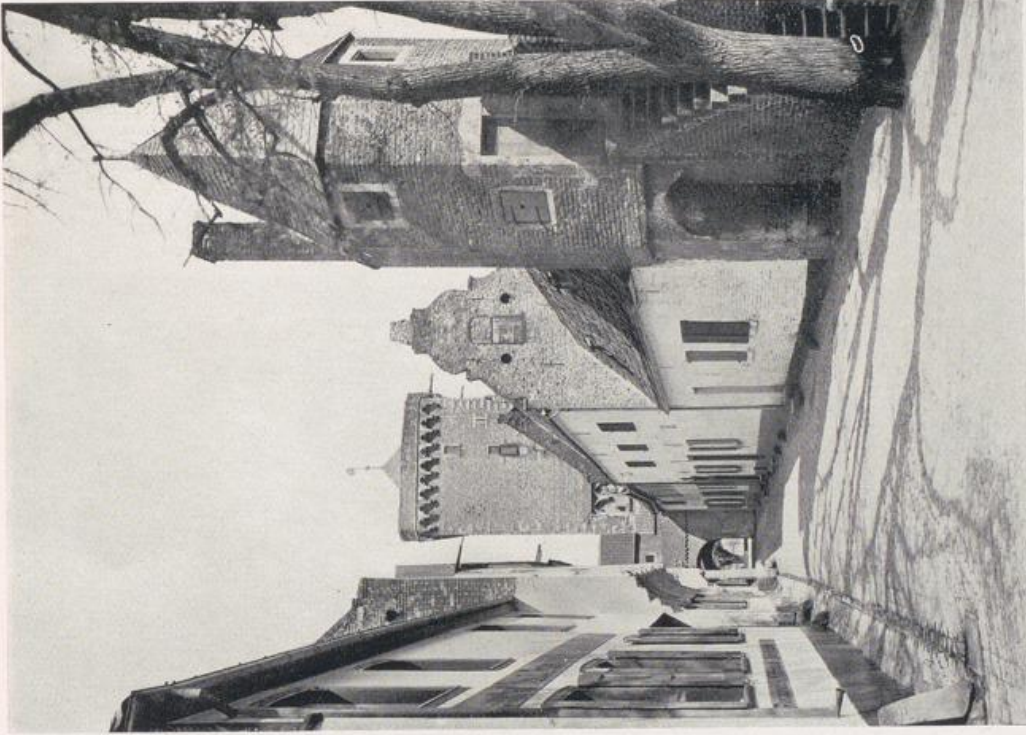
dem klapperten vergnügt die Flügel einer Windmühle um den aus 35 unverwüstlichen Basaltschichten aufgebauten Turmriesen. In der Straße am Rhein entlang schmucke Putzbauten des 17. und 18. Jahrhunderts mit überkragenden Stockwerken, von ausladenden Konsolen oder Säulen getragen; oder ein lustig geschwungener Backsteingiebel belebt das Straßenbild (Bild S. 63b). Über die Stadtmauer lugen achteckige schlanke Wachthäuschen ins Land (Bild S. 56, 63b). Alle diese Einzelheiten so glücklich zueinander gestellt, daß uns in der Straße wie von den Rheinwiesen aus malerisch umrissene Bilder begleiten (Bild S. 56, 63b). Hinter den Stadtmauern indes wohnt der ganze Ernst mittelalterlichen Festungsbaus (Bild S. 59). Über schwer gewölbten Bogen zieht sich der hölzerne Lauf- und Wehrgang dahin. Armselige Häuschen, einstöckig nur, ducken sich, Schutz suchend, hinter dem Mauerbering. Von Zeit zu Zeit über die Mauer hinausragend ein breites zweistöckiges Wachthaus, aber ernster und nicht so kokett wie die eleganteren, die zum Rhein hinaus schauen (Bild S. 58, 59). Am Ende der Rheinstraße dann Friedrich von Saarwerdens Hochburg, aus schweren Basalt Pfeilern aufgetürmt, ein Bauwerk wie für alle Ewigkeiten (Bild S. 60, 61, 64, 65). Ähnlich dem Zollturm hat auch das wuchtige Torhaus, wie seine Hochburg, sich hoch oben einen Spitzbogenfries zugelegt, über den Wehrgang und Wehrerker dahinziehen (Bild S. 63a). Sonst alles schmucklos, nur bestimmt durch den ernstesten Zweck. Zons sollte der stärkste Stützpunkt Kurkölns gegen die Grafschaft Berg sein, und die Hochburg der uneinnehmbare Platz der ganzen Festungs-



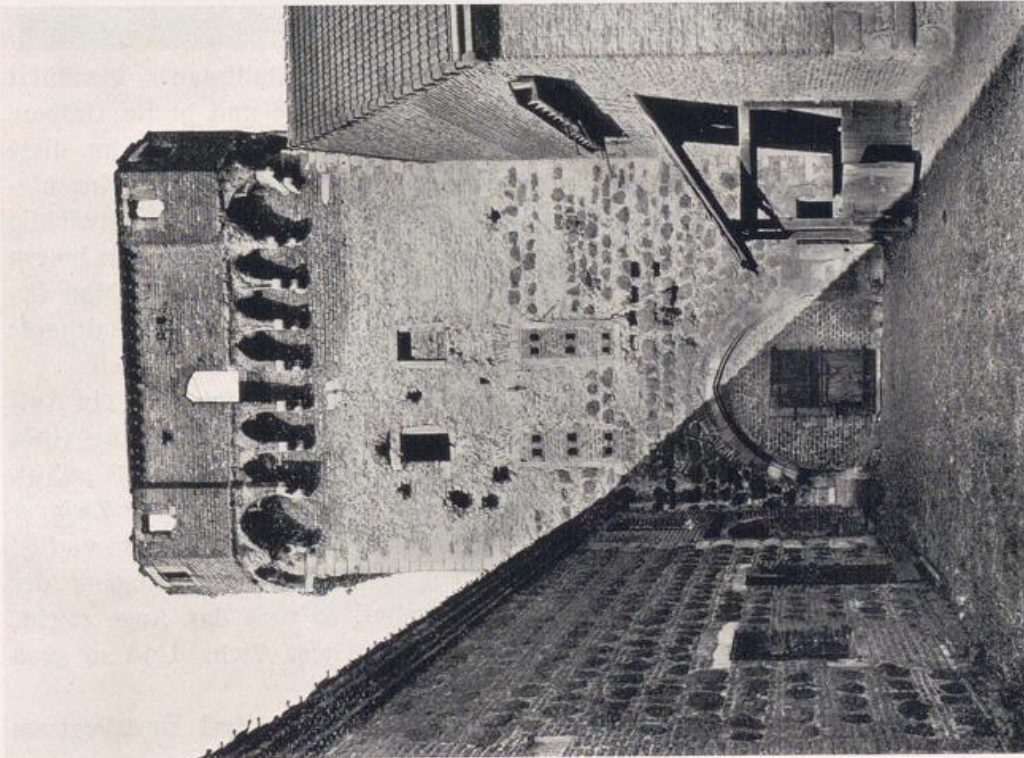
Zons.
Blick von der Stadtmauer auf den Judenturm (Bild S. 62 a) und
Zollturm (Bild S. 65 b).



Zons.
Der Judenturm. — Vgl. Bild S. 65 b.



Zons.
Rheinstraße mit Zollturm und Wachthäuschen (Ende des 14. Jahrhunderts). —
Vgl. Bild S. 65b u. 86.



Zons.
Eingangsturm der erzbischöflich Kölner Hochburg Friedestrom. Erbaut Ende des
14. Jahrhunderts. Ansicht vom Burgbinnenhof. — Vgl. Außenansicht S. 65 a.



Zons.

Torbau der Unterburg. Erbaut Ende des 14. Jahrhunderts. — Vgl. Bild S. 60 u. 65.

anlage. Sie lehnt sich daher an eine der vier Ecken der Stadtmauer, geschützt durch den wuchtigen Eckturm; nach der Stadt durch tiefe und breite Gräben, wieder aus Basalt- und Trachytquadern gemauert (Bild S. 65, 61). Um diese Gräben die Bauten der Unterburg, Stallungen, Wirtschaftsräume, Knechtewohnungen. Hoch- und Unterburg wie die ganze Stadtplanung rechtwinklig gezogen (Bild S. 65). Dort, wo sich die Mauern der Unterburg nach dem Innern der Stadt zu begegnen, ragt der schlanke Judenturm auf (Bild S. 62). Man betrachte ihn näher! Bis hoch oben zum Wehrgang Basaltkopf neben Basaltkopf! Die eigenwillige, lang gezogene Turmhaube ist natürlich erst späterer Zeit.

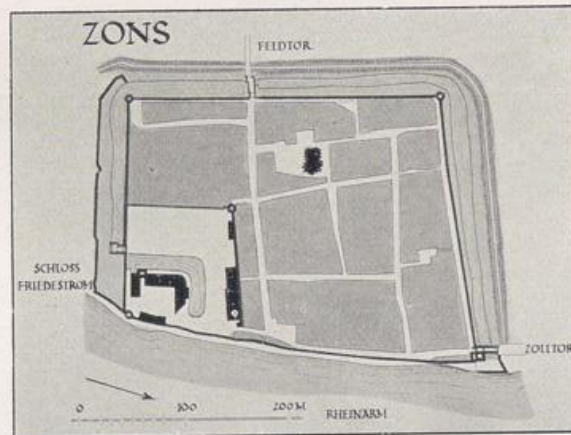
Aus dem Hof der Unterburg führt ein Torhaus hinaus aus der Stadt, in Aufbau und Schmuck seiner Wehrerker ähnlich dem Torhaus der Hochburg (Bild S. 64). Vor ihm, längs der einen Stadtmauer, der Zwinger (Bild S. 60, 65 b). Dort, wo er den Mauerzug am Rhein erreicht, der Eisbrecher. Er wie der Zwinger haben heute längst ihren Zweck verloren. Früher floß an ihnen der Rhein vorbei. Friedrich von Saarwerden konnte mit seinem Schiff vor dem Eingang der Unterburg anlegen. Heute vor dem Zwinger aber, so weit das Auge reicht, Wiesen mit Kopfbuchen bestanden, Weiden und grasendes Vieh. Und so auch weiterhin zu beiden Seiten des Stromes.

Doch welch ein Gegensatz stromabwärts auf dem anderen Ufer! Dort liegt am



Zons.

Erzbischöflich Kölner Hochburg Friedestrom. Erbaut Ende 14. Jahrhunderts — Vgl. Bild S. 63 a u. 65 b.



Stadtplan von Zons.

Links unten Hochburg und Unterburg (vgl. Bild S. 65 a, 60, 61).
Rechts unten das Zolltor (vgl. Bild S. 63 b, 58, 56). Vor
der linken Stadtmauer der Zwinger (vgl. Bild S. 64, 60).
Eckturm der Unterburg zum Stadtinneren der Judenturm
(vgl. Bild S. 62).

Ausgange einer großen Parkanlage ein verwünschtes Bau- und Gartenidyll, das Lustschloß zu Benrath (Bild S. 66). Heitere Lebensfreude lächelt uns an. Und es ist mehr als der Gegensatz des einladenden Lusthauses mit seinen galanten Schäferspielen des liebenswürdigen Jahrhunderts des Rokoko zum trutzigen mittelalterlichen Burg- und Festungsbau in Zons. — Es ist auch der ausgeprägte, durch Geschichte und Entwicklung begründete Gegensatz Köln und Düsseldorf.

Köln — uralte Geschichte, Kirchen-, Handels- und Universitätsstadt, bis zur Gegenwart Festung geblieben.

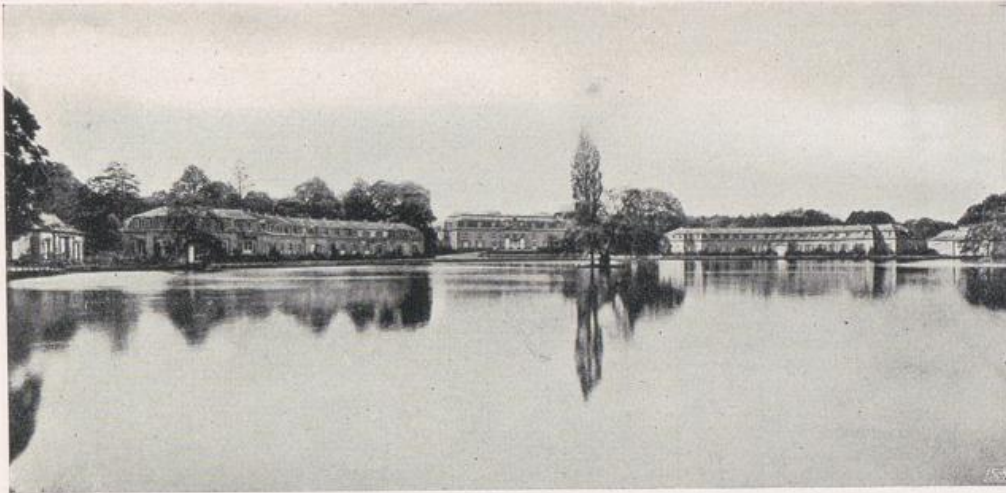
Düsseldorf — im 18. Jahrhundert eigentlich erst geworden und dann ausgestattet durch die Huld kunstliebender Landesherren mit Parks und wohnlichen Lust- und Jagdschlössern, Adelshöfen und Bürgerhäusern, Kunstakademie- und Kunstaustellungsstadt, frühzeitig schon entfestigt.

Schloß und Park zu Benrath zählen zum Kunst- und Kulturkreise Düsseldorfs.

Damit erschließt sich uns ein neues Kapitel auf unserer
„Kunstreise auf dem Rhein“.



Das Schloß zu Benrath.
Seitenansicht.

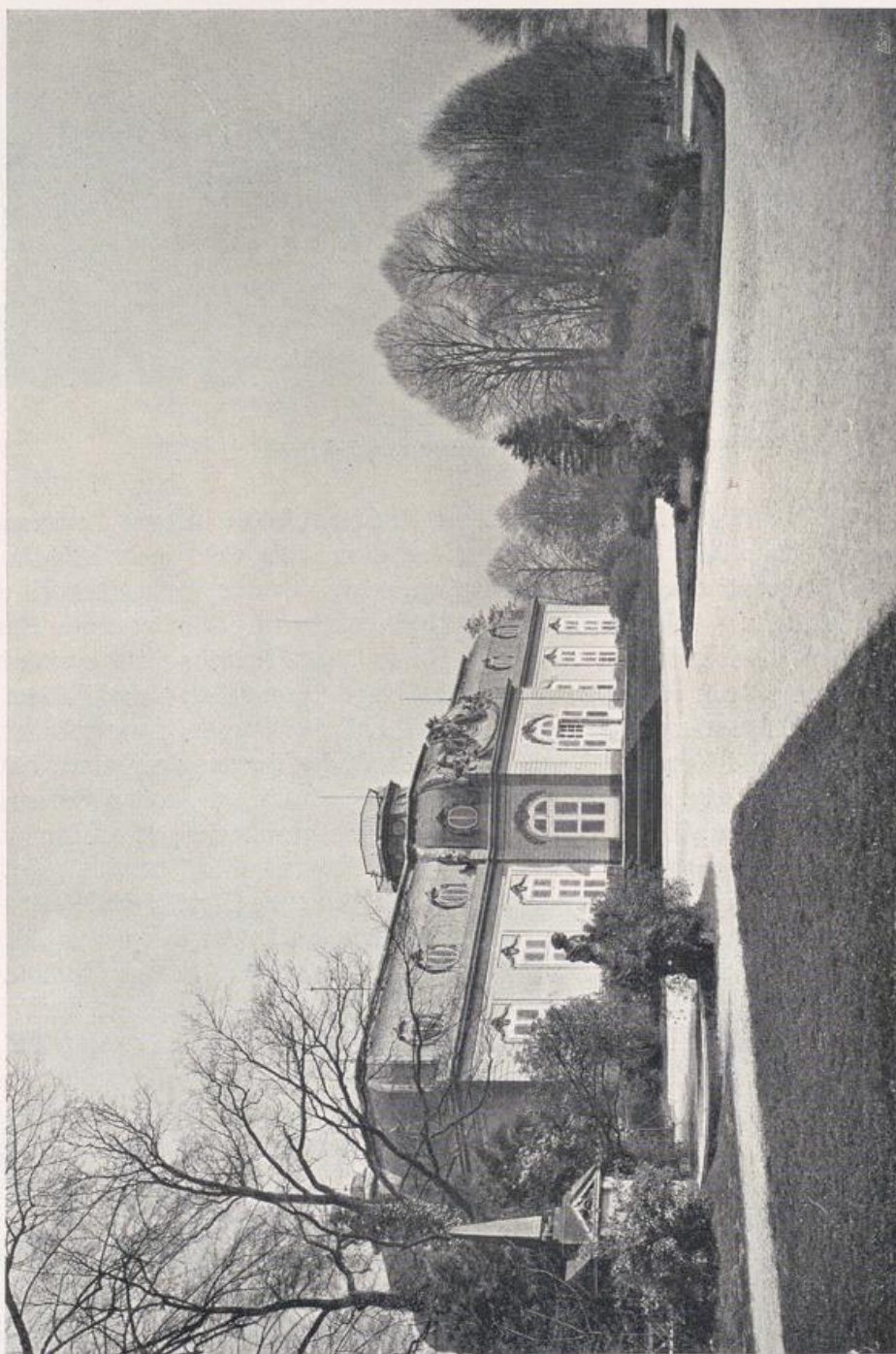


Schloß Benrath.

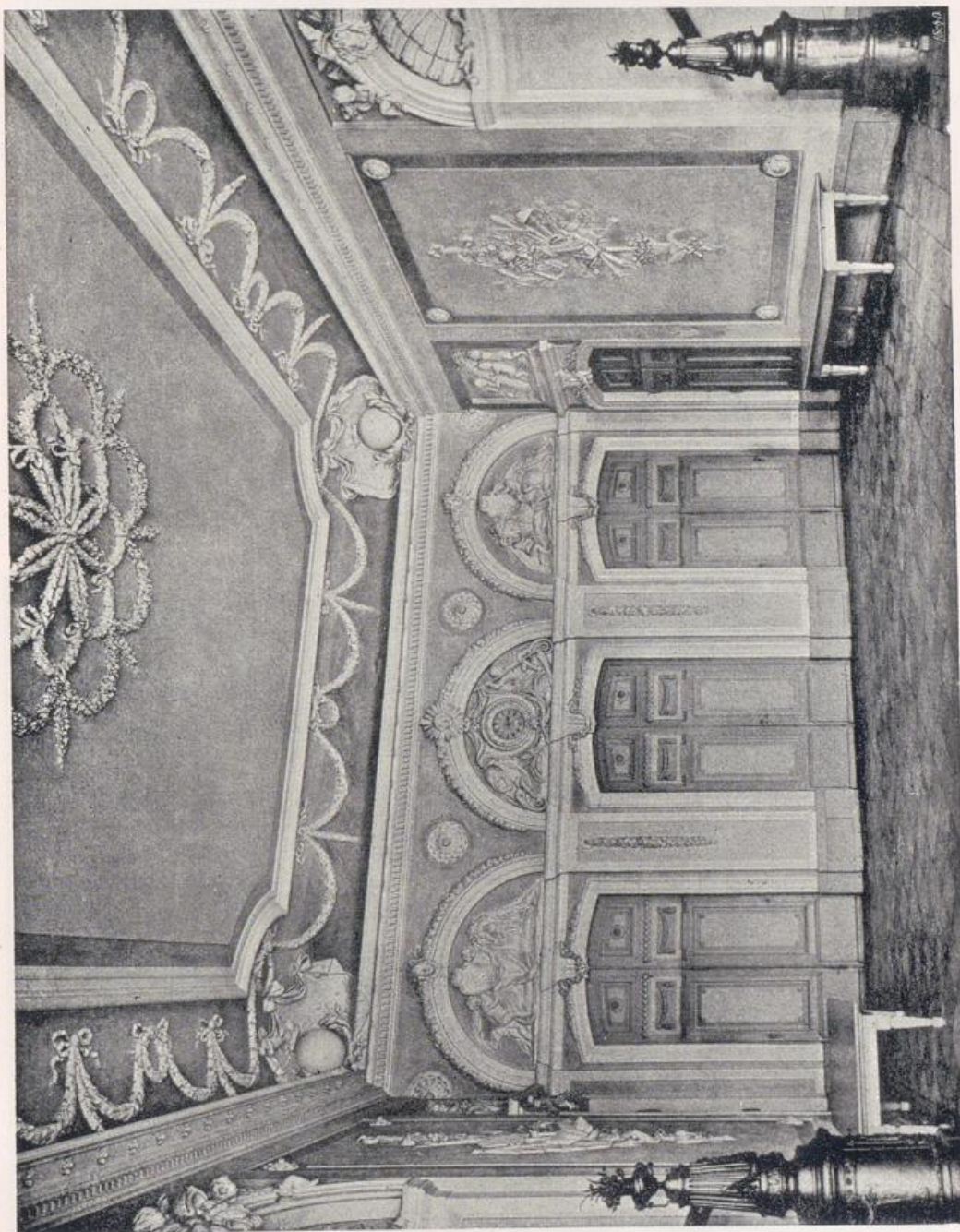
Gesamtansicht Vorderfront. Erbaut ab 1755 von Nicolas de Pigage.

Schloß Benrath. — Kurfürstliche Residenz Seiner Altesse Sérénissime von der Pfalz Karl Theodor, Herzog von Berg; aber wohl mehr sein buen-retiro, das Sanssouci eines Lebensphilosophen, dem — er war nicht glücklich und kinderlos vermählt — ein großes Herz nachgerühmt wird. Gäbe es einen Hemi-Gotha „Pfalz-Jülich-Berg“, so würde das Kapitel Karl Theodor recht ausführlich sein. — Kommt man vom Rhein durch die lange Diagonalallee des Parkes, so zeigt die Schloßfassade, wie Schloß Sanssouci, in ihrer Mitte einen vorspringenden runden Garten- und Kuppelsaal, nur daß an Stelle der Terrassen zu seinen Füßen der lange Wasserspiegel sich ausbreitet (Bild S. 68). In diesem runden Gartensaal möchte man sich eine „Tafelrunde“ ausmalen, freilich, anstatt der geistreichen Tafelrunde um den Philosophen von Potsdam galante Damen und hilfsbereite Hofkavaliere. Ein verschwiegenes Lusthaus amouröser Launen eines Fürsten des XVIII^{ten}; verschwiegen die vier Steinfiguren vor der breit ausladenden Freitreppe des Gartensaals, die wuchernde Rosenpracht des Sommers gänzlich in Schweigen hüllt; verschwiegen die ebenfalls sich abwendenden koketten Schilderhäuschen an den Ecken des Hauses; verschwiegen der Park, der das Schloßchen schützend verbirgt. Dazu seitlich, mit seltsamen fremdländischen Baumarten und Pflanzen und verschlungenen Wegen, beschattet von lang herunterreichenden, diskreten Blattkronen und Blattbehängen, mit einladend versteckten Bänken, ein Gärtlein verliebter Einfälle. Auch im zweiten Garten der anderen Seite des Schlosses weiß beschattendes Laubwerk der geradlinigen Wege um das Rasenparterre und Kaskaden sich in dunkle Gänge verirrende Schäferpaare neugierigen Blicken zu entziehen. . . .

Im Inneren um den Kuppelsaal mit seiner Kassettendecke und Wandpfeilern (Bild S. 71 a) zu beiden Seiten je ein gleich großer und gleich gegliederter Saal (Bild S. 71 b); rechtwinklig daran anschließend ein achteckiger Raum mit Alkoven wieder auf beiden Seiten (Bild S. 70). Wundervoll ausgestattet in den Formen des sterbenden Rokokos und des beginnenden Klassizismus, geistvollen und abwechslungsreichen



Rückfront des Mittelbaus. — Vgl. Grundriß S. 72. — Inneres des runden Mittelsaales S. 71 a. Schloss Benrath.



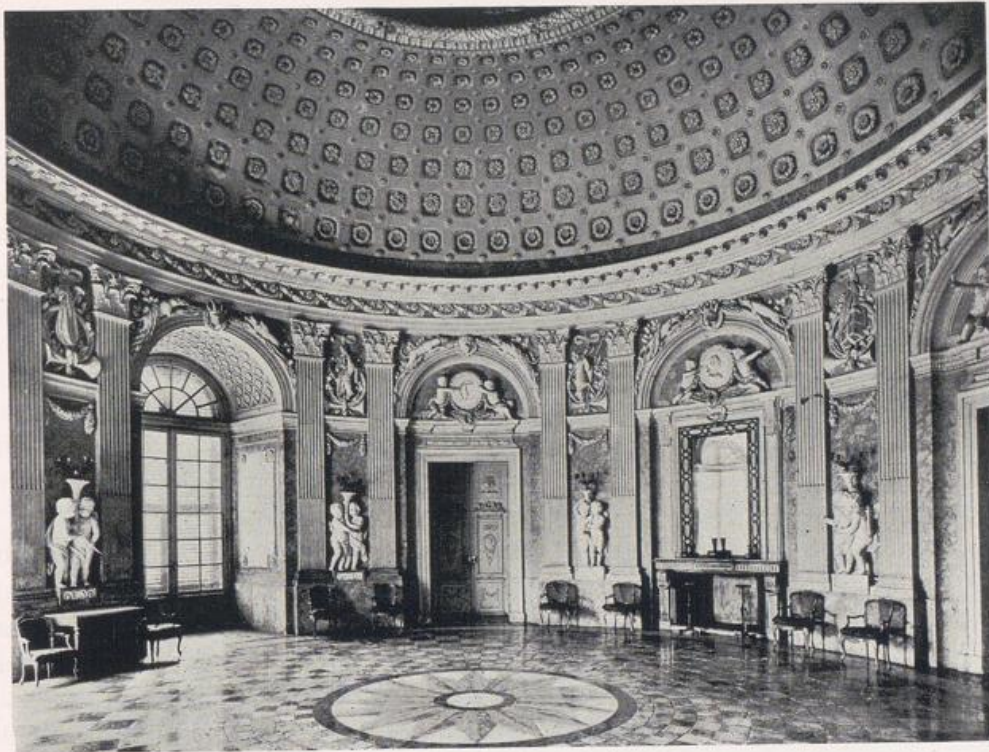
Schloß Benrath.
 Vestibül. Hinter der Mitteltür der runde Gartensaal (vgl. Bild S. 68 u. 71 a). Die beiden Seitentüren führen in Zweidrittelhöhe zu je zwei Geheimgängen (vgl. Grundriß Bild S. 72).

Stuckarbeiten, Holzschnitzereien und Intarsienfußböden der Meister Giuseppe Antonio Albuzzio, Matthaeus vanden Branden und Augustin Egell. Da gewahrt man, was einem bis dahin kaum aufgefallen, neben dem Alkoven eine Geheimtür, dann eine zweite, eine dritte und vierte, die in verborgene Treppenhäuser führen oder in versteckte Kabinette (Bild S. 70, 72 u. 74a); und von dort wieder verschwiegene Zugänge zu anderen Treppenhäusern, die sich durch das Mauerwerk hindurchwinden. Ein Fuchsbau hat üblicherweise zwei Ausgänge; aber das Lusthaus am Niederrhein? Boshaft erinnert man sich Casanovas qualvoller Stunden in Kleiderschränken und verschlossenen Stübchen, in die er sich galanter Damen wegen einsperren ließ. All das äußerlich fast bürgerlich Bescheidene des Schlosses, das man sich zweigeschossig dachte, und dessen Zimmerzahl man zu berechnen können glaubte, war Betrug, aber ein e n t z ü c k e n d e r Betrug. Geheimtreppe und Geheimtüre führen treppauf, treppab in ein verwirrendes Labyrinth der Räume. Der Bau ist nämlich viergeschossig, und nicht weniger denn an achtzig Zimmer und acht Treppenhäuser gruppieren sich um zwei Binnenhöfe (Bild S. 72). Man malt sich in seiner Phantasie wieder aus, wie sicher der galante Landesfürst sich in diesem Hause verliebter Heimlichkeiten vor der Eifersucht der Kurfürstin gefühlt haben muß. Aber ach, Karl Theodor hat Schloß Benrath wohnlich kaum erlebt. Der Siebenjährige Krieg hielt ihn vom Niederrhein fern und unterbrach die



Schloß Benrath.

Wohnzimmer mit Alkoven im Erdgeschoß. Zu beiden Seiten der Eckspiegel Geheimtüren zu intimen Räumen (vgl. Bild S. 74 a) und Geheimtreppe (vgl. Bild S. 72 die beiden seitlichen achteckigen Räume). — Außenansicht S. 66.



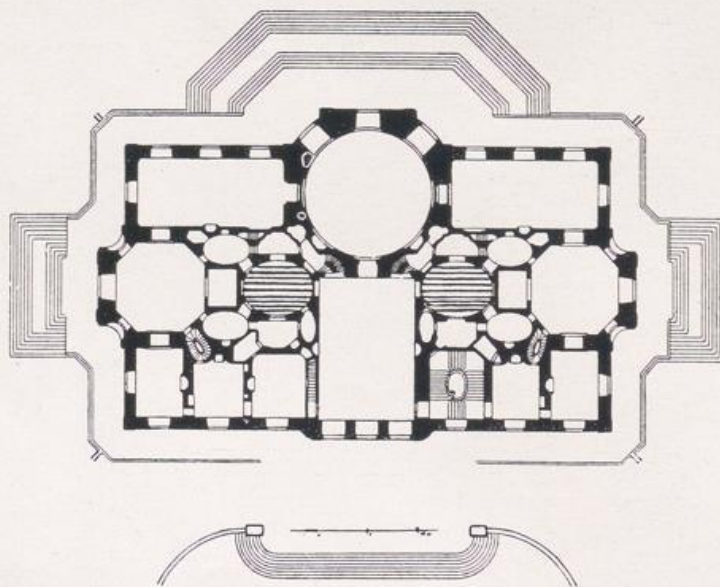
Schloß Benrath.

Oben der runde Mittelsaal. — Unten einer der anstoßenden Empfangssäle mit Blick in den runden Mittelsaal.
Vgl. Außenansicht S. 68 und Grundriß S. 72.

Bauarbeiten. Später fesselten ihn das Idyll des Schwetzingers Parks und das Mannheimer Schloß.

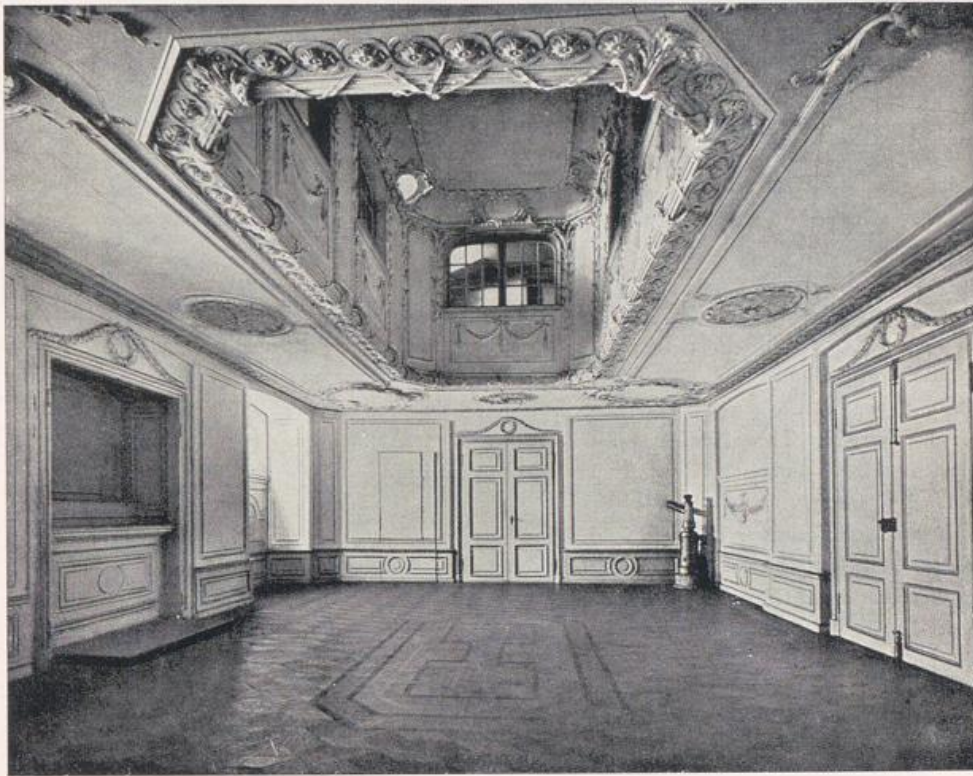
Das Lustschloß am Niederrhein hat auch in der Folgezeit seinen Zweck verfehlt. Joachim Murat, der tollkühne Reitergeneral, der hier als Großherzog von Berg Hof hielt, wurde zu oft von seinem Schwager-Kaiser auf Europas Kriegsschauplätze gerufen. Die späteren Bewohner, Friedrich von Preußen und Anton von Hohenzollern, lebten mit ihren Familien bürgerlich biedermeierlich. Dann nahm noch zweimal während der Manöver, für wenige Tage, der ehrwürdige Kaiser Wilhelm I. in Benrath Quartier. Dann war Verlassenheit des Lustschlosses einziger Bewohner, bis die unternehmende Stadt Benrath demnächst in den Kellerräumen eine Wein-, Bier- und Kaffeewirtschaft aufmachen wird, und nun endlich Gärten und Geheimgänge ihre Bewunderer finden werden; denn das ganze Schloß ist ein Wunder, ein Wunder der Raumausnutzung und Behaglichkeit; und das war ja auch der Leitgedanke seines geistreichen Schöpfers, des Oberbaudirektors Nicolas de Pigage, des Meisters des Parkes zu Schwetzingen.

Das Barockschloß der vorausgegangenen Jahrzehnte hatte den Fürsten zum Sklaven seiner Würde und seines Gottesgnadentums gemacht. Der Hintergrund prunkvoller Treppenhäuser und Säle diktierte starre Etikette. Man denke an Schloß Brühl (Bild III, S. 13ff.). Selbst der Park in seiner straffen architektonischen Planung verlangte Haltung (Bild III, S. 30). Man beneidete den Landadel und das wohlhabende Bürgertum, die in „maisons de plaisance“ und in vornehmen Stadthäusern ihrer Bequemlichkeit leben konnten. Man wurde des steifen Hofzeremoniells überdrüssig und sehnte sich nach Menschseinkönnen wie Adel und Patrizier. Maria Theresias Tochter Marie Antoinette von Frankreich war



Schloß Benrath.

Grundriß des Erdgeschosses. — Vorderfront S. 74b. Gartenfront S. 68. Seitenfront S. 66. — Die schraffierten Räume ovale Binnenhöfe. Der große rechteckige Raum an der Vorderfront das Vestibül S. 69. Dahinter der runde Gartensaal S. 71a. Seitlich anschließend zwei Empfangssäle S. 71b. In der Mitte der Seitenfronten achteckiger Wohnraum S. 70.



Schloß Benrath.

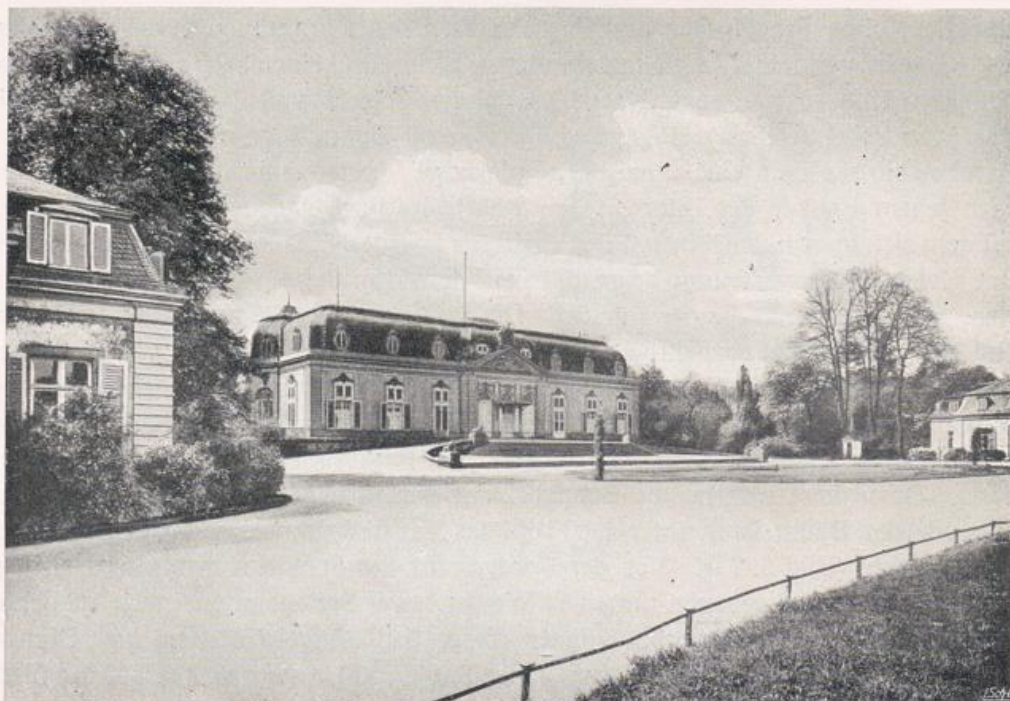
Kapelle im Mansardgeschoß des Mittelbaus über dem Vestibül S. 69.

glücklich, ohne Staatsroben und Perücke, fern den Prunkräumen von Versailles, als Bäuerin verkleidet, sich ungezwungen in ihrem „Hameau“ gehen lassen zu können. Und so war auch Karl Theodor der Pracht von Bensberg überdrüssig geworden (Bild S. 48 ff.). Pigage sollte ihm in Benrath an Stelle eines älteren Barockschlosses auch eine „maison de plaisance“ bauen, eine maison de plaisance nach jenem Bautyp des französischen Bautheoretikers Jacques François Blondel, bei dem sich um die Mittelachse des Vestibüls und des Gartensaals zu beiden Seiten eine gleiche Raumverteilung zeigt, d. h. auf der einen Seite die Gemächer des Fürsten, auf der anderen die der Fürstin. Die fürstliche Familie mag aber Begleitung und Bedienung nicht entbehren. Das Dachgeschoß wurde daher für vier Quartiere zu je drei Zimmern für Hofkavaliere und Hofdamen ausgebaut. Zwischengeschosse waren für die Dienerschaft bestimmt. Was Pigage im Dach- und in den Zwischengeschossen geschaffen, gehört zu den genialsten Baulösungen des ganzen Jahrhunderts. Dazu diese wohlthuende Behaglichkeit der einzelnen Räume (Bild S. 75a), und wie der Baumeister unter das Profil des Mansardgeschosses die Schloßkapelle unterbrachte (Bild S. 73)! Vor der Vorderfront des Schlosses gruppieren sich zu beiden Seiten, oval gezogen um einen Weiher, zwei Seitenbauten, noch schlichter im Außenbau als der Hauptbau; jeder dieser Seitenflügel faßt um einen Binnenhof nicht weniger denn 101 Räume (Bild S. 67, 75 b). Hier war selbst für fürst-



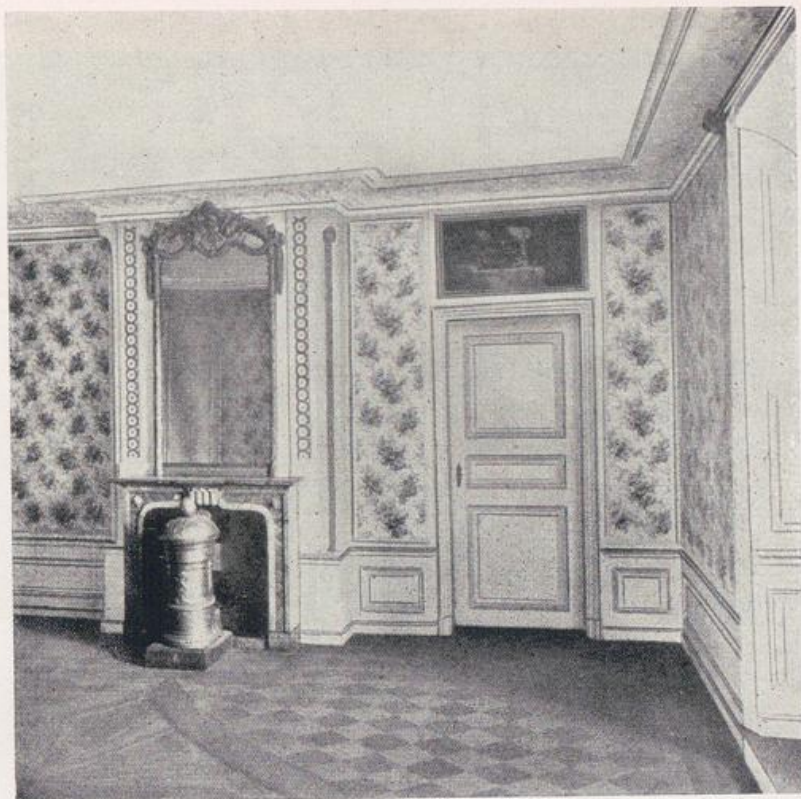
Schloß Benrath.

Toilettezimmer im Erdgeschoß, zugänglich durch Geheimtür aus dem Wohnzimmer S. 70.



Schloß Benrath.

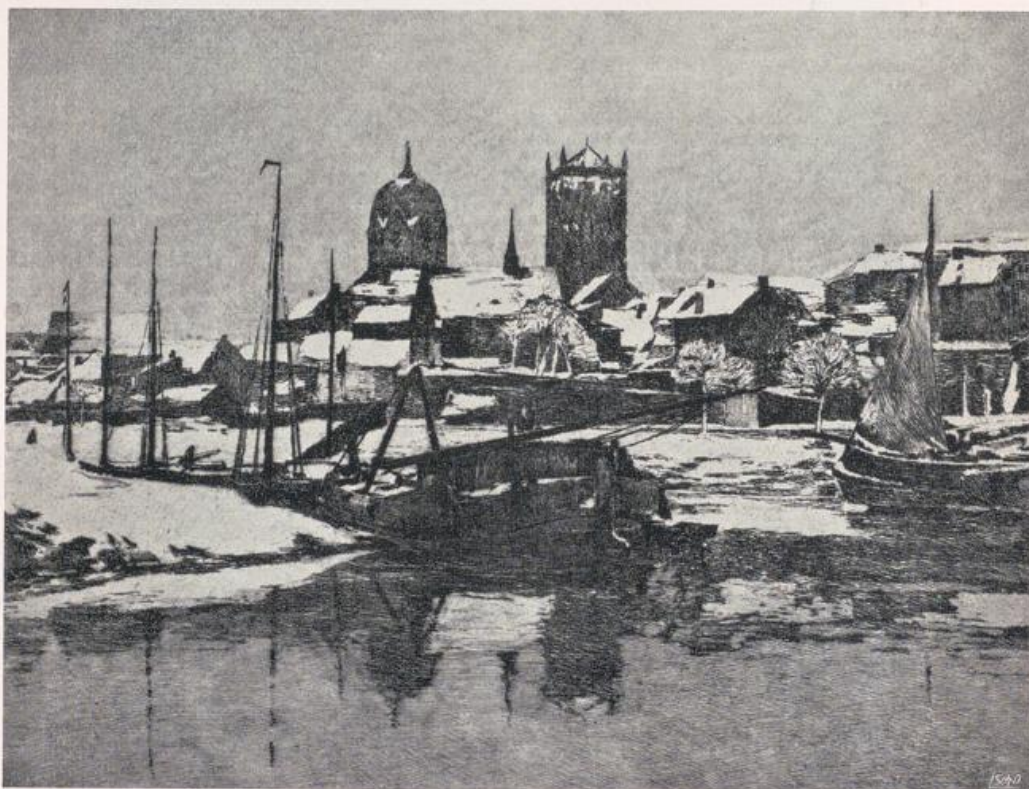
Mittelbau der Vorderfront. Vgl. Gesamtansicht S. 67.



Schloß Benrath.
Wohnraum im Mansardgeschoß.



Schloß Benrath.
Blick auf einen der Seitenbauten. Gesamtansicht S. 67.

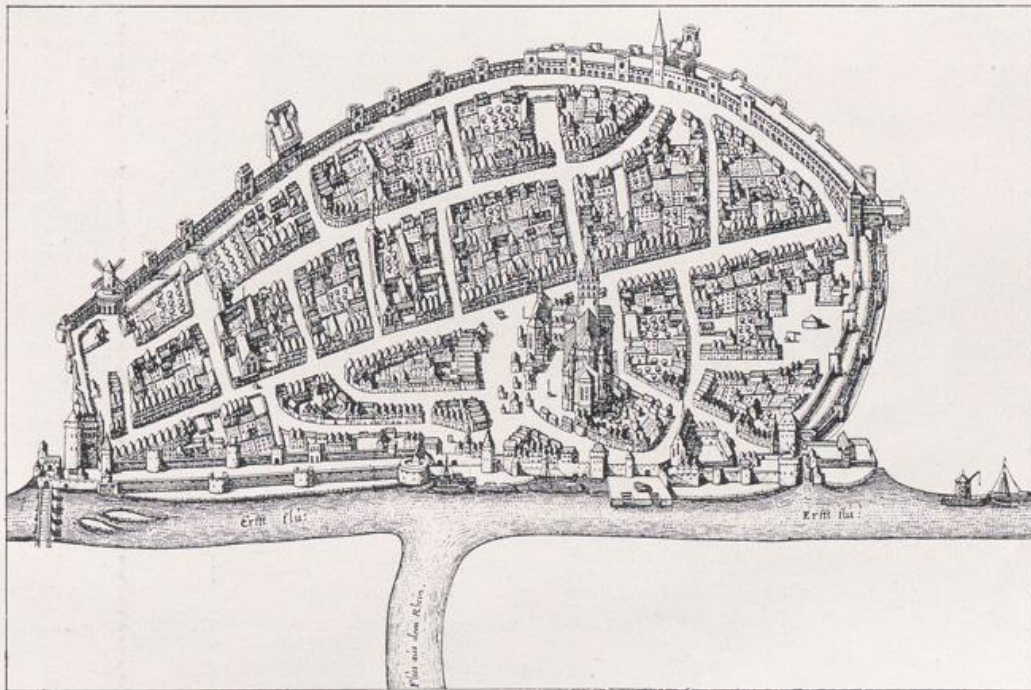


Neuß.

Nach einer Radierung von Max Clarenbach.

lichen Besuch genügend Platz. Eine Rampe zur Auffahrt, eine Terrasse um den Mittelbau gezogen und ein eigenartiges Dachprofil, das genügte, um den absichtlich schlicht gehaltenen Hauptbau aus dem Gesamtentwurf herauszuheben (Bild S. 74b u. 67). Ein goldener Friede breitet sich über der Anlage um den runden Weiher aus, Ruhe und Behaglichkeit atmend. Gegenüber indessen tobender Lärm, Bauten, die in ihrer Eigenwilligkeit, ihrer Häßlich- und Unverträglichkeit einander überschreien; im Hintergrunde fauchende Schloten der Industrie. Aber nicht die Industrie ist Benraths künstlerischer Feind, sondern die taktlos in seine vornehme Ruhe und Nähe sich drängenden Wohnbauten seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Und was hätte man aus dem einst so stimmungsvollen Platz um den runden Weiher machen können! — Unten am Rondell wartet das Boot. Behäbig, links und rechts in großen Schleifen die Ebene durchziehend, sucht der Strom weiter seinen Weg, vorbei an den stillen Nestern Macherscheid, Üdesheim, Himmelgeist, Flehe, Volmerswerth und Grimlinghausen. Hinter Grimlinghausen steigt über Neuß des hl. Quirinus Dom auf. Neuß, einst Kurkölns Zollstätte am Rhein, liegt längst nicht mehr unmittelbar am Strom. Weiden und ausgedehnte Wiesen, hier und da Bauerngehöfte trennen es heute vom Rhein. Das ist eines der schönsten Städtebilder am ganzen Niederrhein, das so oft Max Clarenbach und andere Düsseldorfer Künstler zu malen lockte (Bild S. 76).

Neuß, des Kölner Stiftes allzeit getreueste Tochter, führt neben dem Kreuz, dem Zeichen Kurkölns, des Reiches Doppelaar in seinem Wappen. Es darf stolz darauf sein! Es erinnert an das ruhmreichste Kapitel seiner Stadtgeschichte, als der größte und verwegenste Feldherr seiner Zeit, der ehrgeizig nach einer Königskrone strebende Karl der Kühne von Burgund, elf Monate lang, von Juli 1474 bis Juni 1475, die Stadt niederzuzwingen suchte. Sechshundfünfzigmal stürmten Karls Söldnerscharen gegen den Mauerbering. Rheintor, Taubentor und noch siebzehn andere Stadttore wurden niedergeschossen. Dreihundert Häuser gingen in Flammen auf. Aber Neuß hielt sich, bis Kaiser Friedrich III. zum Entsatz herbeieilte und dann die heldenmütige Stadt mit dem kaiserlichen Doppelaar und besonderen Privilegien ehrte. Auf dem Marktplatz wurde zur Erinnerung an die denkwürdige Befreiung des Kaisers Bildsäule errichtet. Die Franzosen rissen sie 1794 wieder mutwillig nieder. Aber eine andere Erinnerung an das Jahr 1474 blieb uns erhalten, die Dankeskappelle unmittelbar am Obertor und schließlich das Obertor selbst, an dem sich die Burgunder vergeblich die Schädel eingerannt hatten; diese zwei gewaltigen Turmriesen aus Basaltköpfen in Tuffsteinschichten liegend, die spitzbogige Tordurchfahrt schützend rahmend, hoch oben auf Rundbogenfries und gotischen Konsolen die Zinnen des Wehrganges (Bild S. 79). Was dieses trutzige Bollwerk noch sonst von Kriegswirren, Brand, Mord und Plünderungen zu erzählen weiß! Fürchtbarer noch als die Belagerung von 1474 war das Schreckensjahr 1586, als Alexander Farnese mit seinen Spaniern hier einzog und Bürgerschaft und Besatzung der Parteigänger des von der Kirche abgefallenen Kölner

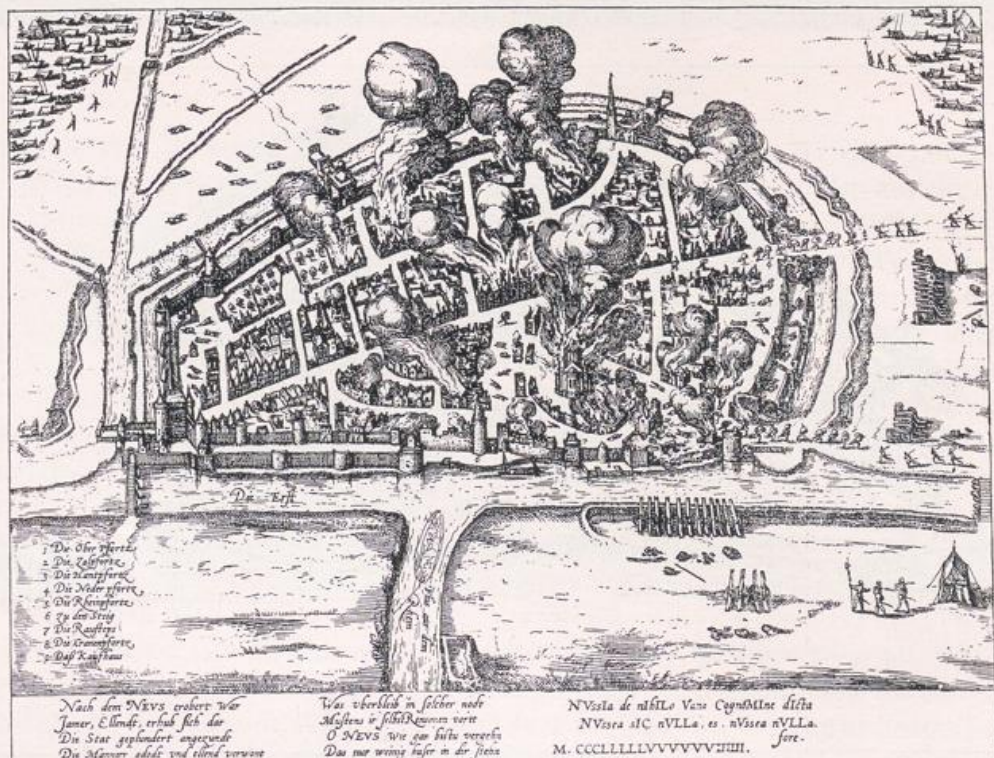


Neuß.

Nach Merians Topogr. Archiep. Mogunt. Colon. etc. 1646.
Links das Obertor (vgl. Bild S. 79). — In der Mitte St. Quirin (vgl. Bild S. 85).

Kurfürsten Gebhard Truchseß einfach niedergemacht und die Stadt in Brand gesteckt wurde. Von 1100 Häusern sollen nur 200 verschont geblieben sein. Hogenbergs Stich hat das grausige Ereignis verewigt (Bild S. 78). Verarmt war die einst blühende Stadt, als sie im Dreißigjährigen Kriege Sitz der französisch-weimarischen und der hessischen Truppen und Ausgangspunkt der Verheerungen in Kurköln war, als in den Verwüstungskriegen Ludwigs XIV. heute kurkölnische Truppen, morgen französische, übermorgen brandenburgische, dann holländische Truppen Herren der Stadt waren und beim Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges wieder Franzosen. Gerade damals hatte Neuß durch Brand und mutwillige fremde Söldner Unendliches wieder zu leiden. Ende des 18. Jahrhunderts sah es von neuem eine französische Besatzung in seinen Mauern.

Erst wer die Daten dieser Leidensgeschichte kennt, weiß Neuß' heldenhaftes Bürgertum zu bewundern, dieses unverwüsthche Sichimmerwiederaufbäumen gegen das geschichtliche Schicksal, Tochter des deutschen Mutterlandes und deutschen Grenzlandes zu sein. Aus Schutt und Asche und Verwüstungen erstanden im 17. Jahrhundert die stolzen Bürgerhäuser „Zum Goldenen Stern“ (1639), „Zur Blumen“ (1613), „Zum Schwatten Roß“ (1603) in der Ober- und Niederstraße, der alten Hauptverkehrszeile, die die Stadt in ihrer ganzen Länge durchzieht (Bild S. 80—83). Neben anderen seien diese drei Häuser besonders genannt, weil hier das irregelitete 19. Jahrhundert keine baulichen Eingriffe unternommen



Stadtbrand von Neuß 1586.

Nach dem Stich von Hogenberg. — Vgl. Bild S. 77.



Das Obertor zu Neuß.
Mitte 13. Jahrhunderts erbaut.



Neuß.

Brauereien „Zum Goldenen Stern“ und „Zur Blumen“ (1639 u. 1603).

hat und die drei Bauten ihr, altes schmuckes nieder-rheinisches Backsteinkleid noch tragen (Bild S. 80 u. 82). Haustein rahmt Fenster und Türen und zieht die Stockwerk trennenden Horizontalbänder. Fratzen und Signete an den Treppengiebelhäusern (Bild S. 82). Im Türrahmen noch die alten geschnitzten Türen mit ihren glitzernden Messingklopfen. Und dann das Innere! Gibt es anheimelndere Trinkstuben am Niederrhein, als diese hochgezogenen Räume mit ihren alten Balkendecken und Galerien, über die sich das Licht aus kleingefaßten Antikglasscheiben ergießt! (Bild S. 81, 83.) Hier könnte Pieter de Hooch aus Utrecht oder Jan Vermeer aus Delft oder sonst einer der Interieurmaler Hollands gemalt haben. Verwandt wie das Landschaftsbild der Ebene ist auch die Baukunst am Niederrhein und in Holland; und auch die reich geputzte neue Rathausfassade zu Neuß, die ihm das 18. Jahrhundert schenkte, könnte ebenso gut in Kleve wie in Amsterdam stehen: Barocke Türrahmen mit ihrem breiten Oberlichtgestänge; darüber durch zwei Geschosse Wandpfeiler, die den antikisierenden Giebel zu tragen haben; dazwischen vergoldete Girlanden und Embleme. Das alte Rathaus war 1586 in Flammen aufgegangen.



Neuß.
Brauerei „Zum Goldenen Stern“.

Der Neubau, 1634 bis 1638, in Jahren drückender Not erstanden, wird von der neuen Fassade des 18. Jahrhunderts nicht ganz verdeckt und lugt noch mit seinen Ecktürmchen und seitlichen Treppengiebeln auf das Marktplatztreiben herab und hinüber an das Ende des Marktplatzes, wo die ehemalige Observantenklosterkirche, heute das gemütlich hergerichtete Städtische Trink- und Festhaus sich erhebt (1637—1639). Die breiten, schlichten Formen, die hochgezogenen Blenden,



Neuß.
Brauerei „Zum Schwatten Rosz“.

den, das schwere Portal, sie reden niederrheinisch-holländisch, wie auch auf dem Münsterplatz das ehemalige „Vogt- und Dinghaus zu den heiligen drei Königen“ (1597) mit seiner breit entwickelten Backsteinfassade und die zahlreichen Kirchen und Stifte zu Neuß.

Aber echt kölnisch redet das stolze Wahrzeichen der Stadt, Meister Walberos herrlicher Dom des hl. Quirinus aus den Jahren 1209—1226, zwischen Rathaus und der Observantenklosterkirche gelegen (Bild S. 85). Von einem älteren Quirinusbau, den schon im 9. Jahrhundert die frommen Benediktinerinnen errichtet und den das 11. Jahrhundert erweitert

hatte, hielt Meister Walbero nur die Krypta bei. Aber sie dehnte jetzt ihren Raum (Bild S. 84), weil sie bestimmt war, nach dem Vorbild von St. Aposteln zu Köln (Bild III S. 112) mit drei ausladenden Konchen und vier Türmen um die hochsteigende Halle des Vierungsturmes den ganzen Ostbau zu tragen, der außen durch Fächerfenster, Ecksäulen und Säulenblenden mit Schaftringen, dazu Wandpfeiler, Wandsäulen, Zwerggalerien und Plattenfriese noch reicher gegliedert ist als seine Vorbilder zu Köln (Bild S. 85). Man kann mit Recht hier von einem „Barock“ des romanischen Stiles reden, handelt es sich doch um überlebendige dekorative, von der Konstruktion unabhängige Gliederungen. Aber auch schon der Grundriß ist von einer eigenartigen Lebendigkeit beseelt. Aus der Mitte der Seitenschiffe treten breite, kapellenartige Anbauten vor. Dann die rassige Umrißlinie des Ostchores. Es handelt sich um den „künstlerisch bedeutendsten und den ausgedehntesten Bau des Übergangsstiles nördlich von Köln“ (Clemen). Dieser Ostbau hat alle späteren Leiden der Neußer Geschichte mit durchkosten müssen. Als ihn im Jahre 1741 ein dritter Brand heimsuchte, gab man ihm die heute in ihrer Patina hell leuchtende, schöne achtseitige barocke Kuppelhaube, deren Spitze man mit der kupfernen Statue des Stadtheiligen krönte.

Als Gegenstück zu dieser malerischen Baugruppe des Ostbaus der imponierende Westbau, breit ausladend mit seinen vier Sockelgeschossen (Bild S. 85). Hier mußte sich der dekorative Architekturschmuck der Kölner Bauschule, der sich gewissermaßen zu einem System ausgebildet hatte, die eigenartigsten spielerischen Launen gefallen lassen. Mit einem dekorativen Geschick, das sonst der Niederrhein in dieser Art und Zeit nicht kennt, umspinnt Walbero den Bau, häuft Form auf Form; die male- rische Wirkung scheint ihm



Neuß.

Brauerei „Zur Blumen“, Oberstraße

Endzweck zu sein; und dennoch bleibt er klar im Aufbau des architektonischen Gerüsts. Darüber, gleichfalls viergeschossig, der Turm aufragend, kühn, selbstbewußt, und wieder eigenartig selbständig in der Verwendung seines Bauschmuckes. Im Inneren schwer noch die Formen der Arkaden und Emporen und dämmerig das Licht (Bild S. 86). Denkt man aber zurück an das Innere von St. Aposteln zu Köln (III, S. 109), welch ein ganz anderer Rhythmus durchflutet den Raum des heiligen Quirinus in Neuß, ein erstes Wehen frühgotischer Raumgebilde. Das bewirkt nicht allein das äußerliche Motiv der Spitzbogen der Arkaden der Seitenschiffe und Emporen. Hier redet, ohne daß es auffällt, ein raffinierter Trick mit: die Tiefe der Mittelschiffsgewölbe nimmt ab nach dem Chor zu. Der Erfolg: eine künstlich gesteigerte Tiefenwirkung, ein Mittel, das wieder an spätere Barockzeit erinnert. Dazu kommt noch die Verschiedenheit der Arkaden und Fenster in Form und Maßen. Aber trotz all dieser seltsamen



St. Quirin in Neuß.

Krypta. Mitte 11. Jahrhunderts und Umbau und Erweiterung um 1210.



St. Quirin zu Neuß.

Neubau begonnen 1209 von Meister Walbero. Die barocke Chorturmkuppel nach dem Brande von 1741.



St. Quirin in Neuß.

Die starke Tiefenwirkung wird erzielt durch Verringern der Stützenabstände nach dem Chor zu.



St. Quirin in Neuß.

Blick aus den Emporen in das Mittelschiff. — Vgl. Bild S. 86.

Ungereimtheiten ist die Gesamtwirkung des Raumes von eindrucksvoller Wirkung. Im Chor und in den drei Apsiden entwickelt St. Quirin eine noch reichere Gliederung, die aufhellt das Licht, das aus dem hochragenden Vierungsturm in den Raum flutet.

Heute — der Bau des hl. Quirinus umgeben von Kirchen, Stiften, Rat- und Bürgerhäusern, dem Treiben auf Straßen und Plätzen, in Fabriken, Mühlen und im Hafen, dem malerisch belebten Städtebild — hält man die Leidensgeschichte der Quirinusstadt nur für eine gruselige Mär. Aber wie sagt doch Francesco Petrarca von den Bewohnern des Rheins? — „Wie beneide ich euch, daß der Fluß euer Leid, eure Klagen hinwegschwemmt!“

Weiter stromabwärts Neuß, am rechten Ufer und schon zu Düsseldorf gehörend, das alte Dorf Hamm; „Kappeshamm“, wie es der Düsseldorfer zu nennen pflegt, weil er von hier Obst und Gemüse bezieht. Hinter den Mauern am Deich friedliche Bauernhäuser. Auf dem Strom um so mehr Leben und Treiben. Fast unaufhörlich tagsüber Schlepp- und Kohlenzüge. Zwei mächtige Eisenbahnbrücken spannen ihre Bogen über den Fluß (Bild S. 88). Ein dauerndes ratterndes Hin- und her der Eisenbahnzüge, die das linksrheinische Industrieland Aachen-Düren-M.Gladbach-Neuß mit dem rechtsrheinischen verbinden, mit Düsseldorf und dem Bergischen Land, und Düsseldorf und Ruhrkohlenbezirk. Zwei Brücken, weil eine den Verkehr nicht mehr bändigen konnte. Und immer, wenn einen das



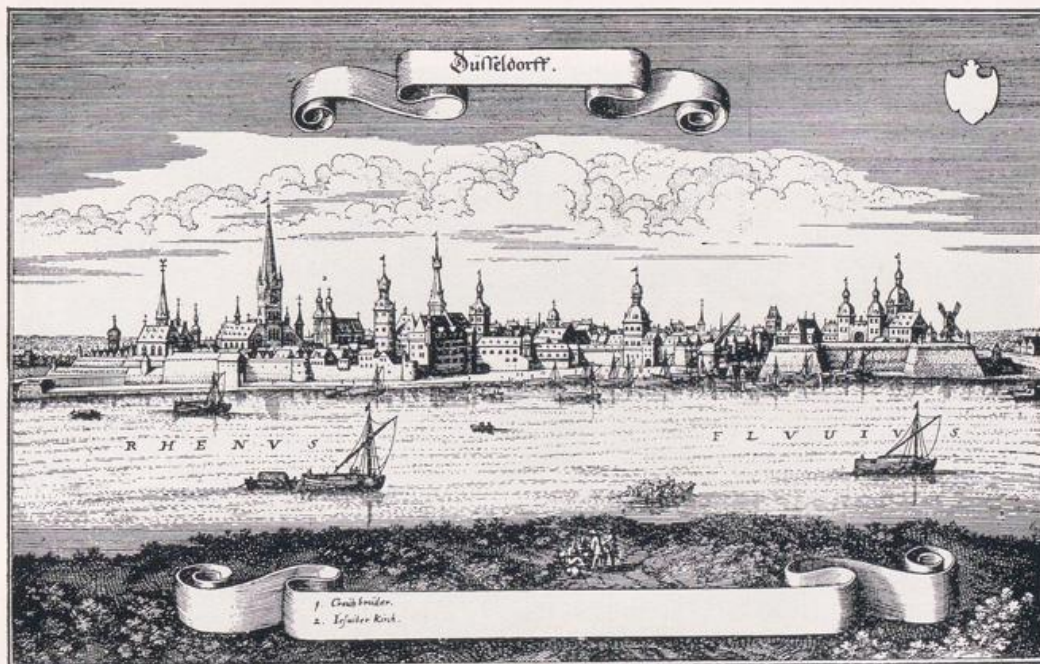
Die beiden Eisenbahnbrücken Neuß—Düsseldorf.

Boot unter die Brücken dahingleitet und der Wind tönend in die Gestänge der Eisenbogen greift, so denkt man an Joseph Wincklers Niederrheinisches Brückenlied:

Zu Staunen, Ehrfurcht bannst du alle Blicke,
 Wie du mit herrlichen Organen dir
 Kraft saugst aus Leben; über Häfen hier
 Schlank, ein Naturgebilde, wächst du, Brücke,
 Und wiegst den Leib in wundervoller Ruh,
 Und deine Stimme raunt wie leises Singen,
 Ein pendelnd, schwindelnd sich im Winde Schwingen;
 Zornig im Sturm, wie klagst, wie Donnerst du!

Vor uns Heerdt und Oberkassel, das linksrheinische Düsseldorf. Erst aber noch ein großer ausladender Strombogen, vorbei an den Hafenbecken und der Südstadt, bis der Dampfer zu Füßen der Altstadt um St. Lambertus anlegt (Bild S. 90).

Die Stadt Düsseldorf ist sehr schön, und wenn man in der Ferne „Dan sie denkt und zufällig dort geboren ist, wird einem wunderbar zumute. Ich bin dort geboren, und es ist mir, als müßte ich gleich nach Hause gehen. Und wenn ich sage, nach Hause gehn, so meine ich die Bolkerstraße und das Haus, worin ich geboren bin.“ — Aber Harry Heine würde heute sein geliebtes Düsseldorf nicht wiedererkennen. Damals, anno 1826, war es noch die idyllische Kleinstadt, eingebettet in große Grünanlagen und noch begrenzt von Insel- und Kaiserstraße, Königsallee und Haroldstraße, das Düsseldorf der „bescheidenen, in guten Verhältnissen, doch arm an Schmuck, in geraden Straßenlinien sich aufbauenden Bürgerhäuser“, wie Cornelius Gurlitt 1889 schreibt; und George Forster im Jahre 1791 von der Schönheit Düsseldorfs als Wohnstadt: „Welch ein Unterschied zwischen Köln und diesem netten, reinlichen, wohlhabenden Düsseldorf. Eine wohlgebaute Stadt, schöne massive Häuser, gerade und helle Straßen . . ., wie erheitert das nicht dem Fremden das Herz!“ Damals, als auf dem Burgplatz das 1872 niedergebrannte Schloß noch aufrecht stand mit dem schönen Säulenreigen seiner Wache; als die vornehme Häuserfolge der Citadellstraße noch das erst im Jahre 1895 abgetragene prächtige Berger Tor beschloß; als der Friedrichsplatz, noch unbebaut, noch ein Platz war mit dem malerischen Blick auf das Chor von St. Andreas (Bild S. 96) und das 1912 geschwundene Statthalterpalais der Mühlenstraße; als auf dem Marktplatz der „Kupferne Potentat“, das herrliche Reiterdenkmal Johann Wilhelms von der Pfalz, einen so ganz anderen



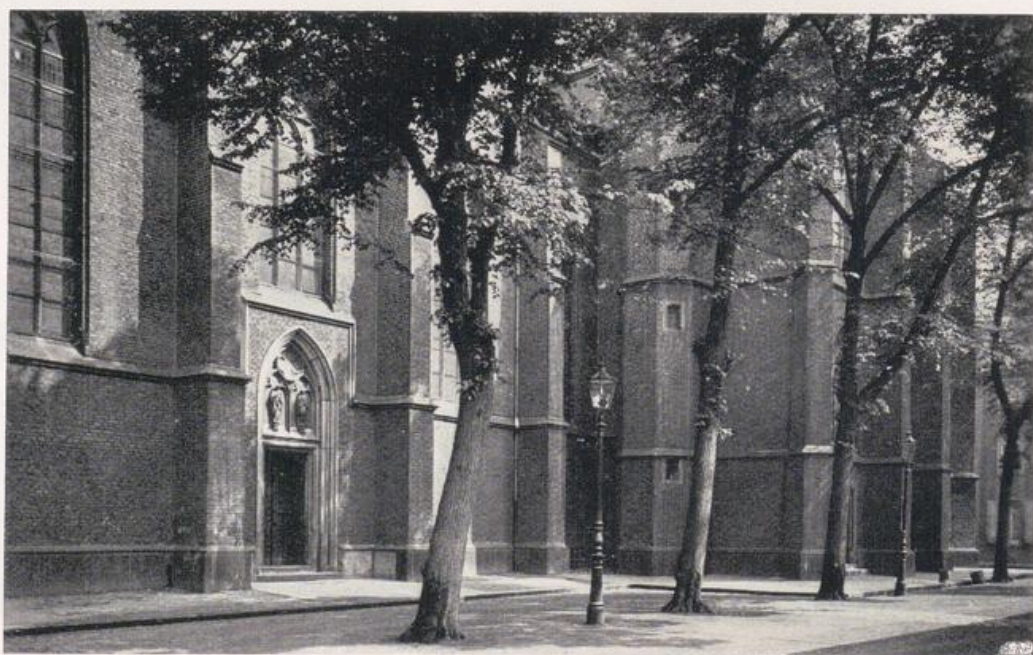
Düsseldorf.

Nach Merians Topographia Archiep. Mogunt., Colon. etc. um 1646.
Links ehemalige Kreuzbrüderkirche, dann St.-Lambertus-Kirche (vgl. Bild S. 90), im Hintergrunde St. Andreas (vgl. Bild S. 96), die drei folgenden Türme des ehemaligen Schlosses (vgl. Bild S. 90), Turmhaube des alten Rathauses (vgl. Bild S. 92a), rechts davon der frühere Zollturm, Kran und Bastion.



Düsseldorf.

Rheinfront der ursprünglichen Altstadt. Links Kapelle des Karmelitenklosters (s. Bild S. 94). — St.-Lambertus-Kirche (s. Bild S. 90b, 91 u. 89). — Tietzbau vor dem Turm der Johanniskirche. — Turm der Evangelischen Kirche in der Bolkerstraße. — Rechts der alte Schloßturm (s. Bild S. 89) und das Hochhaus (Wilhelm-Marx-Haus).



Düsseldorf — Stiftsplatz.

St.-Lambertus-Kirche (vgl. Bild S. 90a u. 91). Erbaut Ende 13. Jahrhunderts, erweitert 1370—1394. Innenbilder S. 92 u. 93.



Düsseldorf.

Rheinfront Mitte 19. Jahrhunderts. — Vgl. Bild S. 90.

architektonischen Rahmen hatte (Bild S. 107); als der Kran am alten Hafen und die Baumassen und Türme von Schloß, Rathaus und Kirchen noch in etwa an jenes malerisch belebte Stadtbild erinnerten, wie es im 17. Jahrhundert Merian vorfand (Bild S. 89). Aber nicht so sehr der Verlust so vieler historischer Bauwerke hat Düsseldorf baukünstlerisch ungünstig verändert, als der Umstand, daß seit den neunziger Jahren über die Stadt eine sich überstürzende und ungeahnte Bautätigkeit und Ausdehnung kam, ausgerechnet in jenen Jahrzehnten unglücklichster baulicher Einstellung. Städtebaulich versäumte man alle Grundlagen eines organischen Ineinanderwachsens der einzelnen Stadtteile, die, durch frühere und heutige Eisenbahnkörper getrennt, gelöst von der Altstadt, ihr Sonderdasein führen. Der Vergleich mit Kölns großzügigen Städtebauunternehmungen und Straßendurchbrüchen oder mit der rationelleren Wohnbaupolitik in dem benachbarten Essen ist für die „Kunst- und Gartenstadt am Rhein“ nicht immer günstig. Man glaubte lange Zeit, Kunst mit den großen historischen Parkanlagen und modernen Bilderausstellungen umschrieben zu haben. Die wichtigsten künstlerischen Aufgaben der Stadt blieben unberührt. Der Wettbewerb für einen „generellen Bebauungsplan für Groß-Düsseldorf“ im Jahre 1912 zeigte überzeugend die unvermeidlichen Folgen, der man heute finanziell nur schwer Herr werden kann. Aber natürlich soll man auch hier nicht eine Stadtverwaltung verantwortlich machen für Irrtümer, die begründet sind in der Anschauung eines ganzen Geschlechtes, eines ganzen Zeitalters. Es darf auch nicht übersehen werden, daß Kölns letzte Jahre unter unvergleichlich glücklicheren Verhältnissen sich entwickeln konnten. Und trotz aller Irrtümer und aller Verluste — Düsseldorf ist doch schön!



Düsseldorf — Marktplatz.

Rathaus 1570—1573. Ausgebaut 1749. — Reiterdenkmal des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz von Gabriel de Gupello um 1710. — Vgl. Bild S. 107.



Düsseldorf — Lambertuskirche.

Blick in den nördlichen Chorungang. — Sakramenthäuschen um 1475. Dahinter Grabmal des Herzogs Wilhelm des Reichen von Kleve-Jülich-Berg († 1592). — Vgl. Bild S. 93.

Auf dem stimmungsvollen Stiftsplatz steigt die alte Kollegiatskirche des hl. Lambertus mit ihrer korkenzieherartig verdrehten Turmhaube auf (Bild S. 90). Der gotische Bau vom Ende des 13. Jahrhunderts dehnte sich durch Erweiterungen in den Jahren 1370—1394 breiter aus. Außen ganz schlicht bis auf den Kalvarienberg, der leider im Jahre 1883 eine ältere Schöpfung des Jahres 1469 ersetzen mußte (Bild S. 90b). Das Innere eine große Halle dreier gleich hoher und gleich breiter Schiffe mit breitem Chorumgang mit mittelalterlichen Wandmalereien, barocken Altären, dem reich gegliederten, schlanken, spätgotischen Sakramentshaus vom Ausgange des 15. Jahrhunderts, in dem Reichtum seines meisterlich gearbeiteten Schmuckes das bedeutsamste spätgotische Werk der Art am Niederrhein (Bild S. 92b u. 93); mit dem imposanten Renaissancegrabdenkmal Wilhelms des Reichen, Herzogs von Kleve, Jülich und Berg († 1592), mit dessen verblödetem Sohn Johann Wilhelm — nicht zu verwechseln mit Johann Wilhelm aus dem dann folgenden Hause Pfalz-Neuburg — im Jahre 1609 das alte Herrscherhaus ausstarb (Bild S. 92b). Wilhelms großes Wanddenkmal ist ebenfalls ohne Gegenstück am Niederrhein. Im Stile der römischen und venezianischen Grabmäler Sansovinos erhebt sich hier triumphbogenartig der fünfteilige architektonische Aufbau, leuchtend in dem Wechsel schwarzen, roten, gelben, braunen Marmors, reich mit Plastiken und Reliefs geziert. Vor dieser Architektur der Verstorbenen auf dem Sarkophag mit aufgestütztem Haupte ruhend. Von dort fließen die Marmor-



Düsseldorf — Lambertuskirche.
Blick auf das Ostchor. — Vgl. Bild S. 92b.

stufen hinunter in den Chorumgang. Dieser schöne Raum des hl. Lambertus ist das Herz der Altstadt (Bild S. 90a u. 91). Harmlos bescheidene Stiftshäuser umgeben den Platz. Die Zeit des Kurfürsten Johann Wilhelm, anfangs 18. Jahrhunderts, bereicherte den Zutritt vom Rhein aus mit der Karmelitesen-klosterkirche und dem stattlichen Wohnhaus des Hofmalers Johann Franziskus Douven; und wie die anspruchlose, anheimelnde Partie um St. Lambertus mit dem Blick auf den Strom uns in ein Städtchen am Niederrhein versetzt anmutet, schon holländische Luft atmend, so klingt die Stimmung in den beiden Eckhäusern der Zeit Johann Wilhelms weiter: Bauten, ganz im Geiste jenes schlichten niederländisch-niederrheinischen Klassizismus, klare architektonische, schmucklose Aufteilung, dekorative Gliederung nur in der Mittelachse der Fassade (Bild S. 94).

An die „Alte Stadt“ um St. Lambertus siedelte sich stromaufwärts, jenseits der

früheren Burg der Grafen von Berg, die „Neustadt“ mit dem Marktplatz an. In den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts erstand hier das alte Rathaus mit seinen beiden verschiedenen geschwungenen Giebeln um den schlanken Treppenturm (Bild S. 92a). Das 18. Jahrhundert verzierte es mit kunstvollen Treppenanlagen, Fenstergittern und einem neuen Eingang mit Balkon. Aber es ließ leider auch unter einer grauen Tünche die ursprüngliche malerische Wirkung der von hellen Hausteinprofilen und Wandpfeilern belebten Backsteinfront verschwinden; ebenso verloren die Fenster ihre alten gotischen Formen. (Der frühere Zustand abgeb. i. d. Zeitschr. d. Rhein. Ver. f. Denkmalpflege XVII, Taf. VI.) Lange Zeit stand das Rathaus in seiner monumentalen Vereinsamung in der Neustadt. Erst das Zeit-



Düsseldorf.
Kirche des Karmelitesenklosters 1712.

alter, das dem Kurfürsten Johann Wilhelm das Reiterdenkmal baute, erlebte die monumentale Ausgestaltung des Marktplatzes und der Neustadtstraßen. Die neuen Landesherren des 17. Jahrhunderts aus dem Hause Pfalz-Neuburg kamen aus Süddeutschland. Zu den überlieferten niederrheinisch-niederländischen künstlerischen Beziehungen kamen nun neue. Da steht am Ausgange der Marktstraße eine Bau-
gruppe (Bild S. 95). Das linke Haus könnte ebensogut in Amsterdam stehen. Das rechte wirkt für den Niederrhein fremdartig barock in seiner plastischen Gliederung.

Diese neue Tonart vermittelte das erste große Baudenkmal des neuen Herrscherhauses, die Jesuitenkirche St. Andreas, und anschließend daran das monumentale Jesuitenkolleg (1622—1629; Bild S. 96). Es ist gar nicht auszumalen, wie seinerzeit diese malerische Baugruppe, die bis heute Düsseldorfs schönste Kirche geblieben ist, auf die Bewohner des kleinen Dorfes an der Düssel gewirkt haben muß! Über Manneshöhe der wuchtige Sockel; breite Wandpfeiler und stark verkröpfte Gesimse und Gebälke werfen belebende tiefe Schlagschatten über die Fassaden; die exakte Zeichnung der Fensterrahmen; schließlich der Aufbau der Chorpartie, die Verteilung der Nebenbauten, der Sakristei, der Grabeskappe und der Seitentürme um das Chor, dann das Innere der Kirche (Bild S. 97, 98). Wie im Außenbau so redet auch die Ausgestaltung des Inneren eine ganz andere Sprache als die ungefähr gleichalterige Jesuitenkirche zu Köln (Bild III S. 79ff.). Düsseldorf war nicht geschichtlich



Düsseldorf.
Häuser Ecke Flinger- und Marktstraße um 1700.

Aug. in Mappebefu.



Düsseldorf — St. Andreas.

Erbaut 1622—1629. — Innenbilder S. 97 u. 98.

belastet. Meister Johann Kuhn aus Straßburg kleidete das Innere, Mittel- und Seitenschiffe und Emporen, in ein prachtvolles Stuckgewand, das dem Architekturgerüst ganz vortrefflich zugeschnitten ist. Diesem so ausgestatteten Raum wußten sich auch glänzend Altar, Orgel, Gestühl und der plastische Schmuck anzupassen. Plastik und Dekoration stehen hier ganz im Dienste eines architektonischen Gedankens, sie sind Architektur geworden. Dem gegenüber ist die plastische Einzelheit in ihrer Durchbildung von untergeordneter Bedeutung.



Düsseldorf. — St. Andreas.

Blick auf den Eingang. Stukkaturen von Johannes Kuhn 1632. — Vgl. Bild S. 98.

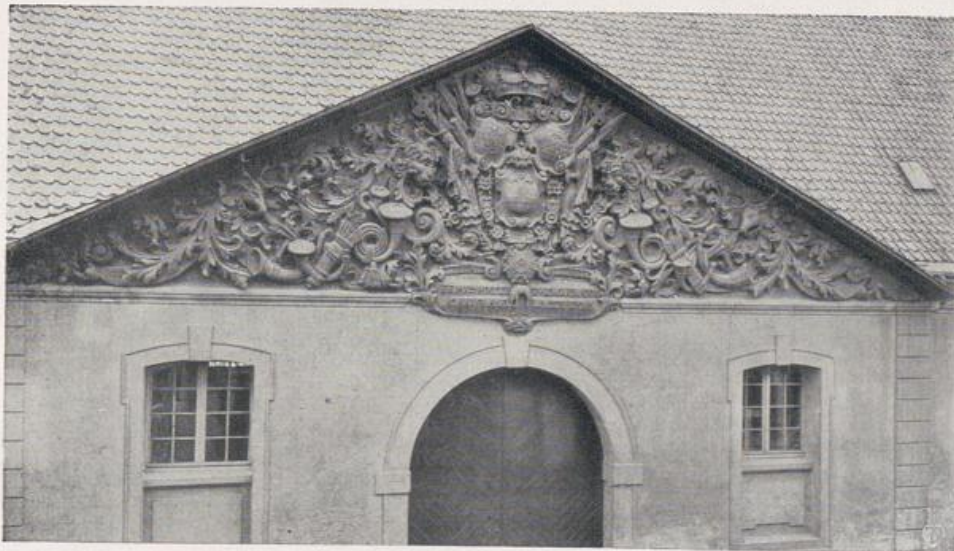
Das ist die glanzvolle Einleitung zu dem neuen Düsseldorf unter den pfälzischen Landesherren. Ein ganz neues Leben zieht mit ihnen ein in die Stadt, die auch ein ganz neues Aussehen erhält. Wolfgang Wilhelm, dem ersten der pfälzischen Herren (1614—1653), der ein Freund der Rubens und van Dyck und der tatkräftige Förderer der Düsseldorfer Jesuitenkirche war, hat man in St. Andreas ein dekoratives Denkmal gesetzt, das sich ebenfalls ganz vortrefflich der Gesamtinnenausstattung der Kirche anzupassen weiß (Bild S. 97). Über der Eingangstür steht seine Büste. Durch das runde Oberlicht flutet das Licht über sie in den Raum. Statuen rahmen Tür, Büste und Oberlicht wirkungsvoll ein. Und wie gut das in der Gewölbeumrahmung steht, darüber die rund geschwungene Empore mit den beiden Orgelgehäusen! Wolfgang Wilhelm schaut hinüber zum Altar, dahinter das neue Herrscherhaus sich eine



Düsseldorf. — St. Andreas.
Blick aus den Emporen. — Vgl. Bild S. 97.

Grabeskapelle erbaute. Dort ruht auch Düsseldorfs großer Wohltäter, Wolfgang Wilhelms Enkel, Kurfürst Johann Wilhelm (1690—1716), in einem prächtigen Sarkophag, den Purpurmantel, Kruzifix und Medaillonreliefs bedecken. Sein Vater Philipp Wilhelm (1653—1690), der Freund des Joachim von Sandrart und ein begeisterter Musikliebhaber, hatte vor den Toren der Stadt in Benrath ein interessantes Lustschloß gebaut. St. Andreas hatte einen weltlichen Bruder erhalten von gleicher Freude an süddeutsch-italienischen Formen. Italienische Stuckkünstler schmückten den Schloßbau auf das reichste aus. Von dem Bau ist aber nur noch die Orangerie erhalten, und zwar in einem höchst verwahrlosten Zustande. Und dennoch kann der Schmuck der Decken und Kamine davon erzählen, wie viel Schönheit Philipp Wilhelm hier ausgestreut hatte.

Unter Johann Wilhelm kam das Erbe der Wolfgang Wilhelm und Philipp Wilhelm zu üppigster Entfaltung. Kunst war ihm mehr als barocker höfischer Prunk; Kunst war ihm aufrichtiges Lebensbedürfnis. Daneben hatte er noch eine andere Liebe, das war Düsseldorf. Legenden haben Johann Wilhelm, seine Liebe zu Düsseldorf und seine Freundschaft zu den Künstlern phantastisch umrahmt; und dennoch mag im Kern der historische Johann Wilhelm durch diese Ausschmückungen durchblicken, wie er der Liebling der Düsseldorfer geworden ist. Da ist „Jan Wellem“, der Schützenkönig der St.-Sebastianus-Schützenbruderschaft, der sich unter die Volksmenge mischt; da ist der Freund seiner vielen Künstler, mit denen er zwang- und etikettenlos in der Weinstube „In der Canon“ in der Zollstraße kneipt, der allen Vorstellungen des Hofadels und der Regierungsbeamten zum Trotz an seine Lieblinge Unterstützungen und Auszeichnungen austeilt; da ist ein Johann Wilhelm, der von einer Kaiserkrone in Armenien träumt, und der sich andererseits mit einem phantastisch ausgedehnten Schloßbau beschäftigt, in dem seine großen Kunstsammlungen behaglich sich ausbreiten sollten; und gerne glaubt man der rührenden Erzählung, wie die müden Augen eines Sterbenden liebkosend ruhten auf der letzten Erwerbung für seine Kunstsammlung, ein Blumenstück von Konrad Roepel. Mögen gelehrte Archivmänner feststellen, wie weit das alles Legende oder Geschichte ist. Tatsache bleibt, daß das ganze Jahrhundert in Deutschland nicht einen ähnlichen fürstlichen Beschützer der schönen Künste gehabt hat! Seine Kunstsammlungen schufen Düsseldorfs Ruhm. Das alte Schloß auf dem Burgplatz hatte er ausbauen und auf das prächtigste ausstatten lassen. Hier und in dem angrenzenden Galeriebau drängten sich die künstlerischen Kostbarkeiten. Die Stadt dehnte sich und füllte ihre Straßen mit stattlichen Neubauten. Angeregt durch das Vorbild des Kurfürsten bauten auch Adel und Patriziat ansehnliche



Düsseldorf.

Schnitzereien der alten Orangerie am Jägerhof 1713. — Vgl. Bild S. 103a.

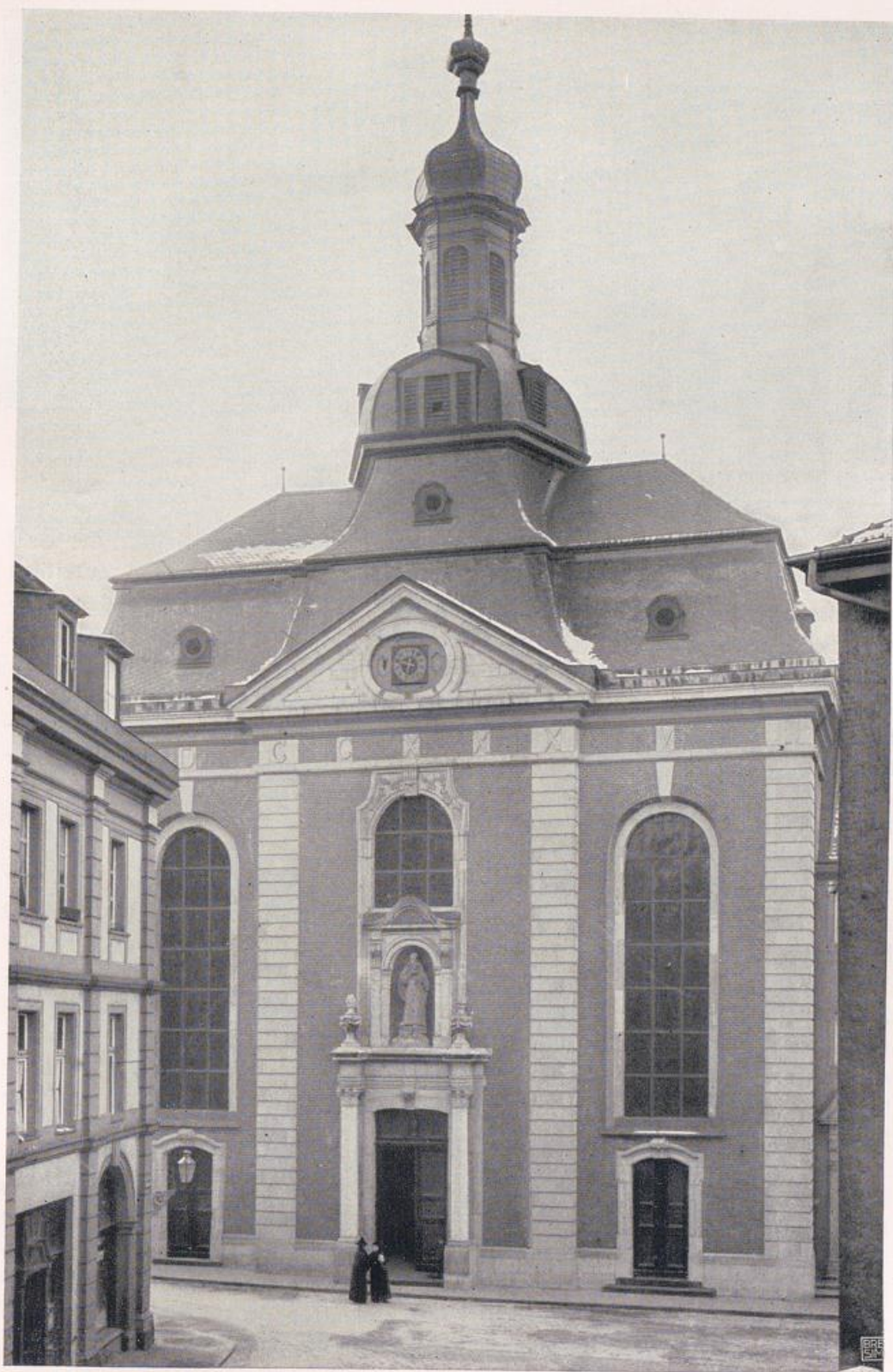
Wohnhäuser. Hier fanden JohannWilhelms zahlreiche Kunsthandwerker, Stuckkünstler, Kunstschlosser, Kunstdischler usw. reichste Beschäftigung. Freilich — was ist von diesen Herrlichkeiten übriggeblieben? Wohl steht noch auf dem Marktplatz Grupellos Reiterdenkmal, das zu den besten Reiterstandbildern zählt (Bild S. 92a), dann auf dem Markt, Ecke Zollstraße, das Haus Grupellos (Bild S. 107) und gegenüber der Karmelitenklosterkirche das Douvenhaus usw. Aber das Bombardement der Franzosen 1794 hat das alte Schloß schwer beschädigt und ebenso zahlreiche andere Bauten der Stadt. Der Brand vom Jahre 1872 legte das wiederhergestellte Schloß, von dem heute nur noch ein einsamer Turm erhalten ist, in Trümmer (Bild S. 90a). Die großen Kunstsammlungen Johann Wilhelms sind 1805 nach München ausgewandert.

Unter Johann Wilhelms Nachfolger Karl Philipp (1716—1742) erhielt Düsseldorf 1736 am Eingang zur Citadelle die städtebaulich wirkungsvolle Fassade der Maxkirche, einen Backsteinbau mit Hausteineinrahmung (Bild S. 101). Über dem Mittelportal, der statuenbesetzten Nische darüber und dem reicher gegliederten Mittelfenster wächst der Giebel in das gebrochene Mansarddach, das den Linienzug des Giebels und des Mittelstückes aufnimmt, weiterführt und ausklingen läßt in dem schönen barocken Dachreiter. Im Refektorium des anschließenden ehemaligen Franziskanerklosters hat die Decke einen prachtvollen Schmuck bewegter plastischer Szenen aus dem Leben des hl. Antonius erhalten (Bild S. 100). Karl Philipp zeigte sonst wenig Interesse für Düsseldorf und residierte in Mannheim.



Düsseldorf.

Refektorium des ehemaligen Franziskanerklosters. Deckenschmuck erste Hälfte 18. Jahrhunderts.



Düsseldorf — Maxkirche.
Begonnen 1736.



Düsseldorf.

Frühere Häusergruppe an der Goltsteinstraße zwischen Viktoria- und Hofgartenstraße, 1. Hälfte 19. Jahrhunderts. Im Hintergrunde St. Andreas (vgl. Bild S. 96).

Sein Nachfolger Karl Theodor (1742—1799) und dessen Statthalter, der Graf Goltstein, bauten Düsseldorf aber weiter aus. Schloß und Rathaus wurden neuzeitlich ausgestattet (Bild S. 92 a). Ungefähr gleichzeitig mit Schloß Benrath entstand das reizvolle Schloßchen Jägerhof (Bild S. 103 a). Wieder wie das Benrather Schloß eine „maison de plaisance“, aber beileibe nicht so raffiniert in Grundriß und Verschwiegenheit; und nicht der Baumeister von Benrath, Nicolas de Pigage, war der Schöpfer des Jägerhofes, sondern der vielbeschäftigte Aachener Baumeister Johann Joseph Couven. Nebenan zieren virtuos gearbeitete Schnitzereien die Giebel der Orangerie, die noch aus der Zeit Johann Wilhelms stammen (1713: Bild S. 99). Ähnliche Giebel- und Portal- und Türschnitzereien, die mehr oder weniger dem Kreis um Grupello angehören mögen, zeigt Düsseldorf noch an verschiedenen Stellen, so z. B. an dem ehemaligen Hontheimschen Palais in der Akademiestraße. Von Pigage stammt aber der alte Hofgarten mit der prächtigen breiten Allee vor dem Jägerhof. Weiter entstand unter Karl Theodor, außer der 1912 niedergelegten vornehmen Statthalterresidenz in der Mühlenstraße, die Karlstadt mit den geradlinigen Zeilen schlicht zurückhaltender Wohnhäuser des Aufklärungszeitalters, die, wie oben schon angegeben, 1791 George Forsters Entzücken erregten. Ähnlich die innerlich grundrißlich wieder so behaglichen Neubauten auf dem Gelände der Citadelle (Bild S. 103 b). Das war der wohlthuende Einfluß des Schlosses zu Benrath.

Die Franzosenzeit bedeutete das Ende jeder monumentalen und künstlerischen Weiterentwicklung in den bisherigen rheinischen Residenzstädten, mit Ausnahme Düsseldorfs, das eben weiterhin Residenzstadt blieb, nämlich des neugeschaffenen Großherzogtums Berg. Und so konnten denn im großen und ganzen die städtebaulichen Ideen der Zeit Karl Theodors ungestört weiterentwickelt werden. Friedrich Maximilian Weyhe schuf den neuen Hofgarten, der mit Recht Düsseldorf noch heute eine Sonderstellung unter den Städten des deutschen Westens erhält.



Düsseldorf — Jägerhof.
Erbaut um 1750 von Joh. Jos. Couven.

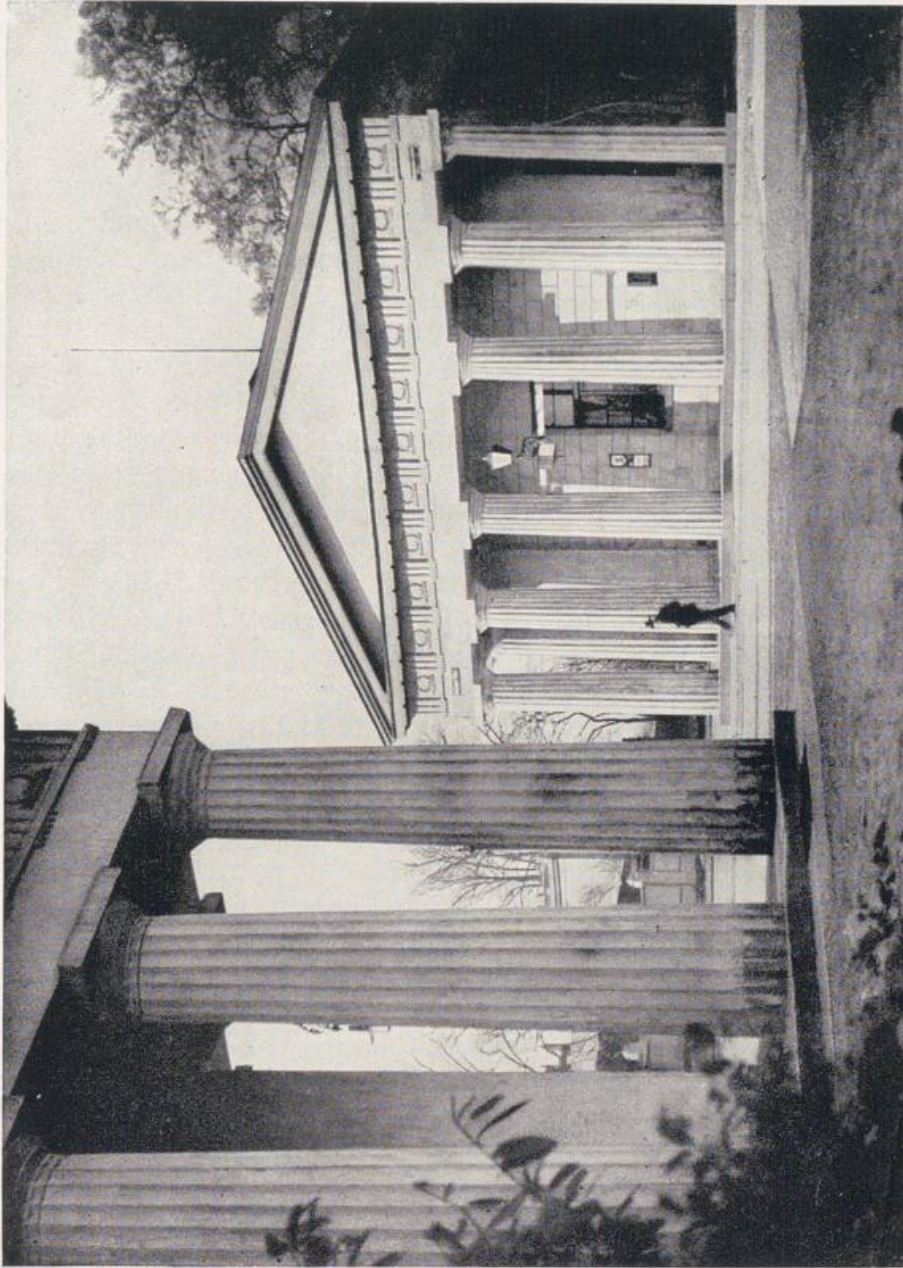


Düsseldorf.
Das Nesselrodesche Absteigequartier an der Schulstraße. Erbaut um 1760.
Das Giebelhaus links abgebrochen.



Düsseldorf.

Saal im ehemaligen Hontheimschen Palais in der Akademiestraße. Um 1810 von Adolf von Vagedes.



Düsseldorf.
Das neue Rättinger Tor. Erbaut um 1810 von Adolf von Vagedes.

An Weihern und Hügeln vorbei in dauerndem Wechsel neuer Parkbilder und über die „Goldene Brücke“ führen geschlängelte Wege zu der schönsten Promenade der Rheinlande, zu der breiten, mit Kastanien bepflanzten, von langem Wasserspiegel durchzogenen Doppelallee, der Königsallee. Und ebenso konnte der 1806 aus Münster i. W. berufene Architekt Adolf von Vagedes an ein Vermächtnis des ausgehenden 18. Jahrhunderts anknüpfen. Da war die Karlstadt auszubauen, und sie wurde so, wie Cornelius Gurlitt sie oben beschrieben hat. Im Hontheimschen Palais an der Akademiestraße wurden für die bergische Regierung die Säle ausgestattet (Bild S. 104). Weit straffer als in dem Kuppelsaal des Schlosses zu Benrath (Bild S. 71a) diktiert hier die Säulenstellung die klare Aufteilung; exakt gezeichnet die Profile und Gebälke, die klassizistischen Ornamente und figürlichen Stuckdekorationen. Mit der Tempelfassade des früheren Theaters auf dem Marktplatz erhielt dieser Platz einen ganz neuen Akzent, der in geschickter Weise vermittelte zwischen dem alten Rathause und dem Grupellohaus (Bild S. 107). Zwei antik-dorische Tempel, wie sie später Schinkel in Berlin in ähnlicher Weise für den Leipziger Platz verwandte, bilden das neue Rätiger Tor (Bild S. 105). Schinkelschen Geistes sind auch Vagedes' städtebauliche Einfälle für den Ausbau der Karlstadt wie der dritten Neustadt auf den 1803 geschleiften Wällen, dem heutigen Hindenburgwall, der Königsallee und ihren Verbindungsstraßen: durchlaufend die Geschoßhöhen, Profile und Gebälke der an sich schlichten Häuserfronten, nur die Straßenecken oder bei einer längeren Häuserzeile der Mittelbau durch Pilasterstellungen betont. Darüber erfährt man genaueres in Heft 1 des Jahrganges 1924 der „Zeitschrift des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz“. — So hat Düsseldorf von den Tagen Wolfgang Wilhelms bis zu den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts, als noch vor dem Bergisch-Märkischen Bahnhof am Ende der Königsallee sich die Gartenstadt ausbreitete, eine ganz folgerichtige Ausbaupolitik aufzuweisen. Dann kam das „fin du siècle“, baukünstlerisch wie städtebaulich.

Wie war ein solches „fin du siècle“ einer baukünstlerischen und städtebaulichen Gleichgültigkeit in einer „Kunststadt“, die über eine mehr denn 300 Jahre alte städtebauliche Überlieferung zurückblicken konnte, nur möglich? — Nun, Düsseldorf war im 19. Jahrhundert Malerstadt geworden. Die Kunstakademie war eine Malerakademie. Kunst drehte sich in Düsseldorf lediglich um Bilderausstellungen. Eine allmähliche Änderung der Anschauungen brachte erst im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts die Düsseldorfer Kunstgewerbeschule mit ihrer Architekturabteilung. Hier saßen Peter Behrens, Johannes Lauwericks, Max Benierschke. Es lag in den ganzen Zeitverhältnissen begründet, daß damals Behrens noch keinen bestimmenden Einfluß gewinnen konnte. Erst nach seinem Fortgang von Düsseldorf baute er an der Rheinfront das vornehme Verwaltungsgebäude der Mannesmann-Röhrenwerke. Größeren Einfluß gewann die Düsseldorfer Architektenschule unter Behrens Nachfolger Wilhelm Kreis und dessen Mitarbeitern Alfred Fischer, Fritz Becker, Emil Fahrenkamp. Klar erkannte die Klugheit des um Düsseldorf verdienten und besorgten Akademiedirektors Fritz Roerber, was hier an der Kunstgewerbeschule für Düsseldorf und den deutschen Westen heranwuchs. Die Architektenschule wurde das neue Rückgrat der Düsseldorfer Kunstakademie.



Der Marktplatz zu Düsseldorf.

Stahlstich von Jakob Buhl nach einer Zeichnung von E. Frönlisch. Links das frühere Zolltor. — Das Gruppellohaus (Anfang 18. Jahrhunderts). Das frühere Theater (um 1830). — Rechts das alte Rathhaus (s. S. 92a) mit Blick auf den Burgplatz und Lambertuskirchturm (s. S. 90 a u. 91).

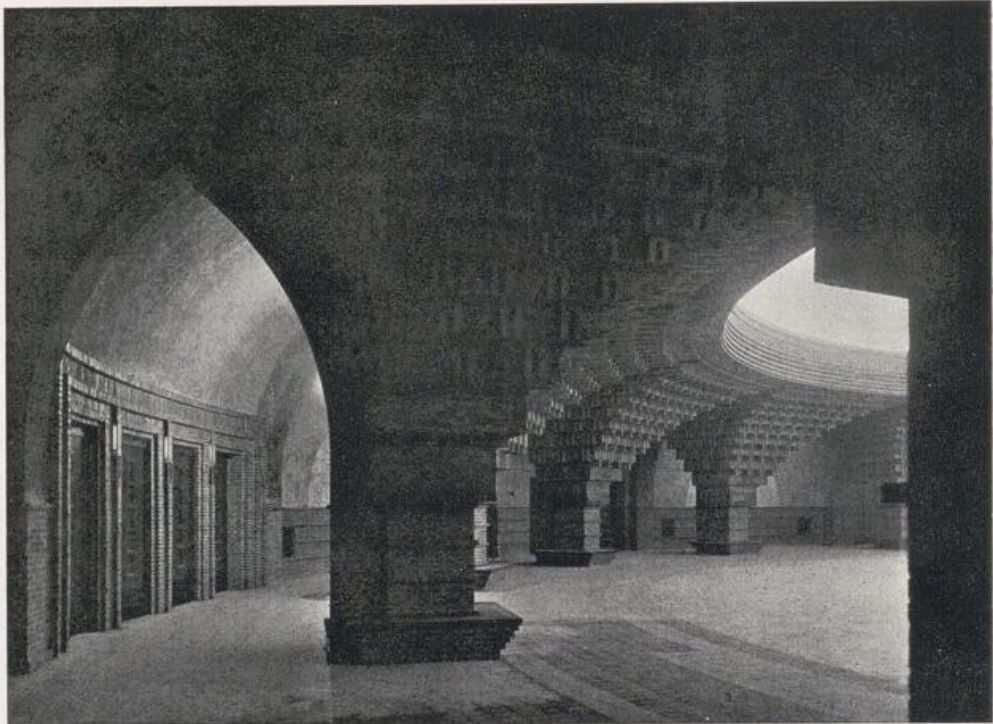
Freudige Anzeichen begrüßen wir heute, daß Vagedes' städtebauliche Gesinnung sich wieder in Düsseldorf regt und gerade an der Stelle, deren städtebauliche Ausgestaltung und Anpassung der Neubauten Vagedes besonders am Herzen lag, dem Hindenburgwall. Englers Carschhaus und Olbrichs Tietzbau waren die ersten neueren monumentalen Rahmenstücke der breiten Allee. Zwischen ihnen ragt am Ende des Hindenburgalles Wilhelm Kreis' Wilhelm-Marx-Haus auf und beherrscht die ganze Straßenflucht mit seinem vielstöckigen Turmbau. Seitlich sucht Fahrenkamps Umbau des Breitenbacher Hofes sich den Höhenverhältnissen der beiden Rahmenstücke anzupassen. Am Ausgange des Hindenburgalles, dort, wo in großem Bogen die Brückenrampe einmündet, Karl Wachs Phoenixbau. Die große Grünkulisse des gegenüberliegenden Hofgartens und der Wunsch, auf der ehemaligen Eiskellerbergbastion den alten Baumbestand möglichst zu erhalten, führten, und so wollte es die Bauherrin, zu der Anlage der intimen, in Terrassen und Treppen sich abstuftenden Hofgestaltung. — Kaufhäuser, Hotels, Bureauhäuser, das sind heute die bestimmenden Monumentalakkente Düsseldorfs geworden, seitdem es nicht mehr ausschließlich Garten- und Malerstadt ist, sondern eines der wichtigsten Verwaltungszentren der niederrheinisch-westfälischen Industrie. Zu nennen wären noch Fritz Beckers Bureauhaus der Mineralölwerke Rhenania in der Kaiserstraße. Doch das rassigste dieser Bureauhäuser ist in der Breiten Straße hinter dem Wilhelm-Marx-Haus Paul Bonatz' Verwaltungsgebäude der Vereinigten Stahlwerke (Bild S. 109). Wie bei gotischen Kathedralen, die noch in ihrer alten winkligen, engen Umgebung leben, ist es auch hier kaum möglich, die Schönheit des Bauwerks aus der Straße heraus mit der Kamera ganz festzuhalten. Dieser schmucklose Bau ist durch die eng aneinandergereihten, die Fenster rahmenden eckigen Wandpfeiler von einem unwiderstehlichen Auftrieb beseelt. Dazu kommt ein uraltes Kunstmittel — die Gesetzmäßigkeiten künstlerisch optischer Wirkung sind immer uralte — die Wirkung noch zu steigern durch verschiedene Maßstäbe des Menschen zum Torhaus, des Torhauses zu den fünfgeschossigen Straßen- und Hofbauten, dieser Straßen- und Hofbauten zu dem zur Straßenflucht gestellten neungeschossigen Hauptbau und dieses Hauptbaus zu dem über ihn noch mit zwei weiteren Geschossen aufragenden Treppenturm. Es entspricht auch feinem städtebaulichem Takt, wie die Seitenflügel sich in ihren Maßverhältnissen der Nachbarschaft anzupassen wissen.

Große andere Aufgaben erwachsen der Stadt. Der Umbau des Rathauses erwartet eine Auseinandersetzung mit der historischen Altstadt und der Gestaltung der Stadtansicht vom Strom aus. Der Bau der Kunstakademie und des Historischen Museums am Rhein müssen doch auch einmal zu einer städtebaulich wirkungsvollen Baugruppe sich zusammenfinden.

Stromabwärts neben der Kunstakademie schneidet die Brückenrampe in das Stadtbild ein. An sie lehnt sich ein eigenartiger Rundbau, gestützt von Strebe-
pfeilern, die sich nach unten, ebenfalls seltsam, verjüngen. Betritt man die breite Plattform des Bauwerks, so gewahrt man, daß ein zweites tieferes Stockwerk hinunterführt in einen langgestreckten feierlichen Hof, umstanden von ernst gestimmten



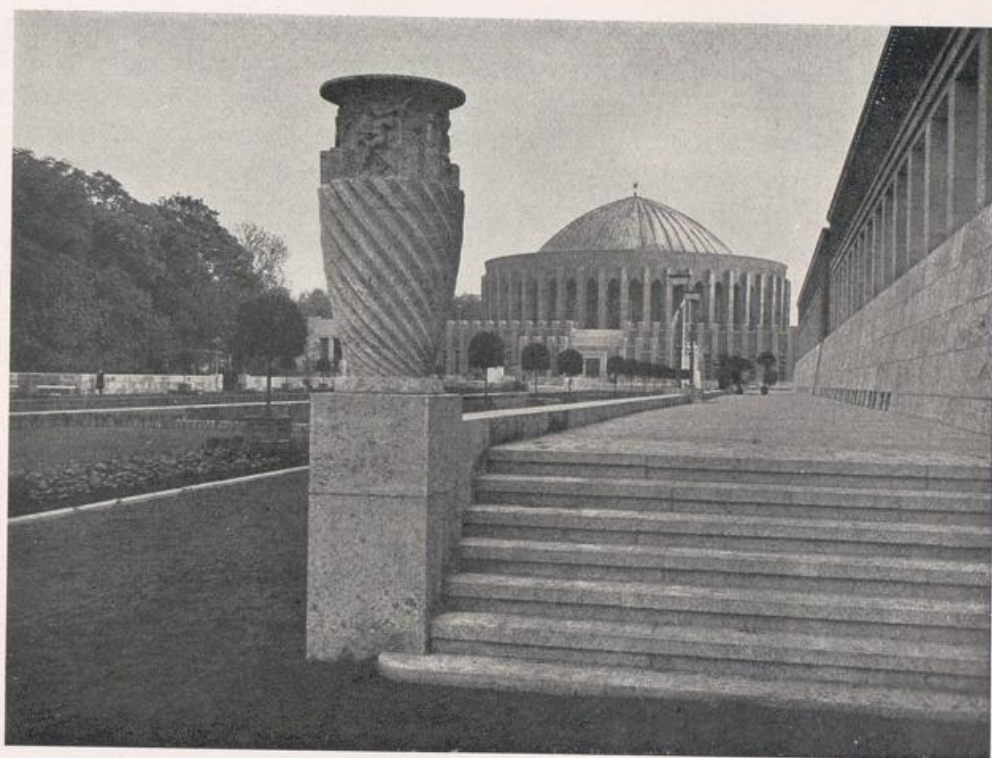
Düsseldorf.
Verwaltungsgebäude der Vereinigten Stahlwerke, A.-G., Breite Straße. Architekt Paul Bonatz.
Erbaut 1924.



Düsseldorf. — Dauerbauten der Gesolei.
 Das Innere des Planetariums. Architekt Wilhelm Kreis. — Vgl. Außenansicht S. 111.
 Erbaut 1924.



Düsseldorf. — Mannesmann-Verwaltungsgebäude.
 Architekt Peter Behrens.



Düsseldorf. — Dauerbauten der Gesolei.
Planetarium. Architekt Wilhelm Kreis. — Vgl. Bild S. 110.
Erbaut 1924.

Bautrakten (Bild S. 111). „Dauerbauten der Gesolei“ nennt man in Düsseldorf die Anlage. — Geheimnisvoll wie der Name ist die Anlage selbst. Sahen wir bisher auf unserer Rheinreise einen Kirchenbau, so redete er durch seine zweckmäßige Gestaltung uns an: Hier betet man zu Gott; sahen wir ein Lagerhaus, so bewunderten wir die Zweckdienlichkeit der Anordnung, wie man sich auch freute an der Klarheit moderner Eisenbauten und Fabrikanlagen; auch Bonatz' Verwaltungsgebäude sprach doch so eindeutig in seinem schmucklosen Ernst zu uns: Hier wird gerechnet, geschrieben, telephoniert, verhandelt. — Aber die geheimnisvolle Sprache der Gesolei verstehe ich so ohne weiteres nicht. Nach dem Strom zu schließt sich die Hofanlage mit ihrem hohen Mauerwerk ab, und wenn man die kleinen Fensteröffnungen im Sockelgeschoß nicht gewahr wird, so glaubt man bei den schrägen Böschungsmauern des Sockels, dem fensterlosen Oberbau und der flachen Bedachung mit einfacher, überstehender Deckplatte — am Nil zu sein (Bild S. 113). Ägyptische Baukunst ist das Sachlichste, was sich denken läßt, alles entstanden aus kultischen Bedürfnissen, aus den Forderungen gegen die Nilüberschwemmungen und den Bedingungen heimischen Materials. Aber die Gesolei? — Ich bin nicht blind gegenüber vielen Einzelschönheiten, die über die Anlage ausgestreut sind, die letzten Endes nur eines wirklichen Künstlers Hand entstammen können — Wilhelm Kreis. Auch der malerischen Durchblicke aus dem Hof wie dem Reiz der Stimmung der geschlossenen Hofgestaltung kann

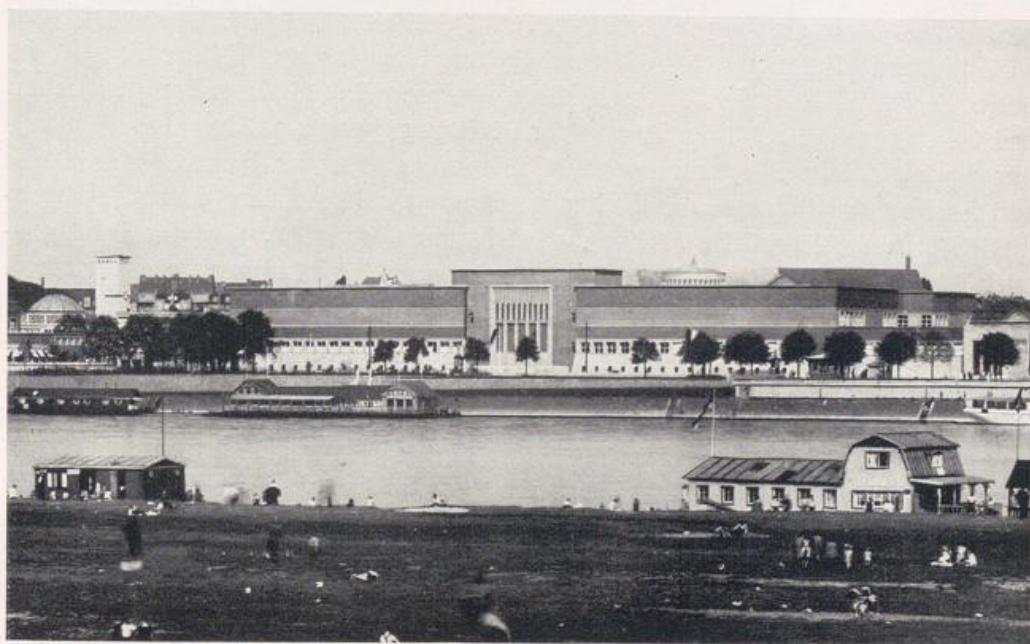
ich mich nicht entziehen. Wandert man unmittelbar an der Außenmauer entlang, so geht eine eigene starke Wirkung von dem Bau aus. Ich weiß ferner sehr wohl, welche ganz neue Architekturformen und künstlerische Ausdrucksmöglichkeiten sich aus neuen Konstruktionen des Eisen- und Eisenbetonbaus ergeben. Aber von „neuer Sachlichkeit“ muß man an erster Stelle erwarten, daß die Sachlichkeit klar in Erscheinung tritt. Wie soll ich aber wissen, daß der Rundtempel ein — Planetarium ist — man kann ihn auch für andere Zwecke verwenden; daß die Seitenbauten mit gewissen unvermeidlichen, zweckdienlichen Umbauten das — zukünftige Kunstmuseum darstellen sollen? Ich habe auch allen Respekt vor dem Mut der Stadtverwaltung, unter den schwierigsten Verhältnissen eine solche Anlage geschaffen zu haben. Aber es ist ein Irrtum zu glauben, daß große, ernste, in sich ausgereifte Kunst in so wenigen Monaten amerikanischen Tempos erstehen kann, wie hier bei den sogenannten „Dauerbauten“, die in Wirklichkeit aus Mangel an Zeit nur „Ausstellungsarchitektur“ werden konnten! Wie umschrieb vor hundert Jahren Schinkel die „alte“ Sachlichkeit? — „Zweckmäßigkeit ist das Grundprinzip alles Bauens! Zweckmäßigkeit eines jeden Gebäudes, das ein Geistiges voraussetzt, ist Zweckmäßigkeit der Raumverteilung, höchste Ersparnis des Raumes, höchste Ordnung in der Verteilung.“ — Schwierig ist nun die Aufgabe, zu den Bauten südlich der Rheinbrücke bis zu dem geplanten Rathausneubau noch einen formalen Zusammenhang einer neuen „Rheinfront“ zu schaffen.



Düsseldorf.
Die Schnellenburg.

Bauernhäuser begrüßten uns in Hamm bei der Einfahrt in Düsseldorf. Bauernhäuser beim Verlassen der Stadt, die Bauten des hoch auf dem Damm gelegenen Hofes Schnellenburg (Bild S. 112). Immer „niederrheinischer“ wird jetzt die Landschaft um den sich weitenden Strom, und duftig perlgrau die Ferne. Drüben, auf dem anderen Ufer träumt in einem Pappelhain, hell in seiner Tünche sich abhebend, Mönchenwerth; weiter, hier und da vereinzelt, schlichte Bauernhäuser in Wiesen und Weiden, die den Flußlauf begleiten, bis vor uns am rechten Ufer ein Felsblock aus der Ebene aufsteigt. Wie ein Denkmal aus Urzeiten liegt das Gestein da, den Blick ansaugend wie ein Magnet, und seine Formen immer mächtiger werden lassend, bis der Dampfer an seiner breiten Wucht vorüberrauscht. Es ist der Rest der deutschen Kaiserpfalz zu Kaiserswerth.

Kaiserswerth (Bild S. 114). — Des Kaisers Werth, d. h. des Kaisers Insel, denn eine Insel war es einst mitten im Strom, wie das Eiland, das bei Caub heute noch die Pfalz trägt (Bild I, S. 125). Bei einer Belagerung im Jahre 1214 soll der Feind vom Ufer einen Damm zur Insel gebaut haben. Langsam versiegte der eine Stromlauf und trennte nicht mehr Werth und Land. Auf dieser Rheininsel stand schon zu Zeiten der Karolingerkaiser im 9. Jahrhundert ein kaiserlicher Hof, unter den Sachsenkaisern eine Pfalz, von der im Jahre 1062 der jugendliche Kaiser Heinrich IV. vom Erzbischof Anno von Köln der Gewalt der Kaiserin-Mutter-Reichsverweserin Agnes von Poitou entführt wurde. Im Jahre 1184 — dieses Datum glänzte in goldener Inschrift an der Rheinseite der Pfalz und über dem Eingang — ließ Kaiser Friedrich Barbarossa einen Neubau aufführen. Alte Darstellungen des



Düsseldorf. — Dauerbauten der Gesolei.
Das Kunstmuseum am Rhein.
Erbaut 1924.



Kaiserswerth.

Nach Merians Top. Archiep. Colon. um 1646. — Rechts die Kaiserpfalz Friedrich Barbarossas. Erbaut 2. Hälfte 12. Jahrhunderts. (Vgl. Bild I, S. 3.) Ruine seit Bombardement 1702. Vgl. Bilder S. 115 u. 116.

17. Jahrhunderts zeigen noch die gewaltige Anlage, ein Denkmal kaiserlicher Gewalt am Niederrhein (Bild S. 114). Viele Jahre gingen über die Vollendung dahin, die Barbarossa, fern im Osten auf dem Kreuzzug, aus dem er nicht heimkehren sollte, nicht mehr erlebte. Seit dem Jahre 1293 wechselte die Pfalz durch Verpfändung und Kauf dauernd ihren Besitzer. Einmal ist Kurköln, dann Jülich, dann Kleve Herr der Burg, oft belagert und umstritten, denn Kaiserswerth war reich fließende Zollstätte. Von 1464 ab behauptete sich das Kölner Erzstift im Besitz der Pfalz. Aber der Rechtsstreit ging weiter. Erst 1762 ward er geschlichtet und Kaiserswerth Karl Theodor von der Pfalz zugesprochen. Aber seit 60 Jahren war die kaiserliche Burg nur noch ein Trümmerhaufen; 1702 hatten Kaiserliche und Alliierte die Franzosen in Kaiserswerth eingeschlossen, und durch das „continuirliche unauslöschliche brennen oder bomben werffen“, wie das Protokollbuch der Stadt berichtet, wurde „disse gantze stadt und kirchen totaliter ruinirt und verdorben“. Tore, Mauern und Bastionen wurden von den Eroberern niedergeworfen, und die Burg gesprengt. — Das war das Ende Friedrich Barbarossas stolzer Kaiserpfalz am Niederrhein. Nur die unteren Mauerzüge nach dem Rhein zu haben mit ihren gewaltigen Basalttrommeln der Sprengung widerstanden. Eine Treppe mit mehreren Podesten führt uns hinter dem ganzen Mauerzug hinauf (Bild S. 115); rechts der Blick auf die stille Rheinlandschaft, links in die zerstörten Ziegelwölbungen (Bild S. 116). Ausgrabungen im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts bestätigten die alten Darstellungen des 17. Jahrhunderts: Im Mittelpunkt der Pfalzanlage der wuchtige Bergfried, über den einst viergeschossigen Bau der Rheinfront weit hinausragend (Bild S. 114). Nach der Stadt zu der sogenannte Klever Turm; davor der Hafen, dann die Kirche. — Und solch eine Pfalz, wie die zu Caub, mitten im majestätischen Strom am Niederrheine sich zu denken!



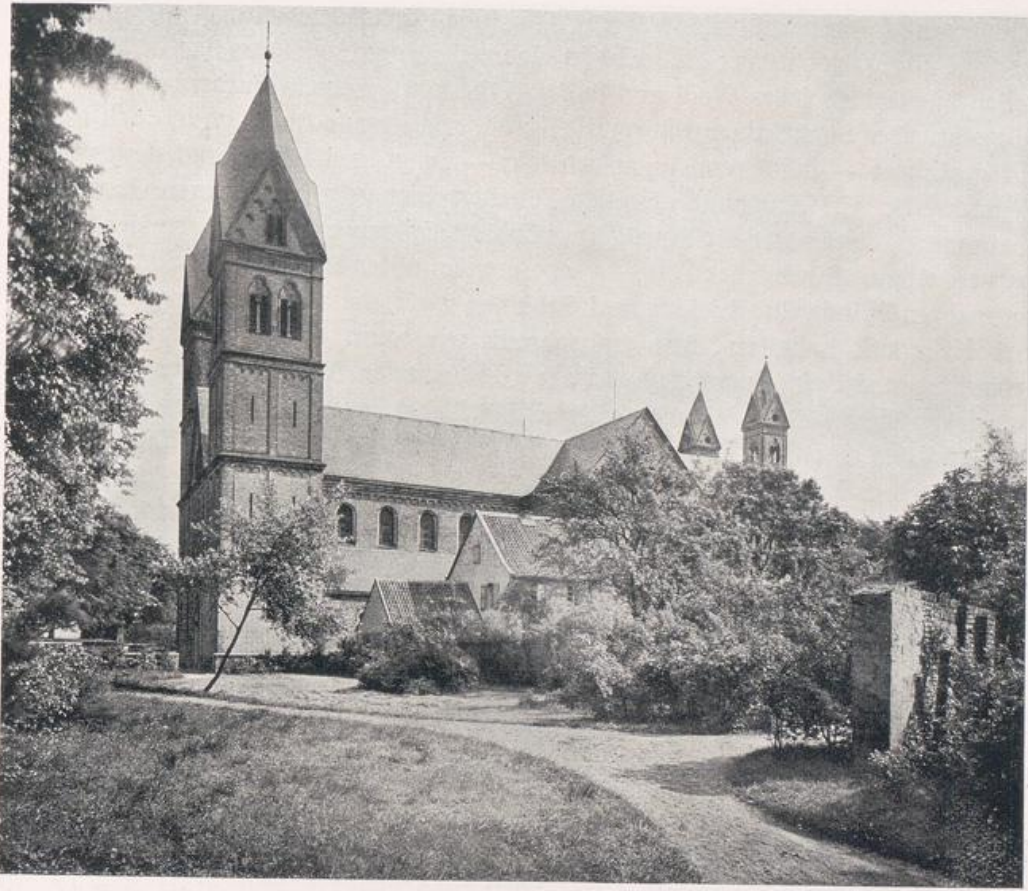
Kaiserswerth.

Kaiserpfalz. Heutiger Zustand. Treppenaufgang hinter der Mauer am Rhein. — Vgl. Bild S. 116, Früherer Zustand S. 114 u. I, S. 3.

Von schweren Baumkronen umstanden, steigt neben der Ruine ein mächtiges Turmpaar auf, das weithin sichtbare heutige Wahrzeichen der Stadt und seines Schutzherrn, des hl. Suitbertus (Bild S. 117). Seit 1264 ruhen seine Gebeine in der Gruft der Kirche in einem Schrein, der zu den herrlichsten Schmelz- und Goldschmiedearbeiten der Rheinlande zählt. Kommt der Gedächtnistag der Überführung der Gebeine des Heiligen, dann strahlt der Platz um die Stiftskirche im Sommerglanz. Wehende Fahnen und Gesang begleiten den Zug mit dem Schrein Suitbertus'. Suitbertus ist Inbegriff der Stadt geblieben, er, der Stifter von Kaiserswerth, d. h. damals Suitbertiwerth genannt, der schon zu Anfang des 8. Jahrhunderts auf der Rheininsel eine Abtei gründete. Drei Jahre bevor die Grabesgruft der Stiftskirche des Heiligen Gebeine aufnahm, mußte der damalige Westturm zur Sicherung der Burg abgetragen werden. Man schmückte dafür die Westfront mit einem Dachreiter (Bild S. 114). Seit nun das Jahr 1702 dem Stadtbild den Burgfried der Pfalz genommen, war es des schönsten Schmuckes beraubt. Suitbertus' Grabeskirche mußte es neu beleben. August Rincklake führte von 1870 bis 1874 an der Westfront das Turmpaar auf. Bald darauf wuchsen die unvollendeten Chortürme nach. Hat der so feinsinnige Wilhelm Schäfer wirklich recht, wenn er in seinem



Kaiserswerth.
Kaiserpfalz. — Vgl. Bild S. 115.



Kaiserswerth.

Suitbertuskirche. Langhaus Mitte 11. Jahrhunderts. Chorausbau Mitte 13. Jahrhunderts. Westtürme neu. Früherer Zustand der Westfront S. 114.

reizvollen Büchlein „Der Niederrhein“ mit einer Handbewegung über den Ausbau der Kirche hinweggeht, „die vor dreißig Jahren ein Professor aus Berlin stilvoll herichten und mit zwei völlig neuen Türmen ausbauen konnte“? So dachte Schäfers Zeit am Ausgange des vorigen Jahrhunderts in einseitiger Abneigung gegen Verwendung historischer Einzelformen. Doch unsere Zeit weiß städtebaulich den Ausbau der Stiftskirche im Stadtbild anders zu bewerten. Und entsprechen nicht auch die großen neuen Turmbauten den mächtigen Raumverhältnissen des Inneren der flachgedeckten Pfeilerbasilika mit der breiten Halle des Querschiffes des 11. Jahrhunderts? — einem flachgedeckten Pfeilerbau, der, da St. Maria im Kapitol zu Köln später eingewölbt wurde (Bild III, S. 167), in seiner eindrucksvollen Schlichtheit am Niederrhein ganz vereinzelt dasteht! Als die Stiftskirche die Gebeine des Heiligen aufnehmen sollte, baute sie sich nach Osten, dreischiffig gewölbt, in reicheren Gliederungen damaligen Übergangsstiles aus.

Aber sofort bin ich mit dem feinen Beobachter und Schilderer Wilhelm Schäfer einig, wenn er uns einladet, mit ihm „behaglich in das Städtchen hinein zu schlendern, das in der überbreiten Mittelstraße mit vielen Nebengassen das saubere

Bild einer Wohnart am Niederrhein vermittelt. Das Haus ist hier ein niedriges Backsteinding, doch ganz getüncht in einem duftig grünen Blau, das in der Ferne heller leuchtet als jedes Weiß und in der Nähe zartfarbig ein Farbenlabal für das Auge ist. Der Sockel dazu schwärzlich-grün, auch braun, auch grau, doch immer gut gestimmt — manchmal japanisch fein — zu grünen Läden und dem weißen Fensterwerk. Erstaunt muß man den Tünchern hier vom Lande einen Geschmack zuerkennen, den später die kunstgewerblich überbildeten Anstreichermaler schamlos verdarben. Ein solches Haus zu sehen, wenn unter Bäumen die Sonne auf die getünchten Wände ihre Lichter und Schatten wirft, die auf dem blaugrünen Weiß viel Helligkeit behalten, fast transparent, wie wenn es gar nicht aus Steinen gebaut wäre, ist ein Entzücken. In der geschlossenen Straße steht es ernster da. Da wirken die gekälkten Wände als Reinlichkeit; und reinlich ist auch alles drinnen, funkelnd das Geschirr, und Samstags auf dem weiß geschrubbten Boden weißer Sand, auch auf dem blank gescheuerten Ofen. So war es früher meilenweit um Düsseldorf.“ — So war es und ist es auch teilweise noch in Langst, Nierst, Gellep und in Wittlaer, Bockum, an denen links und rechts der Strom in seinem Weiterlauf vorübereilt; so ist es noch vor allem in den entlegenen Städtchen und Nestern des unteren Niederrheins. — Doch vorher ändert sich das Landschaftsbild noch einmal. Vor uns am linken Ufer klingt schon das Rattern und Lärmen des Krefelder Hafens, dicht neben Ürdingen gelegen, an unser Ohr. Rauchende Schloten ziehen am fernen Horizont ihre Fähnlein. Die Fahrt durchs Land der niederrheinischen Industrie beginnt (Bild S. 118 u. 119).

Dicht am Rhein vor dem Krefelder Hafen bauen sich die Hochöfen der Reinholdshütte des Stahlwerkes Becker auf (Bild S. 119b); dahinter am Hafen monumentale Speicherhäuser. Das ist die Einfahrt in das Land der niederrheinischen Industrie, vorgeschobene Bojen. Dann — dieser Gegensatz, der uns auf unserer Fahrt des öfteren begegnete — neben dem lärmenden Hafenge triebe das idyllische Stadtbild Ürdingens. Baumbestandene Wälle rings um den Ort, be-



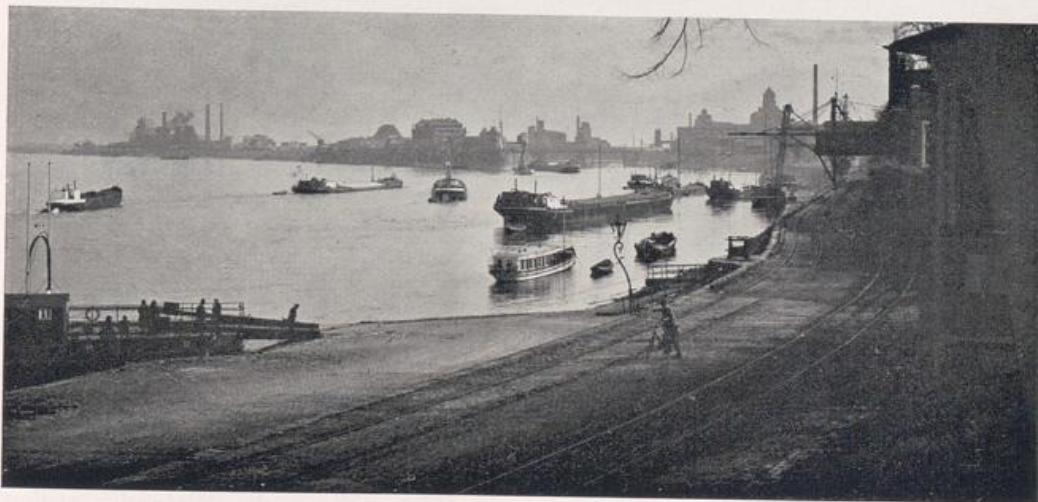
• Blick aus dem Krefelder Hafen auf Ürdingen.



Ürdingen.

Nach Merians Topogr. Archiep. Mogunt., Colon. etc. Um 1646.

schauliche Promenaden. Am Ufer die Aussicht auf die weite Stromlandschaft, denn Ürdingen liegt im Winkel eines breitausladenden Flußbogens. Hier, in der Südost-ecke der ehemaligen Stadtbefestigung hielt früher Kurkölns mittelalterliche erzbischöfliche Burg Wache gegen den Strom, ein mächtiger viereckiger Bergfried, hoch oben von einem Zinnenkranz bekrönt (Bild S. 119a). Er ist in seinem Kern heute noch erhalten in dem neuen Wohnhause Erlenwein. Erhalten sind auch noch Reste der mittelalterlichen Stadtbefestigung, die 1255 der Kölner Erzbischof Konrad von



Krefelder Hafen.



Ürdingen.

Altes Rathaus (1725). Dahinter Pfarrkirche. Turm 1381, Langhaus um 1800.

Hochstaden, nachdem Ürdingen zur Stadt erhoben war, anlegen und die um 1330 Erzbischof Heinrich von Virneburg ausbauen ließ. An der Südwestecke des alten Stadtberinges steigt über die schönen gärtnerischen Wallanlagen der Eulenturm auf, und über die Stadtmauer reckt die Pfarrkirche ihren wuchtigen quadratischen Backsteinturm vom Jahre 1381 mit seinem Blendbogenschmuck zur Oberstraße, während das klassizistische Langhaus von 1800 sich in die Mitte des stillen

Kirchplatzes stellt (Bild S. 120). Die Innenausstattung stilvoll einheitlich im Geschmack des 18. Jahrhunderts. In der Oberstraße steht auch noch das mittelalterliche Gasthauskirchlein, dem das 18. Jahrhundert eine neue malerische Fassade gab (Bild S. 121b); dann auf dem Marktplatz das alte Rathaus vom Jahre 1725 mit seiner kleinen Freitreppe und abgetrepptem, geschweiftem Hausteingiebel (Bild S. 120). Aus demselben Jahrhundert in den Hauptstraßen eine Anzahl ansprechender Bürgerhäuser, an erster Stelle das vornehme Haus Melchers in der Rheinstraße (Nr. 8) vom Jahre 1769 mit der Freitreppe vor gegiebeltem Mittelrisalit (Bild S. 121a). Einladend präsentieren die beiden Eckhäuser am Eingang zur Rheinstraße dem Besucher, der von der Schiffsanlegestelle kommt, ihre schönen, barock geschwungenen Giebel. Am Ende der Rheinstraße dann der Blick auf die höchst wirkungsvolle, einheitlich zusammenfassende, monumentale Baugruppe der einen Schmalseite des Marktplatzes, die den ganzen Platz beherrscht, neues Rathaus — Apotheke — Amtsgericht vom Beginn des 19. Jahrhunderts (Bild S. 122). Wer war der feinsinnige, mit so viel städtebaulichem Takt begabte Baukünstler? Treppenhaus, Kassettendecke und der Sitzungssaal des Rathauses glänzen in ähnlicher Weise durch ihre Gliederungen und ihren klassizistischen Schmuck (Bild S. 123b).



Ürdingen.
Haus Melchers (1769),
Rheinstraße 8.



Ürdingen.
Ehemalige Gasthauskapelle, Oberstraße.
Fassade 18. Jahrhunderts.



Ürdingen.

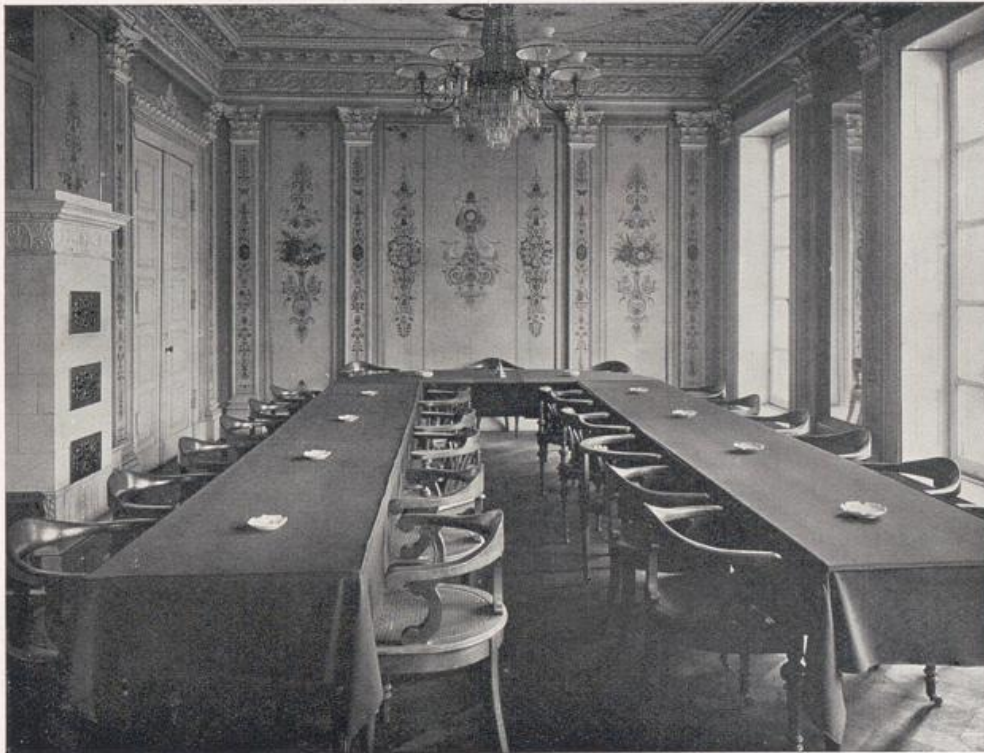
Rathaus, Apotheke und Amtsgericht. Anfang 19. Jahrhunderts. — Vgl. Bild S. 123 b.

Landeinwärts hatte das Erzstift Köln ein zweites festes Bollwerk in dem nur etwa 20 Minuten Weges entfernten kleinen Orte Linn (Bild S. 123a). Es ist „die bedeutendste der niederrheinischen Wasserburgen“ (Clemen). Obwohl heute Ruine, dachlos und im Inneren geschoßlos, ist die Hochburg mit ihrem turmreichen, rassigen Umriß, umwuchert vom Grün der Schlingpflanzen und der Kronen jahrhundertalter Bäume, weit und breit in der Ebene der näheren Umgebung das beherrschende Wahrzeichen geblieben und heute durch pflegliche Behandlung seitens der Stadt Krefeld eine vielbesuchte Wanderstätte. Aus dem stillen Marktplatz des Ortes Linn, vorbei an reizvoll geschnitzten barocken Haustüren und kunstvoll gearbeiteten Oberlichtern, gelangt man zum äußeren Burgtor (Bild S. 124a), dann zu der von der alten Burggräfte umspülten Unterburg (Bild S. 125). Das seltsame Haus dort linker Hand mit den beiden vorgezogenen hohen Spitzbogenblenden und eigenen Walmdächern stammt, ebenso wie das gegenüberliegende sogenannte Zehnhaus, erst aus dem 18. Jahrhundert. In der Achse des äußeren Torhauses führt eine zweite Brücke zur Hochburg, durch ein gewölbtes Torhaus in den Burghof, an dessen Ende der mächtige runde Hauptturm aufsteigt. Durch dickes Mauerwerk winden sich Treppen zu den gewölbten und interessant gegliederten einzelnen Turmgeschossen. Von der Turmhöhe überschaut man die ganze Burganlage. Ein Sechseck ist die Hochburg, an jeder Ecke von einem Rundturm



Burg Linn.

Die Hochburg. Erbaut um 1400. Zerstört 1702. — Vgl. Bilder S. 124—126.

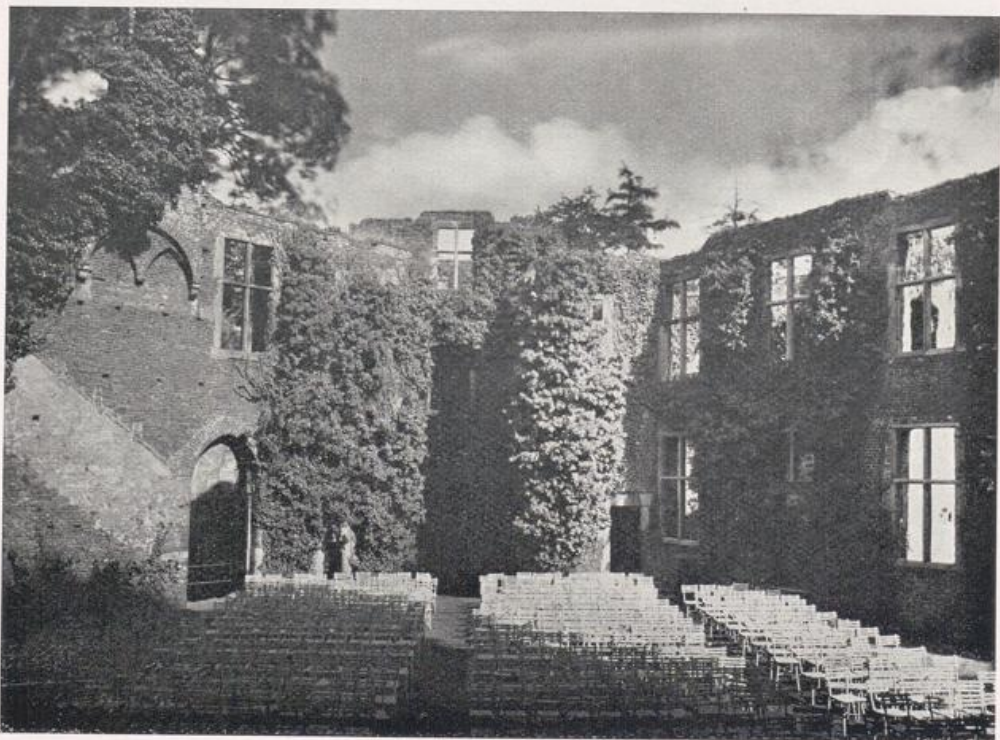


Ürdingen.

Rathaus-Saal. Vgl. Bild S. 122.



Burg Linn.
Einfahrt und Außentor der Unterburg. Vgl. Bild S. 125.



Burg Linn.
Hof der Oberburg. Vgl. Bild S. 123 a u. 126.

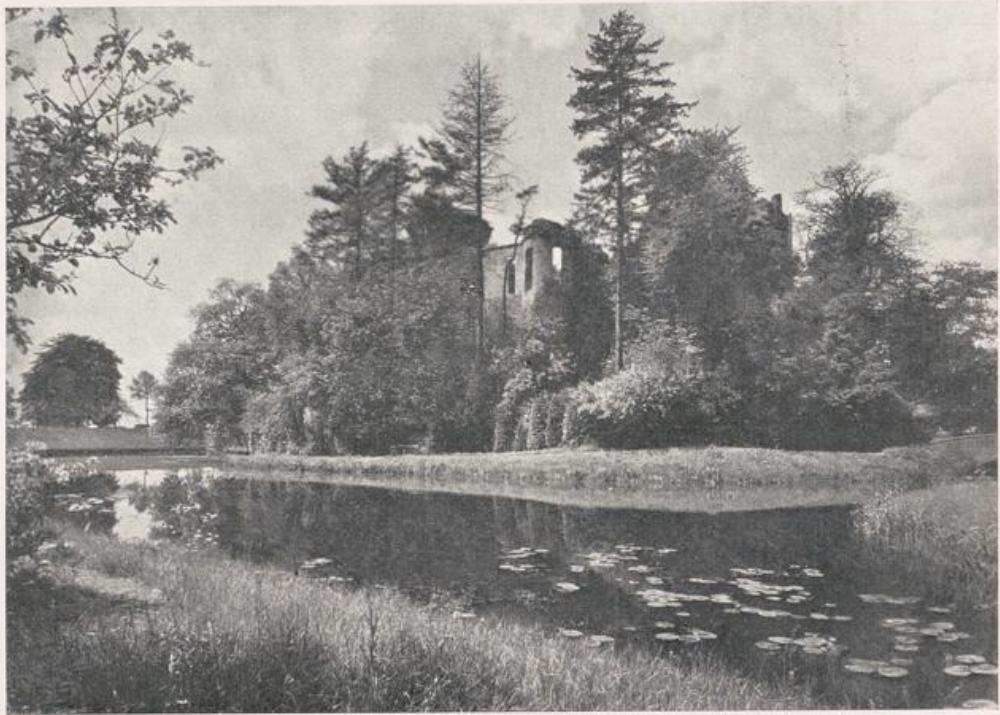
bewehrt. Zu beiden Seiten des Torhauses, dem Hauptturm gegenüber, legen sich zweigeschossige, großräumige Wohnbauten an die Burgmauer an, die mit vier der Türme Ausschau in das Land halten und die sich nach dem Burghof in große Kreuzfenster öffnen (Bild S. 124b). Wendeltreppen führen vom Burghof zu den oberen Geschossen. In einem der Wohnbauten spannt heute ein Baum seine Krone in das Obergeschoß hinein, dessen ehemalige Fußbodenansätze und frühere Kamine man an den Wandungen noch sehen kann. Aus dem Erdgeschoß desselben Wohnbaus führt ein Spitzbogen in die Burgkapelle, eingebaut als Untergeschoß des dem Torhause nächstliegenden Wehrturmes, eine reizvolle Anlage im Schmucke ihres Kreuz- und Sterngewölbes, der Rippen, Dienste und Kelchkapitelle. Den beiden Wohnbauten gegenüber führen im Burghof Treppen zu einer breiten Terrassenanlage und von dort zum Wehrgang und den beiden übrigen Ecktürmen. Am Hauptturm ragen hoch oben noch die alten Konsolen vor, die einst den Zinnenkranz zu tragen hatten (123a).

Das ist die Burg des baulustigen Kölner Erzbischofs Friedrich von Saarwerden (1370—1414), des Bauherrn von Zons (s. S. 58). Der feste Platz war den



Burg Linn.

Neubauten des 18. Jahrhunderts auf der Unterburg. Vgl. Bild S. 124 a.



Burg Linn.

Blick auf die Rückansicht der Hochburg. Vgl. Bild S. 123a u. 124b.

benachbarten Herzögen von Kleve ein Dorn im Auge, und mehr denn einmal tobte der Kampf um seinen Besitz. Nach dem Truchsessischen Kriege mußte im Jahre 1579 eine Verstärkung der heimgesuchten Burg vorgenommen werden. Das Torhaus wurde nach außen weiter ausgebaut und um die Hochburg ein neuer Mauerring gezogen. Dann kamen die Leiden des Dreißigjährigen Krieges und der Raubzüge Ludwigs XIV. Im Spanischen Erbfolgekriege schließlich bombardierten nach der Zerstörung der Pfalz zu Kaiserswerth 1702 die Alliierten, d. h. Kaiserliche, Brandenburger und Holländer, die Linner Burg derart, daß sie seitdem zerfiel. Sie ist übrigens weit älter als die heutigen Ruinen Friedrich von Saarwerdens. Schon im Jahre 1186 werden hier Herren von Linn genannt. Aus der Form der Anlage einer Rundburg, ähnlich der zu Hülchrath bei Grevenbroich, Gemen und Burgsteinfurt in Westfalen, darf man vielleicht auf eine noch frühere Entstehungszeit schließen. Dort, wo der Boden am sumpfigsten, d. h. am unzugänglichsten war, hatte man einen Verteidigungshügel aufgeworfen. In den ausgehobenen Gräben sammelte sich dann von selbst das Wasser der Burggräfte. Heute noch umkreist sie die Hochburg, die sich an Hochsommertagen gegenüber den dicht gestellten Baumkronen der sie umrahmenden Eichen und Buchen und dem Dunkelgrün uralten Efeus kaum behaupten kann (Bild S. 126).

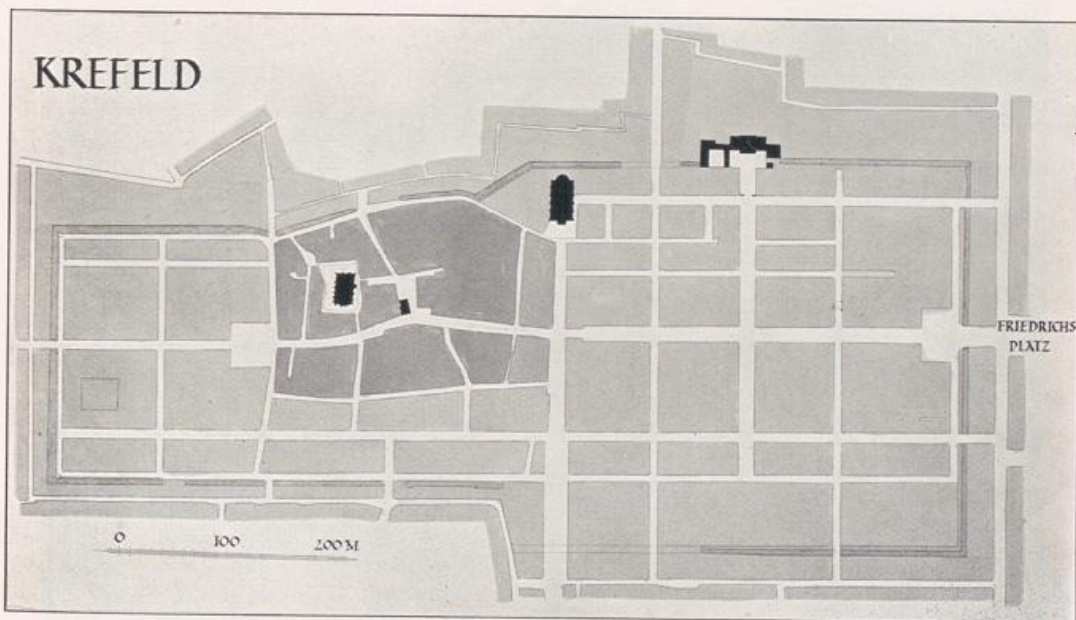
Von der Höhe des Burgturmes überschaut man auch den kleinen Ort Linn mit seiner alten Stadtmauer, dann Ürdingen, die Bauten des Krefelder Hafens und der



Krefeld. — Westwall.

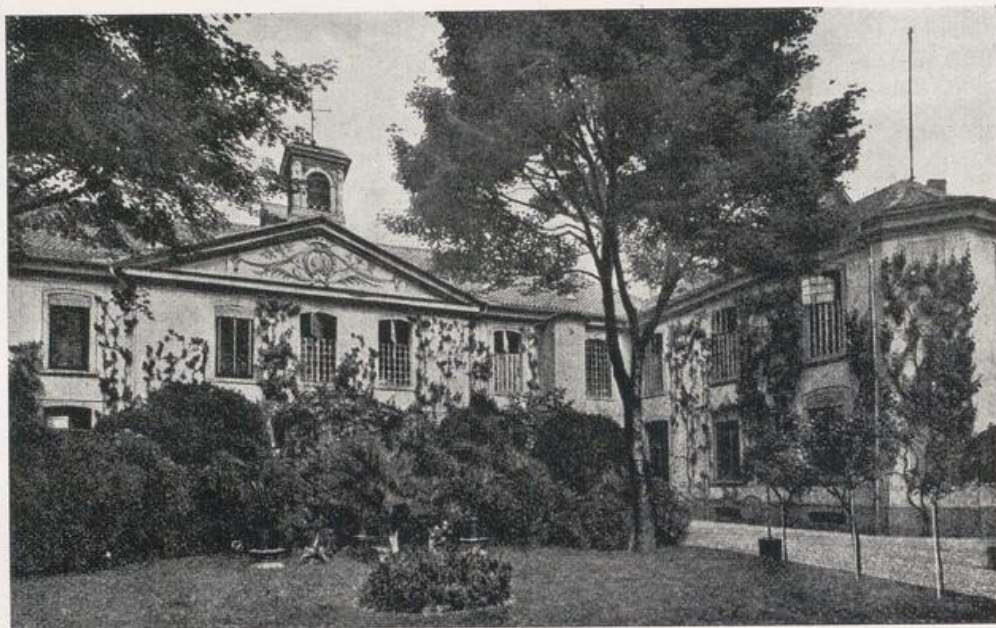
Reinholdshütte am Rhein, westlich Krefeld, das Linn heute in seinen Stadtbezirk eingeschlossen hat.

Krefeld ist ein Stadttyp für sich am Niederrhein. „Ein niederrheinisches Mannheim“ hat Wilhelm Heinrich Riehls „Wanderbuch“ es bezeichnet, das soll heißen: schnurgerade Straßen, rechteckige Häuserblocks, im ganzen eine Schöpfung des 18. Jahrhunderts. Ein Blick auf den Stadtplan erläutert alles (Bild S. 127b). Der



Krefeld.

Der dunkle Teil die Altstadt mit der Kirche von 1472. — Rechts davon Dyonisiuskirche (1754) mit der Rheinstraße. — Oben rechts Rathaus (Bild S. 130). Bebauung des Straßenkreuzes vor dem Rathause Bilder S. 129 u. 131 b. Bebauung des Friedrichsplatzes Bild S. 128 b.



Krefeld.

Haus Leyenthal. Erbaut Ende 18. Jahrhunderts.



Krefeld.

Haus Scheibler am Friedrichsplatz (Friedrichsplatz s. Stadtplan S. 127).



Krefeld.

Haus „Zum Heyd“, Ecke Friedrich- und Wilhelmstraße. Erbaut 2. Hälfte 18. Jahrhunderts. Aufnahme vom Balkon des Flohschen Hauses, s. S. 131 b.

dunkel angelegte Teil mit den gewundenen Straßenzügen ist die Altstadt. Das war der bescheidene, abgelegene Ort, der wohl 1373 Stadt geworden war, an dem aber die großen politischen Ereignisse des Mittelalters und der Renaissance so gut wie achtlos vorübergingen, der auch weiter keine monumentalen Bauaufgaben zu stellen hatte bis auf den neuen Kirchbau vom Jahre 1472, von dem nur noch der Turm mit der üblichen Spitzbogenblendengliederung vom unteren Niederrhein und dem benachbarten Holland erhalten ist. Religiöse Unduldsamkeit engherziger benachbarter Landesherrn, die unbeabsichtigt den Aufschwung und Wohlstand Neuwieds und Mülheims am Rhein geschaffen hat (s. S. 28 und II, S. 59), wurde auch die Patin des neuen und heutigen Krefelds. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts fanden aus dem Jülichen und Bergischen vertriebene Mennoniten hier eine Stätte ungestörter Religionsausübung, die von der Leyen, ter Mer, Crous, Scheuten u. a. Mennoniten sind auch die Familien von Beckerath, Lingen, Preyer u. a., heute noch Krefelds stolze Patriziergeschlechter. Das unscheinbare niederrheinische Nest wurde durch seine religiöse Duldsamkeit zum deutschen Lyon, zur deutschen Samt- und Seidenstadt. Nichts charakterisiert besser den gewaltigen Aufschwung Krefelds als die Geschichte seiner Stadterweiterungen seit der Aufnahme der Vertriebenen: 1692 mußte die mittelalterliche Stadt weiter nach Osten ihre Mauern hinausschieben. Doch das reichte bald nicht mehr. 1711 baute sich die Stadt

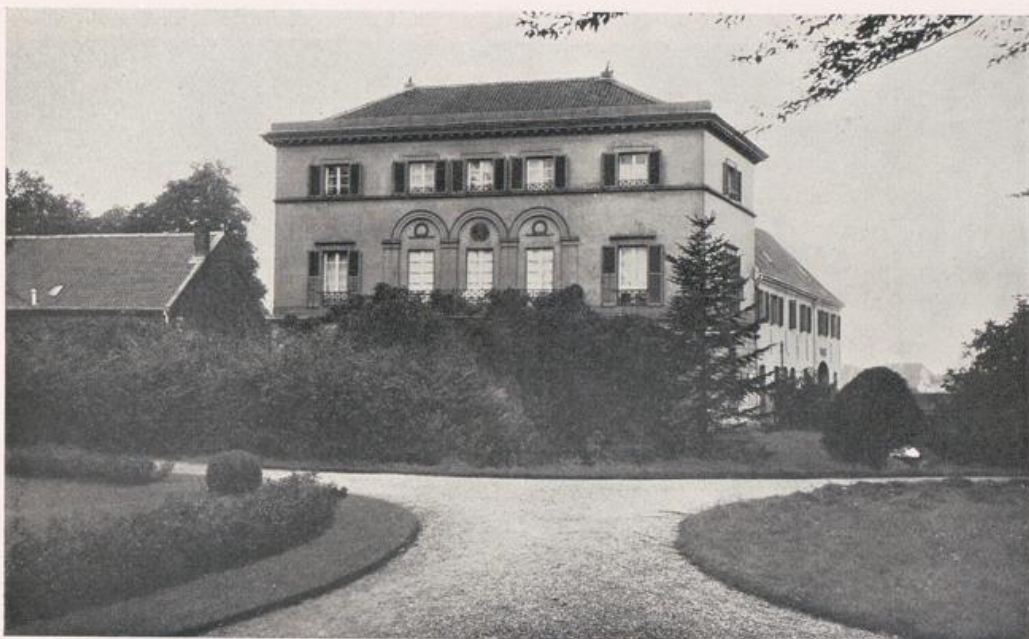
nach Süden aus, 1739 nach Norden, 1752 nach Westen, 1806 mußte die Stadt nun noch weiter nach Norden hinausgerückt werden. So ging das Tempo weiter, denn neben den genannten Fabrikantengeschlechtern klapperten nun auch die Webstühle in den Häusern der Familien Floh, Heydweiller, Rigal, Scheibler, Hönninghaus, de Greiff usw. Das 19. Jahrhundert zog um die im Laufe des 18. Jahrhunderts um das Sechsfache vergrößerte Stadt rechteckig die breiten, baumbestandenen, prächtigen Wallstraßen (Bild S. 127).

Wie aus einem Guß entstanden, wie Mannheim und Neuwied, redet die rechteckige Stadtplanung uns an. Aber gegenüber der langweiligen Uniformierung der Straßen Neuwieds ist Krefelds Stadtplan viel interessanter, durchdachter, daher auch belebter. Erstlich wußte man zu scheiden zwischen breiten Verkehrsstraßen und schmälere Wohnstraßen, dann gab man geschickterweise dem Hauptstraßenzuge, der Hoch- und Friedrichstraße, in zwei ungefähr quadratischen Platzanlagen Verkehrsruehpunkte. Der geradlinigen Planung entsprechend sollten die Straßenzüge möglichst gleiche Geschoß- und Profilhöhen erhalten, die Eckpunkte aber besonders hervorgehoben und die Hauptstraßenzüge Orientierung gebend in Monumentalgebäuden oder Platzanlagen einen Abschluß finden. Bauliche Eingriffe haben seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert diese feinsinnigen städtebaulichen Absichten etwas verwischt. Aber im großen und ganzen ist das künstlerisch städtebaulich Gewollte noch zu erkennen. Den breiten Straßenzug vom Rhein her, die Rheinstraße, nimmt die Fassade der 1754 begonnenen Dionysiuskirche auf (Bild S. 127 b). Die Wilhelmstraße schließt in wirkungsvoller Weise die Säulenfront des



Krefeld.

Rathaus. Früher Haus von der Leyen (1791—1793), Kolonnadenmittelbau verändert 1860. Vgl. Stadtplan S. 127.



Krefeld.
Haus Sollbrüggen. Erbaut Anfang 19. Jahrhunderts.



Krefeld.
Haus Floh, Ecke Friedrich- und Wilhelmstraße. Erbaut Ende 18. Jahrhunderts.



Hohenbudberg.

Kirchturm 12. Jahrhunderts. Langhaus Mitte 19. Jahrhunderts. Erbaut auf der Anhöhe eines ehemaligen römischen Kastells.

Mittelbaus des Rathauses, das einst der Stadtsitz des Geschlechtes der von der Leyen war (1791—1793). Die Säulenfront wurde 1860 baulich etwas verändert (Bild S. 130). Dort, wo Wilhelm- und Friedrichstraße rechteckig sich kreuzen, ragen aus der üblichen Häuserzeile auf die Wohnbauten der Fabrikantengeschlechter Floh und Heydweiller das Haus „Zum Heyd“. Ecke Friedrichstraße und Friedrichsplatz bilden das Scheiblersche Haus und das Jörgensche Haus das monumentale Einfahrtstor in die Stadt. Was sind das für stolze Patrizierhäuser, von welcher zurückhaltenden Vornehmheit in Aufbau, Gliederung und Verwendung des Schmuckes, monumentale Urkunden des großen Aufschwunges der Stadt am Ausgange des 18. Jahrhunderts! Beim Flohschen Hause Festons über den Fenstern, ein schönes schmiedeeisernes Rokokogeländer am Balkon über dem Eingang, hoch oben das bekränzte Flohsche Wappen, im Inneren reizvolle Stuckdekorationen (Bild S. 131 b). Das Haus „Zum Heyd“ gegenüber mit dem Relief des Ritters und Drachen im Giebel (Bild S. 129). Ganz schlicht im Ornament, mit zierlichen Ranken im Giebel, der klaren Aufteilung durch Giebel und seitliche Eingänge, das Scheiblersche Haus (Bild S. 128 b). Gegenüber strenger Klassizismus der Pilaster- und Gebälkegliederung, das Jörgensche Haus. Das 19. Jahrhundert wußte auf den Wällen diese klassizistische Note taktvoll weiterzuspielen (Bild S. 127). Vor den Toren der Stadt, heute natürlich zum bebauten Stadtbezirk zählend, erhoben sich stattliche Sommersitze der Krefelder Fabrikantengeschlechter; das Haus Krakau der Familie von Beckerath, Tor- und Herrenhaus mit anheimelndem Mansarddach; das Haus Leyenthal der Familie von der Leyen mit seiner offenen Hofanlage (Bild S. 128 a); Haus Sollbrüggen auf der Ürdinger Landstraße (Bild S. 131 a) u. a.

Zu Samt und Seide haben sich heute in Krefeld Stahl und Seife, Großröstereien und Großmühlenbetriebe und andere Industrien gesellt. Die Reinholdshütte und die monumentalen Speicherbauten am Rhein sind Krefelds neue Wahrzeichen geworden. Nördlich Ürdingens beginnt die lange Flucht der Industrierwerke, in ihrer Schlichtheit großer Backsteinflächen dicht am Strom von wahrhaft eindrucksvollem Ernst (Bild S. 118 u. 119).

Und dann wechselt von neuem das Bild. Dörfliche und kleinstädtische Siedlungen um ein Kirchlein tauchen am linken Ufer auf. In Hohenbudberg stemmt die Kirche ihr Chor zum Rhein (Bild S. 132). Das Langhaus stammt erst aus den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts, und was sein Inneres birgt, ist nicht mehr alter niederrheinischer Kunstbesitz, sondern wurde erst für den Neubau erworben; der Hochaltar aus Lippstadt und der südliche Seitenaltar aus Meinerzhagen (beide um 1500) und die reich geschnitzten Chorgestühle aus Hammersbach. Aber uralte, Mitte des 12. Jahrhunderts, ist der wuchtige Westturm der Kirche. Die schlichte Aufteilung, der stumpfe Rhombenhelm und der dunkle Farbton geben ihm etwas ungemein Rassiges. Dazu die Lage, ein Hügel, der, nach vier Seiten regelmäßig angelegt, Böschungen in das Land leitet. Hier sollen Roms Legionen ein Kastell, ein Lager gehabt haben. Römischer Bauschutt und römische Funde verdichten diese Annahme. Wie ein gepanzerter Recke des Mittelalters steht der Turm da in seiner Schmucklosigkeit, aus den Visieröffnungen der Fenster unter dem stumpfen Helm von seiner hohen Warte aus Umschau auf Strom und Land haltend. Unter seinem

Schutz träumt trotz der heranrückenden Industrie friedlich Haus Dreven in seinen alten Gräben weiter dahin, alter Edelsitz des Erzstiftes Köln. Aus dem 14. Jahrhundert steigen noch die beiden achteckigen backsteinernen Flankierungstürme und der zinnenbekrönte Zwischenbau auf, die spitzen Turmhelme weit hinausragen lassend. Weiter stromabwärts am selben Ufer lugt durch das Geäst der Bäume am Uferweg hoch vom Deich herab das Kirchlein zu Friemersheim, ein Neubau vom Jahre 1770, anmutig schlicht (Bild S. 135 a). Vom Schloß zu Friemersheim ist nichts mehr erhalten, wohl aber noch Reste vom ehemaligen Jagdschloß der Grafen von Mörs, dem sogenannten Werthschen Hof (Bild S. 135 b). Vier achteckige Türme, ähnlich denen an Haus Dreven, bewehrten einst die rechteckige Anlage. Heute ist nur noch einer vorhanden. Dichte Baumkronen, die den alten Burggraben umstehen, hüllen ihn im Hochsommer verschwiegen ein.

Aber wie lange noch?

Gleich hinter Friemersheim tauchen am rechten Ufer Schlotte auf, dann am linken, dann immer dichter vor uns sich zusammenschließend. An beiden Ufern treibt man neue Hafenbecken in das Land. Über der rastlosen Arbeit verfinstert sich der Himmel. „Vorgeschobene Bojen“ nannte ich euch das Bild am Krefelder Hafen. Doch nun entfaltet sich vor uns in seiner ganzen Größe der monumentale Ernst der niederrheinischen Industrie. Kilometerweit breitet sich aus am Strom die gigantische Rheinschau von Duisburg, Ruhrort und Hamborn, am gegenüberliegenden linken Ufer Rheinhausen und Homberg (Bild S. 134).

Fäuste um Ballen und Zangen gekrallt,
Kranengerassel, Kettengeklirr,
Kettengestampf und Sireneneschwirr,
Leiber an Steuer und Segel geschnallt —
Arbeit, Arbeit heißt dieses Land. (Joh. Heinr. Braach.)



Duisburg-Ruhrort.

Hafenanlagen. Links im Vordergrund die Ruhr. Die vordere Rheinbrücke die Homberger Brücke (s. Bild S. 136). Rechts davon die Hütte Phoenix. — Vgl. Bild S. 145.



Friemersheim.

Kirche von 1770. Die gotischen Fenster am Langhaus erst 1870 eingebrochen.



Friemersheim.

Der Werthsche Hof, ehemaliges Jagdschloß der Grafen von Mörs. Ursprünglich rechteckige Anlage mit vier Ecktürmen. Ältester Teil 14. Jahrhundert.



— Die Homberger Rheinbrücke.
Im Hintergrunde die Hütte Phoenix. — Vgl. Bild S. 134.

Industrieland am Niederrhein! Herz des Deutschen Reiches, arbeitend Tag und Nacht, ohne nur eine einzige Sekunde auszusetzen, wie das menschliche Herz, das dem menschlichen Leib Leben erhält. Dieses ewig pochende Herz am Rhein machte das Deutsche Reich groß und mächtig vor dem Völkerringen. Dieses Herz — verrußte Arbeiter vor lebenverkürzenden Feuern der Hütten- und Stahlwerke oder tief in der Erde Dunkel der Bergwerke, täglich den Tod vor Augen und selten der golden beglückenden Sonne sich freuend, oder in der Giftluft chemischer Werke — ließ Separatismus, Loslösung der Rheinlande vom Reich, zuschanden werden und rettete des Fürsten Bismarcks heiliges Vermächtnis! Dieses Herz — für uns alle: Frontkämpfer unseres Daseins — rettet das Reich weiterhin einer besseren Zukunft entgegen.

Kaiserpfalzen und Dome, romantische Reben- und Burgenhügel, malerische Nester, einladend zu Lust und Fröhlichkeit, das ist der Mittelrhein — das Herz des Römischen Reiches Deutscher Nation.

Bergwerke, Hütten und Fabriken, ermüdende Ebene gedehnter Arbeiterstraßen, arm der Lebensfreude, das ist das Industrieland am Niederrhein, hinüberwachsend nach Westfalen — das Herz des Deutschen Reiches Deutscher Nation.

Dieses Land gebärt täglich unser Dasein, und dieses Land gebärt eine Schönheit, die ein Konstantin Meunier, der Belgier, zu begreifen verstand, die aber noch kein Bildner oder Schreiber in Form zu fassen wußte, weil sie zu gewaltig. Nur Ausschnitte wußte bisher die Kunst von dieser Schönheit uns zu geben. In Ehrfurcht staunen Augen, vernimmt das Ohr Helden- und Sphärensang, unfaßlich.



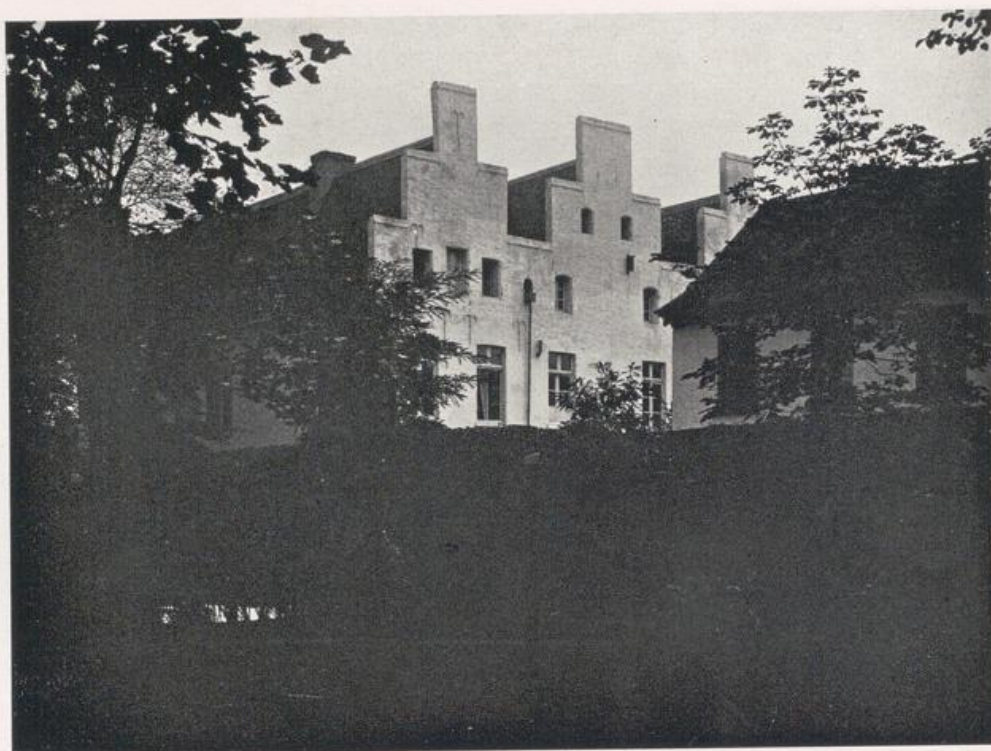
Duisburg.
Die Niederrheinische Hütte am Rhein.

Nennt Duisburg und seine Nachbarorte mit Recht häßlich, wenn ihr mit gotischen Kathedralen und Griechenlands Tempeln Schönheit umschreibt. Doch niemals werdet ihr diese Stätten am Niederrhein häßlich finden, wenn sie euch erst zum Erlebnis wurden.

Vor uns am linken Rheinufer Rheinhausen mit seinen gewaltigen, stetig sich weiter ausdehnenden Hüttenwerken. Turm neben Turm. Politisch ein Ort für sich, aber auf das engste verwachsen mit Groß-Duisburg. Von Rheinhausen spannt die Eisenbahnbrücke zum rechten Ufer ihre Bögen nach Duisburg-Hochfeld. Dort muß man stehen auf schmalen Pfad, den man dem Fußgänger gelassen, und seine Blicke über das grandiose Panorama schweifen lassen:

Ich steh' hoch oben auf fest surrender Eisenbrücke. Abwärts versinken taumelnd meine Blicke: Herkulisch spukhaft treibt das unter mir. Wild himmelüber schleudernd Flammensäulen, mit Riesenschatten und mit Urweltheulen wütet und tobt das Walzwerk hinter mir.
(Jos. Winckler.)

Auf mächtigen Kaimauern ragen dicht am Strom die neuen Hochburgen des Niederrheins auf — Vulkan und Harkort, Kupfer-, Johannes- und Niederrheinische Hütte, oder wie sie alle heißen mögen — gewaltiges Werk! Oder, wo sie zurückliegen, rattern ihnen zu Füßen im Vorgelände vielgleisig Eisenbahnzüge dahin; davor am Ufer wartend Schiffsreihen; über sie hinweg baut das Werk seine Gleitkranen (Bild S. 137). Spielzeug nur sind ihnen Schiffe und Eisenbahnzüge. Spielend füllt sie der Ladekran, spielend entleert er sie. Stahlgrau der Himmel, dazwischen okergelbe Wolkenballen. Weißblaue oder rotgelbe Streifen aus unzähligen Schloten



Duisburg.
Ehemaliges Nonnenkloster.

ziehen darüber hin. Aus Riesenhallen tobt Lärm, Gestampf und Rasseln der Hämmer zu uns herüber, Sirenengeheul, Dampfsignale, Zischen, Fauchen. —

Fragt berußte Gesichter in Hallen, wo Hämmer auf glühende Eisen fallen, wo Menschen mit Erzen und Erde ringen, wo Pressen rasen und Pendel schwingen — fragt: wie heißt dieses Land? Arbeit wird es genannt! (Joh. Heinr. Braach.)

Spät erst wurde diese grandiose Schönheit erkannt, die vom Rausch des Schaffens redet. Heinrich Lersch, Arbeiter und Dichter, wurde von Sehnsucht und „Heimweh“ gepackt nach diesen heimatlichen Stätten und ihrer erhabenen Größe:

Nun weiß ich es und fühl's in jeder Nacht, das Land, das ich verließ, war mein. Nun seh' ich Strom und Schiff und Stadt und Schacht und fühle: aller Arbeit Macht in den Fabriken, die aus Stahl und Stein gepanzert sind, umhüllt von Rauch und Flammenschein, war mein und unser.

Nachts enthüllt dieses Land seine ganze unheimliche Schönheit, wenn die Stille auf dem Fluß den Lärm der Werke noch tobender werden läßt, wenn auflodernde Flammen der Hochöfen den Himmel feurig färben und Bessemer Birnen ihre Funkengarben gleich einem Riesensternenregen über das Land in das Dunkel aussprühen. Vor diesem Nachthimmel, durchleuchtet, unsagbar schön, in seinen tausendfachen Tönen nicht zu beschreiben, violette, gelbe, blaugraue Rauchfahnen; und unaufhörlich das Kreisen der Räder der Fördertürme vor rot leuchtendem Himmel, Knappen in das Dunkel des Erdreichs versenkend. Wie



Der Duisburger Hafen.

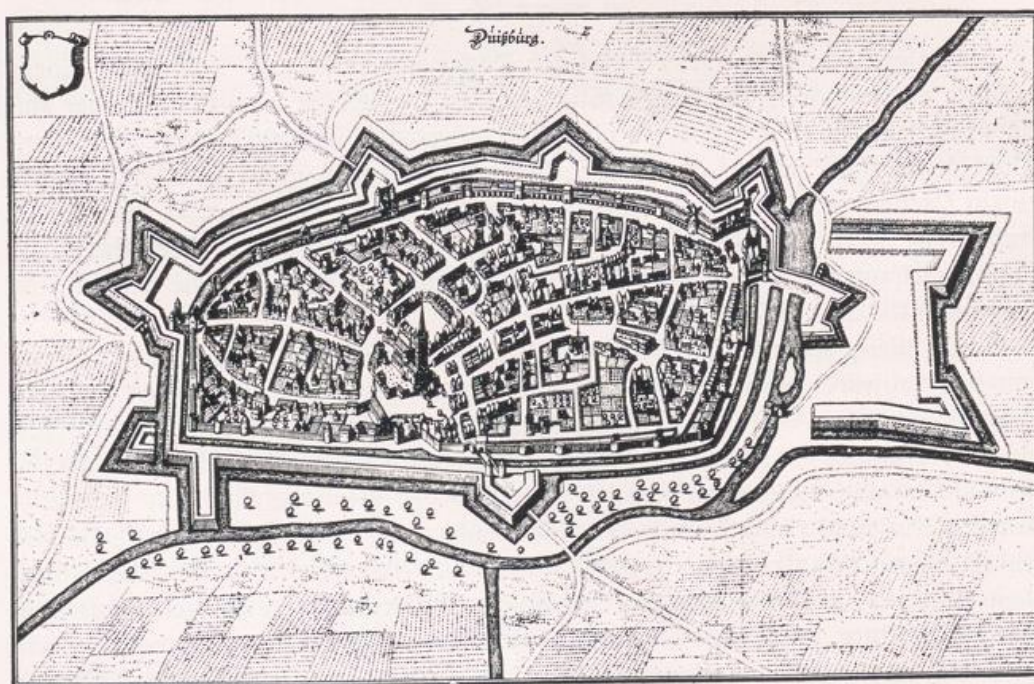
Links im Hintergrunde die katholische Kirche. In der Mitte die Salvatorkirche. Rechts Rathausurm.
Vgl. Bilder S. 140—143.

ein gewaltiges Uhrwerk, diese Fülle der Räder am Horizont. Schlackenhalde, tagsüber dampfende, graue Berge, rotglühend im Dunkel der Nacht und immer von neuem aufleuchtend, zündend durch neue Lavamassen, die die Hütten ausstoßen. Selbst der Strom, Spiegel dieses nächtlichen Schauspiels, glüht auf. Man glaubt seinem Zischen und Sieden durch die Nacht zu lauschen. Meilen- und meilenweit, unabsehbar weit ruhraufwärts in das Herz Westfalens hinein. Wer das nicht einmal geschaut, kann diese Schönheit nicht ahnen. — Was will da die Bergen- und Burgromantik des Mittelrheins!

Hinter dieser gigantischen Rheinfront verborgen liegt Alt-Duisburg. Wenn man stromabwärts am Ende der Industrieburgen den Hafen hinauffährt, so sieht man das Herz der Altstadt mit den Türmen der Liebfrauen- und Salvatorkirchen und des Rathauses vor sich liegen (Bild S. 139). Das ist das Gelände des Burgplatzes, heute an Ort und Stelle noch deutlich erkennbar der alte Burghügel, und im Stadtplan das Burgoval (Bild S. 140). Vom Marientor im Hafen dorthin durch die alte Beekstraße sind wenige Schritte nur. Schon im 8. Jahrhundert sah der Burghügel einen fränkischen Königshof, die Deusoburg, und eine Salvatorkirche aufragen, und um die Burg, zu deren Füßen früher der Strom vorüberrauschte, siedelte sich, begünstigt von deutschen Kaisern, eine Handelsstadt an, die selbst von England und den Ostseeländern Schiffe kommen und gehen sah. Das mittelalterliche Duisburg hebt sich ebenfalls noch heute deutlich im Zuge der gebogenen Mauerstraße

aus dem Stadtplan ab. Mitte des 15. Jahrhunderts, damals hatte Duisburg seinen Höhepunkt schon überschritten, da der Rhein es verlassen hatte, zog man den neuen Mauerbering um die Stadt, der bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts noch so bestand, wie Merian ihn mit seinen vier Doppeltoren und zahlreichen Stadttürmen Mitte des 17. Jahrhunderts aufgezeichnet hat (Bild S. 140).

Der Duisburger Burgplatz war früher ein malerisches Bild (Bild S. 141). Überkragende Fachwerkhäuser, Backsteinbauten, gekälkt oder gefugt, in den verschiedensten Giebelformen, wie wir sie hier und da noch in den Altstadtstraßen antreffen (Bild S. 138), und breitgestellte Patrizierhäuser des 18. Jahrhunderts, auch deren hatte Duisburg zahlreiche und heute noch einen vornehmen Vertreter im Böningerschen Hause am Dickelbach, rahmten den Platz ein und rückten so nahe an die Salvatorkirche heran, daß sie ihr südliches Seitenschiff verdeckten. Über sie hinaus wuchsen Langhaus und Westturm der Kirche, des alten und großräumigen Wahrzeichens der Stadt. 1426 hatte man mit dem Neubau des Chores begonnen. 1479 ließ Meister Johannes Haller einen neuen Turmbau mit dem seitlich angelehnten schlanken Treppenturm folgen. Nach einem Brande entwarf 1682 Meister Grevenbroeck das anmutige kleine barocke Gehäuse auf der Plattform des Turmes, wo im 18. Jahrhundert die Duisburger Universität ihr Observatorium academicum hatte. — Doch heute sieht das Bild des Burgplatzes wesentlich anders aus, seitdem in den Jahren 1897—1902 Fr. Ratzel das neue Rathaus errichtet hat. Nicht, daß ich Kritik üben will an dem Neubau, der für seine Zeit eine sehr persönliche und mit Liebe durchgearbeitete Leistung ist! Aber die Folgen des



Duisburg.

Nach Merians Topogr. Archiep. Mogunt., Colon, etc. Um 1646. — Im Mittelpunkt der Burghügel mit der Salvatorkirche (vgl. Bilder S. 141—143).

Neubaus für den Burgplatz! Erstlich wurde die Salvatorkirche an ihrer Südseite freigelegt, dabei war von Anfang an die Südseite, im Gegensatz zu der immer freigelegt gewesenen Nordseite, schlichter behandelt worden, weil sie doch verdeckt war. Mit dem Freilegen verlor die Kirche ihren Maßstab. Daß nun aber das neue Rathaus höher sein sollte als der Salvatorturm, daß außerdem in nächster Nachbarschaft ein moderner Kirchturm anderen Gesangbuches schon vorher höher ausgefallen war (Bild S. 142) — das konnte die Kirchturmspolitik der Salvatorgemeinde



Duisburg.

Salvatorkirche und Umgebung nach einer Darstellung Mitte des 19. Jahrhunderts.
Vgl. Bilder S. 142, 143.

sich auf keinen Fall gefallen lassen! Sie stockte auf, aber gründlich, zunächst mit einem ganzen Geschoß und dann noch mit einem recht hohen spitzen Helm (Bild S. 143). So hat die Salvatorgemeinde über den Gräbern und Epitaphien des Gerhard Mercators und der Professoren der ehemaligen Duisburger Universität und sonstigen Duisburger Gelehrten wieder den ihr geschichtlich auch zustehenden höchsten Turm im Stadtbilde! Aber durch das höchst kostspielige Aufstocken haben Burgplatz und Kirche sehr an künstlerischer Wirkung verloren! Schade um das



Duisburg.

Salvatorkirche während des Umbaus. Aufnahme vom Rathausturm aus.
Nach dem Umbau Bild S. 143.

Bauwerk, das in der Aufteilung des Turmes und der hohen Spitzbogenbehandlung des Turmuntergeschosses hinter der Brüstungsmauer, die den Burgplatz gegen die tiefer liegende Straße abschließt, doch früher einen großen Reiz besaß. Schade!

Aber schließlich, was bedeuten Duisburgs noch erhaltene künstlerische und bauliche Zeugen einer großen geschichtlichen Vergangenheit gegenüber seiner heutigen Bedeutung, die doch erst das 19. Jahrhundert heranreifen ließ! — An der Ruhrmündung, in Ruhrort, stand einst das stolze Schloß der Märker Grafen und Klever Herzöge aus dem 14. Jahrhundert (Bild S. 144). Spätere Zeiten hatten es weiter ausgebaut und verstärkt. Es ist längst gefallen; und versunken war auch Duisburgs Blüte als

Handelsstadt. Die Universität des Großen Kurfürsten und Handel mit Holland bedeuteten eine kleine Nachblüte nur. Dann erst begann im 19. Jahrhundert über den fallenden Toren und Mauern der Stadt ein neuer „Flor der Handlung“. Ruhrort und Duisburg wetteiferten miteinander im Ausbau ihrer Häfen, bis sie sich, eingemeindet, fanden zum größten Binnenhafen der Welt (Bild S. 145 u. 134). Das ist ein neues gewaltiges Erlebnis, dieses Hafengewirr, wenn man es auch zunächst nur einmal auf dem Landwege erfährt, vom Schwanentor unweit des Burgplatzes aus, vorbei an den monumentalen Speicherbauten Lehnkering und Fendel, durch Duisburg-Kasselerfeld, über die Brücken, die die Ruhr, den Hafenkanal, Kaiserhafen und Vinckekanal überqueren, mit den belebten Bildern auf die sechs tiefen Hafenbecken bis zum Hafenumund in Duisburg-Ruhrort. — Aber ein Bild der gewaltigen Ausdehnungen der Anlage, des Ausgangspunktes der niederrheinisch-westfälischen Industrie zum Rhein, gibt erst eine Hafenfahrt. — Von der Homberger Rheinbrücke an der Ruhrmündung noch einmal einen Blick auf das ewige Kommen und Gehen talabwärts und bergaufwärts fahrender Schiffe auf dem Strom oder vor den Hafeneinfahrten, im Hintergrunde die rauchende Schlote der Hütte Phoenix (Bild S. 136). Nur eines tat weh, als ich zuletzt dort oben stand: selten nur sah ich am Heck der

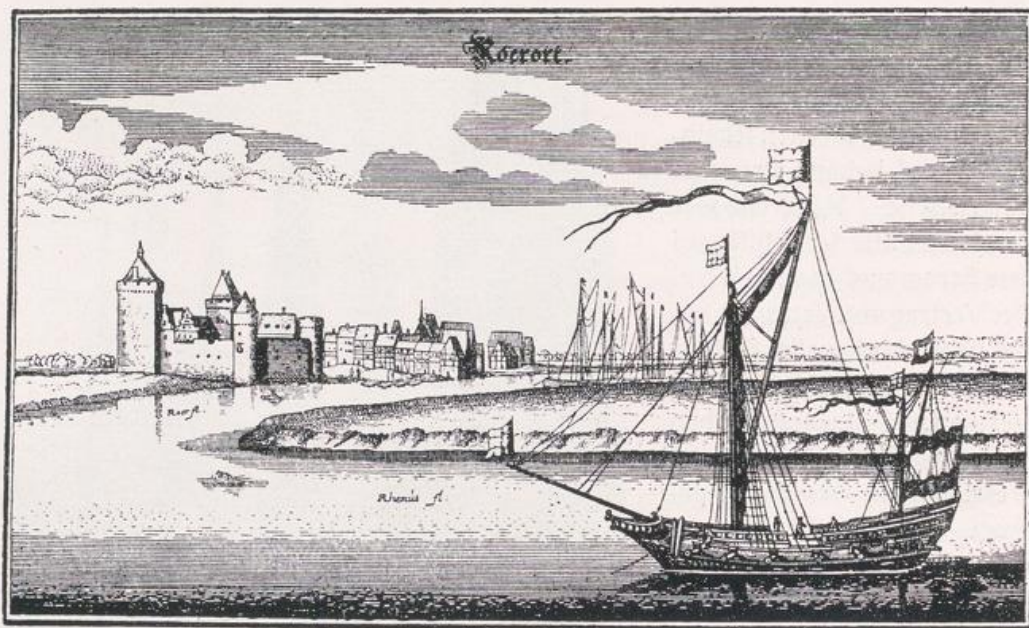
Schiffe noch Schwarzweißrot. Der Vertrag von Versailles diktierte die Abgabe des größten Teils der deutschen Rheinflotte; und behend kreuzten französische Kontrollboote durch die Fülle der Schiffe auf dem Strom und in den Häfen. Der Vertrag von Versailles hat den deutschesten aller Ströme international erklärt. Doch hier in Groß-Duisburg haben niederrheinische Franken und Westfalen ein Geschlecht gezeugt, dem der Glauben an sich selbst nicht zu rauben ist. Immer weiter wächst diese Hafenstadt, zieht sie ihre Wasserbecken tiefer in das Land hinein, und wenige Jahre noch, dann wird auch das ausgedehnte Gelände zwischen Duisburg und Ruhrort, Neuenkamp und Mörser Grinden von Wassergräben durchfurcht sein, allen Gewalten und Vergewaltigungen zum Trotz!

Es ist etwas Unheimliches um dieses Groß-Duisburg und sein Wachstum. Kohle und Eisen, Bergwerke, Kokereien, Hütten, Stahlwerke und Fabriken verschiedenster Art, eines zog das andere nach sich, haben in früher bauerlich friedliche Landschaft im Laufe der Jahre Zehntausende, Hunderttausende angelockt. Wo heute noch der Bauer pflügte, mußte morgen eine Wohnkolonie für Arbeiter und Beamten erstehen. Krupp in Essen hatte den Weg gewiesen. Da entstanden Siedlungen, die bauliche Sehenswürdigkeiten wurden; so auch in und um Duisburg. Bald ist indes das Stadtgebiet Duisburgs umschlossen; bald keine trennende Grenze mehr nach den Nachbarorten Hamborn, Oberhausen und Mülheim, alles Großstädten; bald keine Grenze mehr zwischen diesen Städten und Essen; bald alles eine zusammenhängende große Stadt. Diese Entwicklung konnte kein Mensch in diesem Umfange voraussagen. Mit Siedlungen und Verwaltungsbauten glaubte man des Wachstums Herr zu werden. Doch so reizvoll diese Dinge sein möchten, sie dachten nur an sich und heute, dachten nicht, weil noch Grünflächen und Felder sie trennten, an die wachsenden Nachbarorte, mit denen sie sich verästeln würden, unorganisch, so daß das unentbehrlich gewordene Auto seine Qual hat, sich hindurch-



Duisburg.

Salvatorkirche nach dem Umbau. Aufnahme vom Rathausturm aus.
Zustand vor dem Umbau Bild S. 142.



Ruhrort.

Ehemalige Burg der Herzöge von Kleve an der Ruhrmündung. Nach Merians Topogr. Archiep. Mogunt., Colon. etc. Um 1646.

zuwinden. Nicht Siedlung, sondern Städtebau muß da die Lösung bringen, aber ein Städtebau, wie man ihn nie geahnt hat! Uns fehlt noch das richtige Wort dafür; denn hier handelt es sich um Grundlinien eines gemeinsamen Bebauungsplanes, der von Duisburg aus weit nach allen Richtungen in das Industrieland hineinreicht, auch über das linke Rheinufer hinaus. Breite Autostraßen müssen dieses werdende Über-London erschließen, dazu neue „Eisenbahnverkehrsbänder“ — ein neues Wort aus der neuen Aufgabe heraus, die einzelnen Orte des von einem unübersehbaren Geleisgewirr durchwühlten Landes zweckmäßig zu verbinden — und neue Brücken über Rhein, Ruhr, Emscher und Lippe. Das alles wird am Ende kaum reichen. Über und unter der Erde wird man neue Verkehrswege suchen. Abseits dieser großen Durchgangsstraßen Verkehrswege eines ruhigeren Tempos in den einzelnen Städten, die in Platzgestaltungen, von Monumentalbauten eingerahmt, einen Ruhe- und Sammlungspunkt finden. Daneben friedliche Wohnstraßen. Diese neue Übergroßstadt muß auch an Grünflächen denken, an Stätten der Erholung und Ausspannung. Und so werden Wälder und Parks alter Herrrensitze, die Gaststätten der gemeinsamen Industriestadt sein werden, in den Bebauungsplan einbezogen. Nur eine überstädtische Organisation kann ihn entwerfen. Man gründete den Ruhrsiedlungsverband. Nirgendwo sonst ist städtebaulich so Großes geplant. Und wie aus Zwang, aus Zweck und Not in den Siedlungen, Fabrikbauten, Speicherhäusern und Verwaltungsgebäuden künstlerisch etwas ganz Neues erstanden, so wächst auch hier ein gänzlich neues Formgebilde heran.

Von dieser Arbeit des Ruhrsiedlungsverbandes wird freilich einstweilen der Reisende noch wenig erkennen. Es ist eine Arbeit, die erst unsere Söhne und Enkel

segnen werden. Wohl aber verfolgt man heute schon, wie die Stadtverwaltung Groß-Duisburg bisher der schwierigen Aufgaben Herr zu werden suchte. Schwierigen Aufgaben stand sie in der Tat gegenüber, als 1905 Alt-Duisburg, Ruhrort und Meiderich sich zu einer gemeinsamen Gemeinde vereinigten, Städte eigener Geschichte und eigenen städtebaulichen Wachstums. Dazu gesellten sich noch die zum Teil weit auseinanderliegenden Orte Hochfeld, Neudorf, Düssern, Neuenkamp und Kasselerfeld. Schwer ist es, diese einzelnen Orte zu einem organischen Gebilde verwachsen zu lassen. Die ausgedehnten Hafen- und Eisenbahnanlagen kommen erschwerend hinzu.

Der Mittelpunkt Groß-Duisburgs, wo das Leben am stärksten pulsiert, ist nicht mehr die Altstadt-Duisburg mit dem Burgplatz, sondern die breite Königstraße vor den Toren der Altstadt, in die die beiden wichtigen Verkehrsstraßen von Düsseldorf und Mülheim einmünden. Monumentale Verwaltungs- und Geschäftsbauten werden ihr im Laufe der Jahre erst den richtigen Rahmen schaffen, und ein groß geplanter neuer Bahnhof mit geräumigem Bahnhofsvorplatz die würdige Auffahrt. Die Anlage des Königsplatzes mit Dülfers Theaterbau im Mittelpunkt, seitlich von Pregitzers Stadthaus und Großmanns Duisburger Hof flankiert, für den eigentlichen Platz vor dem Theater noch monumentale Einfassungen vorgesehen, das war städtebaulich ein glücklicher Einfall. Die Stadt mußte ihrer Bedeutung entsprechend ein Forum erhalten. Die Fortsetzung der Königstraße, ein notwendig gewordener Durchbruch, führt durch die Altstadt zum Schwanentor, dann zu den Hafenanlagen. Zweckmäßigkeit, städtebauliches Sicheinfügen und Unterordnen, schlicht bei aller Würde großstädtischer Repräsentation, das sind das Leitmotiv der monumentalen Bauten des Stadthauses und des Duisburger Hofes am Königsplatz.



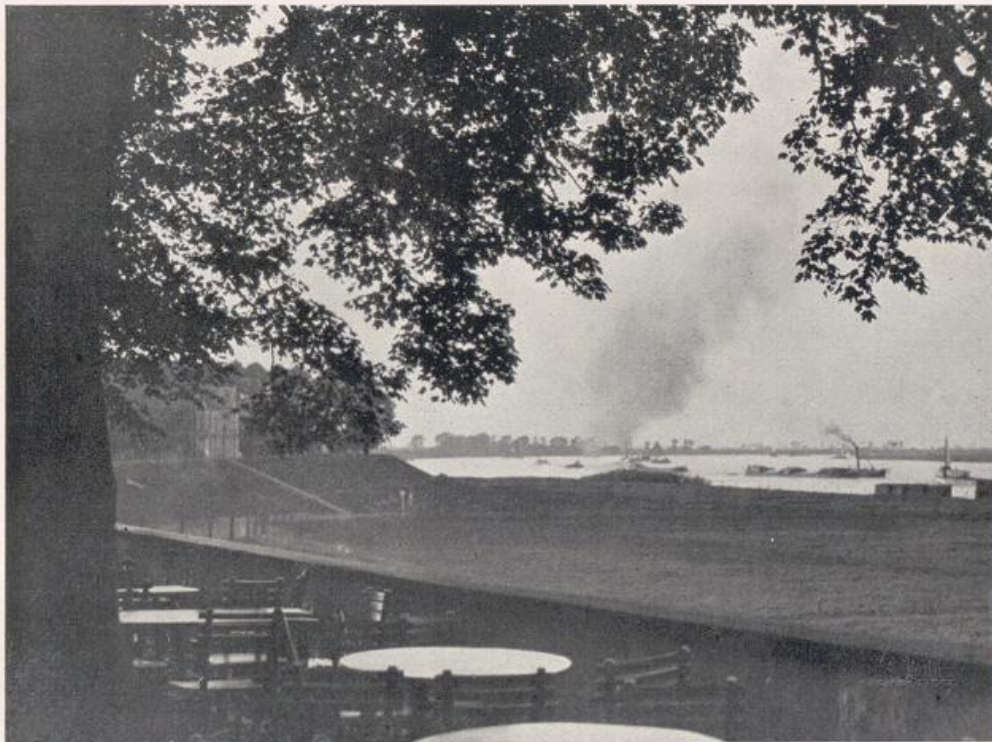
Der Duisburg-Ruhrorter Hafen.
Vgl. Bild S. 134.

Zweckmäßigkeit ist auch das Leitmotiv der Nutzbauten der Fabriken und Speicher, die Groß-Duisburg das besondere Gepräge gegeben haben. Zweckmäßigkeit schuf die verschiedenen sehenswerten Siedlungen für die arbeitende Bevölkerung. Aber noch ein anderes Leitmotiv klingt bei den neuen Duisburger Anlagen durch: wir sind eine Stadt der Arbeit; an 90 % der Bewohner sind Arbeiter; wir sind keine Wohnstadt behäbigen Wohlstandes. So redet auch Pregitzers neuer Waldfriedhof an der Düsseldorfer Straße uns an. Schlichter konnten Kapelle und Leichenhallen nicht entworfen und ausgestattet werden; aber welche eindrucksvolle Würde atmen diese schlichten Backsteinflächen, umrauscht von alten Baumkronen! Eine Arbeiterstadt muß ferner an die Gesundheit ihrer Bewohner denken. Sie hat in der Wedau ein Strandbad geschaffen, das an Ausdehnung wie als Anlage einfach seinesgleichen sucht! Große Schwimm- und Ruderregatabahnen, Stadion, Übungsfeld, Erfrischungs- und Umkleidegebäude reihen sich an, und die Kronen des Duisburger Waldes beschatten diese grandiose Schöpfung. Im Duisburger Wald ehrt die Stadt auch die Erinnerung an die Gefallenen des Weltkrieges. Das ist ebenfalls eine Musteranlage der Stadtverwaltung! Als Mittelpunkt Hubert Netzers ausdrucksvolle Siegfriedsgestalt: Der Kampf ist aus. Er steckt das Schwert in die Scheide, und schmerzerfüllt schaut er hinab auf die Grabstellen der Helden ihm zu Füßen. Im Tod sind alle gleich und ohne Rang. Sie haben alle ganz schlichte Steine erhalten in diesem uralten Forst, der geweiht und geheiligt durch fast zweitausendjährige Überlieferung, denn hier übergaben einst die Germanen dem Feuer ihre Toten. Eine eigene feierliche Stimmung der Ergriffenheit geht von dieser Stätte aus. Fragt man, durch welche Momente: Zweckmäßigkeit und schlichte Würde!

Hinter dem Ruhrorter Hafen und der Homberger Brücke ist der stärkste Verkehr auf dem Strom (Bild S. 145). In Parade liegt an beiden Ufern, dicht nebeneinander gestaffelt, in großer Tiefe oft und weit stromabwärts, unübersehbar die Flotte der großen Schleppkähne; die einen wartend, bis sie von einem Schlepper in den Ruhrorter Hafen abgerufen werden; andere die Flagge am Mittelbaum auf halbmast, aber das heißt nicht Trauer, sondern „beladen, doch noch nicht fahrbereit“; andere einen blauen Wimpel, den sog. „blauen Peter“, am Vorderbaum lustig im Winde flattern lassend, das heißt fahrbereit. Der Holländer und Vlame sagt „De blue Piet“ und der Franzose, dem wir durch den Versailler Vertrag neben einem großen Teil der Rheinflotte auch noch Reeden in Duisburg abtreten mußten, ebenso an Belgien, „Pierre bleu“. Zwischen diese wartenden Schiffe schlängeln sich mit ihrem Glöckchen läutend, kleine flinke „Bumboote“, die die Schiffer mit Lebensmitteln versorgen. Schmal ist die Fahrrinne geblieben für die Schiffe in Fahrt. Dabei ein andauerndes bergaufwärts- und talabwärtskommen der Schiffe. Die großen Schleppzüge müssen vorsichtig lavierend aus ihrer Ruhestellung an beiden Ufern sich in den Verkehr einspielen. Auch unser Dampfer steuert nicht mehr lustig drauflos. Dreimal ertönt in langsamster Fahrt das Warnungssignal. Das ist das Stoßgebet des frommen Schiffers vom Ober- und Mittelrhein an seinen Schiffsheiligen: „Hillige, hillige, Nikolas, ich steck dich och drei Kertzkes an, wenn ich durchkomm.“ Und ist er glücklich durch die schmale und belebte Rinne, dann lächelt verschmitzt sein Gesicht: „Zwei Kertzkes don et och.“

Hinter der Homberger Brücke begleitet uns noch kilometerweit das gleiche Bild des von Hochöfen und Industriebauten bestandenen Ufers. Dazwischen neue Siedlungen. Unser Schiff rauscht vorüber an Hamborn, der August-Thyssen-Stadt, der Gewerkschaft „Deutscher Kaiser“, die hier eine Großstadt ins Land zauberte. Wie lange ist es denn her, daß Hamborn nichts anderes war als eines der vielen verstreuten Dörfer, abseits vom Strom um ein altes Prämonstratenserkloster? Als es dann vor einundeinhalbem Jahrzehnt Stadt wurde, reichte das Dorf bis zum Rhein mit mehr denn 100 000 Bewohnern!

Hinter Hamborn schwinden allmählich Rauch und Schloten, Häfen und Gleitkräne. Vor uns breitet sich aus um den weit und müde gewordenen Strom, der sich jetzt noch gemächlicher in großen Schleifen durch das Land ergeht, die weite, fruchtbare Ebene, die Stille des unteren Niederrheins mit seinen verträumten Nestern (Bild S. 147). Die Zahl größerer Orte wird klein. Meilenweit Weidenland, wo buntgefleckte Herden grasen. Am Ufer wieder Weiden und Pappeln. Hier und da ein Bauernhof oder ein alter Edelsitz, ein Kirchturm, um den sich ein Dorf harmloser Backsteinhäuser lagert, und kleine, vergessene Städtchen. Aber sie alle wissen zu erzählen von den Leiden des Niederrheins, dieses immer wieder von Kriegszügen durchfurchten Landes, von Spaniern, Franzosen, Holländern, Kaiserlichen, Hessen, Preußen.



Orsoy.

Blick vom alten Zollhaus auf den Rhein.

Orsoy — Ors-Aue, d. h. Pferde-Aue, und drei Pferdeköpfe bilden sein Stadtwappen — Walsum gegenüber am linken Ufer, ist Hamborns Erholungsstätte. Freundlich grüßt vom hohen Deich das weißgekalkte Alte Zollhaus durch das Grün der Baumkronen herüber. Hier muß man sitzen unter breitem Linden- und Kastaniengeäst (Bild S. 147): rechts in der Ferne schimmern Hamborns Industriezeichen; seine Gleitkräne nur leicht noch angedeutet, skizzenhaft am Horizont, zitternd im silbrigen Nebel oder der Sommerhitze. Rings um das Städtchen unter schattigen Baumreihen der Zug der alten Wälle. Von den Stadtmauern sind nur noch Reste erhalten, in die dahinter gebaute Häuser ihre Fenster gebrochen haben; von den Stadttürmen nur noch der dreischossige Pulverturm; von den Stadttoren nur noch das bescheidene, aber so anmutige Innentor der Kuhpforte (Bild S. 148); vom Schloß steht nichts mehr. 1672 haben die Franzosen nach ihrem Einzug Schloß und Befestigung unterminiert und in die Luft gesprengt. Aber hinter den Wällen träumt noch immer ein echt niederrheinisches Nest mit schlichten, sauberen Backsteingiebelhäusern, sparsam im Schmuck, an Türen und Oberlichtern; einige mit reizvollen, kleinverglasten Schiebefenstern. In der katholischen Pfarrkirche bewundert man den farbenprächtigen Hochaltar vom Ausgang des 15. Jahrhunderts.

Will indes der Hamborner an schönen Sommertagen nicht an das Orsoyer Rheinufer, so wandert er stromabwärts nach Götterswickerham. Warum hat man



Orsoy.
Die Kuhpforte.

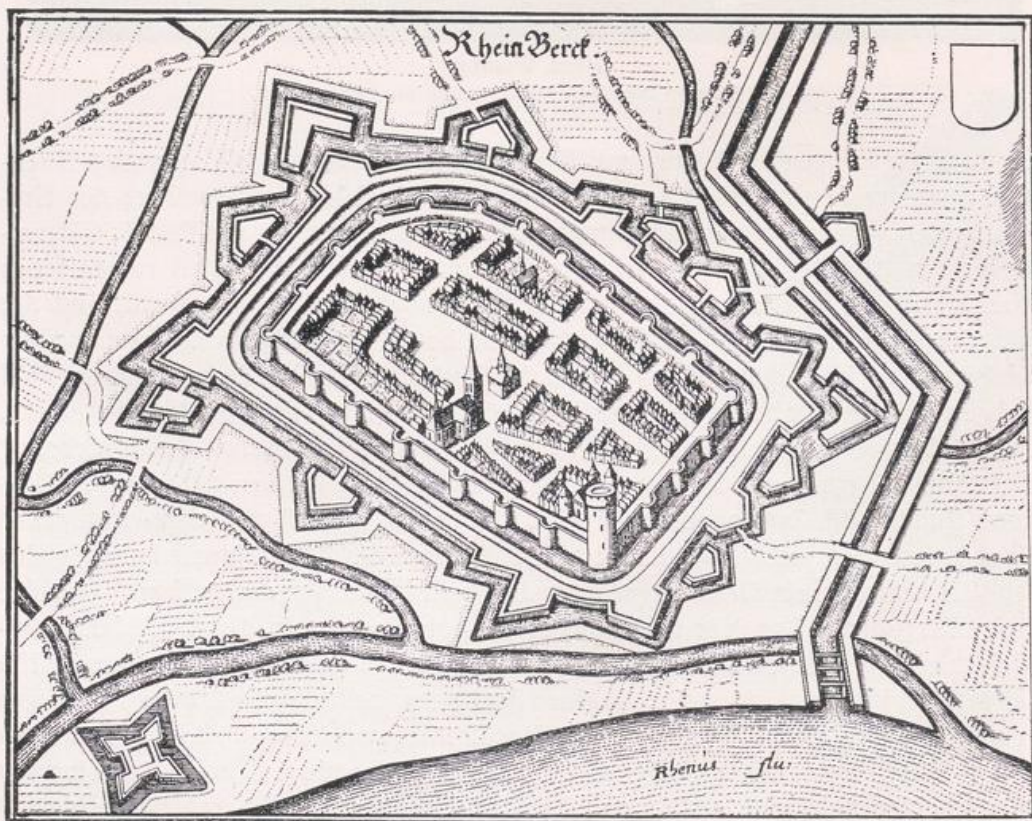


Haus Wohnung
bei Götterswickerham. Zweite Hälfte 17. Jahrhunderts.

den so lustig klingenden Namen nur in Gørsicker verwandelt, wie in großen Buchstaben an der Landungsbrücke geschrieben steht? Aber der Bewohner der Umgebung mag sich an den neuen Namen nicht gewöhnen, und das mit Recht: Götterswickerham ist einer der ältesten Orte hierzulande. Von der alten romanischen Kirche ragt vor später angebautem Langhaus noch der alte Turm auf, und der Sitz der Edelherren von Götterswick dient heute als Pfarrhaus. Zwei weitere Edelsitze flankieren den Ort im Winkel des Flußbogens, die Häuser Wohnung und Mehrum. Haus Wohnung, heute im Besitz der Freiherren von Nagel-Dornick, früher eines Rittergeschlechtes „von der Wohnung“, dazwischen durch Erbgang im Besitz vieler anderer Geschlechter, zeigt dem Rheinreisenden seine stolze Rückfront (Bild S. 149). Zwei quadratische Wohntürme mit reizvoll gezeichneten barocken Hauben fassen sie ein. Die Seiten- und die Hoffront des tiefen Hauses haben, gleich den Wohntürmen, ein Geschoß mehr als die Rheinfront. Vor die Hoffront läuft eine breite Plattform. Von hier führt die Freitreppe hinunter in den Hof, den rechtwinklig niedrigere Seitenflügel umstehen. Die Anlage mag aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammen. — Haus Mehrum, heute im Besitz der Freiherren von Plettenberg-Mehrum, früher eines Geschlechtes von Mehrum, dazwischen abermals durch Erbgang wieder vieler anderer Geschlechter, zeigt sich viel zierlicher mit seinen beiden geschweiften Giebeln über den vorgezogenen äußeren Fensterachsen der Front (Bild S. 151 b). Das Backsteinhaus des 15. Jahrhunderts mußte 1695 erneuert werden, nachdem rund hundert Jahre vorher die Spanier es verwüstet

hatten. Ursprünglich war der schlanke achteckige Treppenturm niedriger. Die kleineren Giebel ihm zur Seite sind ebenfalls spätere Zutat.

Mehrum gegenüber auf der Orsoyer Rheinseite Kirch- und Rathausturm von Rheinberg. Einst floß der Strom unmittelbar an seinen Mauern vorüber, bis er sich nach der Sturmflut vom Jahre 1668 ein neues Bett grub. Rheinberg war des Erzstiftes Köln vorgeschobener nördlichster Posten; man hatte ihn daher um die Wende des 13. Jahrhunderts mit Mauern umgeben. Schenk von Nideggen, der Stadtkommandant, verstärkte 1555 den Ort mit Bastionen und Ravelins und doppelten Gräben. So sah Merian noch den Ort mit seinen 22 Türmen und vier Toren (Bild S. 150); aber nicht mehr sah er der Erzbischöfe stolze Burg mit ihren vier mächtigen, von Wassergräben umzogenen Türmen. Die Pulverexplosion vom Jahre 1598 hatte sie in Trümmer gelegt. Nach vielen Belagerungen und Leiden durch Spanier, Holländer und Franzosen wurde 1715 die Festung durch die Preußen geschleift. Einsam in Weiden und Wiesen ragt nur noch sieben Meter hoch ein Turm auf; der Rest des ehemaligen Zollturms, der auf der Merianischen Stadtansicht alle anderen weit überragt. Und heute noch als Rest: welche gewaltige Ausmaße! Vier Meter stark sein Mantel aus Basaltwürfeln geschichtet; beinahe neun Meter der innere Durchmesser, und fast 17 Meter der äußere; der Gesamtumfang



Rheinberg.

Nach Merians Topogr. Archiep. Mogunt., Colon. etc. Um 1646.



Rheinberg.

Kirchturm (Anfang 12. Jahrhunderts) und Rathaus (1449, Fenster später verändert, Turmhaube Ende 17. Jahrhunderts).



Haus Mehrum.

Neubau 1695. Treppenturm im 19. Jahrhundert erhöht.



Rheinberg.

Blick von den Wällen auf Pastorat (1729) und Kirchturm. Fortsetzung des Bildes s. S. 153.

über 52 Meter ; ursprünglich soll der Turm 75 Meter hoch gewesen sein! Von diesem Turm muß man an schönen Sommertagen hinaus auf das Land schauen. Keiner hat das so poetisch anschaulich geschildert wie Ludwig Mathars schönes Buch „Der Niederrhein“: „Wie schön bist du im flimmernden Sommerglanz, niederrheinisches Land! Noch immer ist frisch und satt das Grün deiner unendlichen Wiesen hinter dem Bollwerk der den Strom begleitenden Deiche. Eigenwillig, knorrig, dazwischen unzählige Weidenkronen, die kaum ein Lüftchen kräuselt. Still verträumt Jennekes Gatt, der alte Rhein. Unmerklich langsam segeln Wölkchen darüber hin und werfen kleine seltsame Schatten... Mir ist es so, als ob ständig leiser Glockenklang im Winde sich wiege. Und am Gesichtskreis in grauem Duft ein breiter Silberstreif, über dem das schwärzliche Gewölk verborgener Schlepper liegt, der Rhein.“

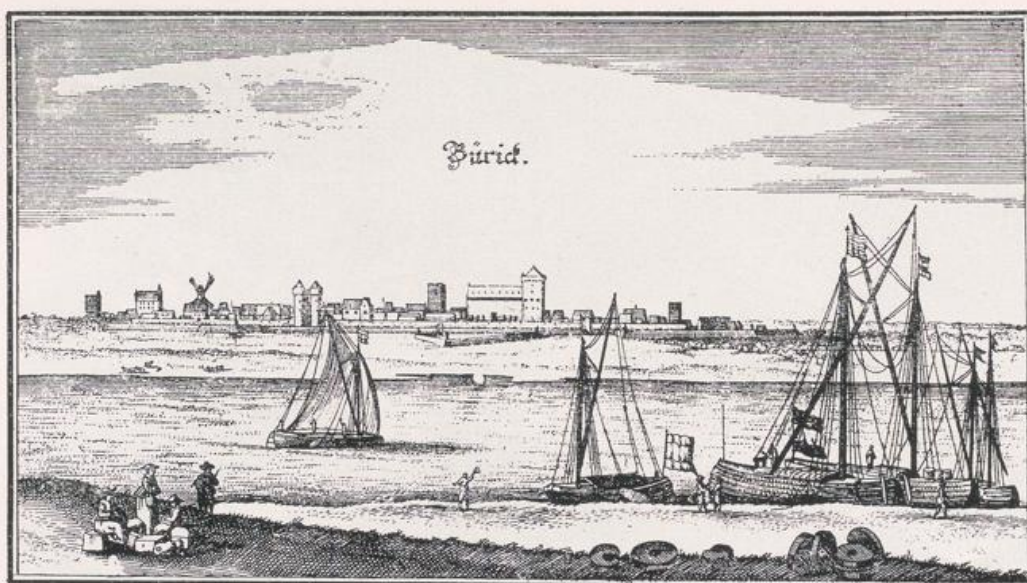
Ein Riesenlaubengang mächtiger Kastanienkronen beschattet die alten Wälle (Bild S. 152, 153). Deutlich heben sich hier die höhergelegenen Eckpunkte der ehemaligen Festungsanlage ab. Von dem baumbestandenen Rondell zum Rhein in der ehemaligen Mauerflucht zum Zollturm genießt man in ungestörter Freude das stimmungsvolle Bild, das im Laufe der Jahrhunderte auf dem Gelände zwischen Stadt und dem neuen Rheinlauf heranwuchs. Hinter den Wällen sauber gekalkte alte Backsteinhäuser mit dem leuchtenden Rot der Dachziegel, dazwischen der geschieferte spitze Helm des grauen Kirchturmes und das stattliche Rathaus. Das ist das Herz der Stadt, der Marktplatz mit der Linde, an beiden Schmalseiten der Westturm der Kirche und das Rathaus (Bild S. 151 a). Die eigene Form der Kirche



Rheinberg.

Am Stadtgraben. — Vgl. Bild S. 152.

erklärt ihre Baugeschichte. Ursprünglich stand hinter dem fünfgeschossigen, hohen, romanischen Turmbau aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts nur ein Mittelschiff. 1400 erhielt das Chor einen hochgezogenen gotischen Umgang. Dann wandelte sich auch das alte romanische Mittelschiff in gotische Formen. Ende des 15. Jahrhunderts wurden in spätgotischen Formen die Seitenschiffe angefügt. Im Inneren ist aber von diesen verschiedenen Ausbauten weniger zu merken, wenn einem nicht auffallen sollte, daß der Chorungang höher ist als die Seitenschiffe. Eine weiträumige, lichterfüllte Halle wölbt sich über uns und dem geschnitzten Hochaltar Kalkarer Schulzusammenhanges vom Anfang des 16. Jahrhunderts. — Dann das Rathaus (Bild S. 151 a). Die Inschrift erzählt, daß es 1449 erbaut worden ist. Leider hat man aber später die Fenster verändert. Man muß sich ausmalen, wie viel schöner es war, als noch helle gotische Steinfensterkreuze leuchteten auf der dunklen Backsteinfläche, eingerahmt von den hohen Wandpfeilern und flachen Bogen, darüber der Hausteinfries als Stirnschmuck des Gebäudes und an der Ecke der Hauptstraße, wie ein Wegweiser, der kecke, schlanke Turm mit der anmutigen barocken Haube. Das Rathaus hat auch noch durch andere Umstände vieles seiner früheren Wirkung im Stadt- und Straßenbilde verloren, seitdem sich ihm gegenüber erhebt, selbstherrlich im Maßstab, landfremd in geschichtlichen französisch-italienischen Renaissance-Kunstformen, ein Denkmal deutscher Gründerrenaissance des 19. Jahrhunderts, das Palais „semper idem“. Wie schön dagegen, von den Wällen aus, in seinen bodenständigen Formen und städtebaulicher Anpassung, das alte Pfarrhaus vom Jahre 1729, das dem Kirchturm so taktvoll Rechnung zu tragen weiß (Bild S. 152)! In Grün gebettet, mit Wandpfeilern ge-



Buderich.

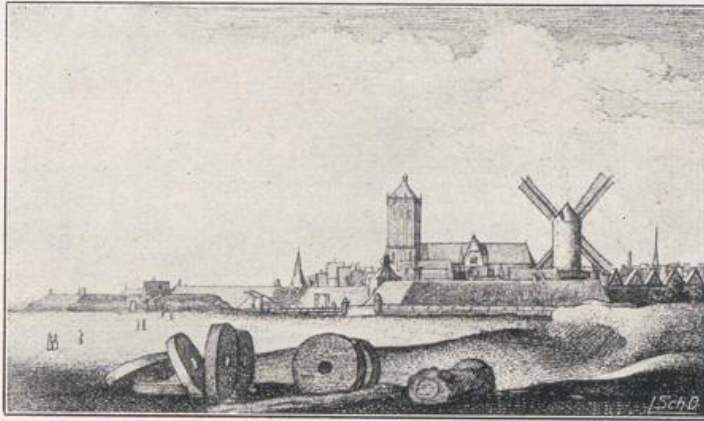
Nach Merians Topogr. Archiep. Mogunt., Colon. etc. Um 1646.

gliedert, das kleine Giebelchen in der Mittelachse, es könnte sein ein vornehmer niederländisch-niederrheinisch-münsterischer klassizistischer Herrnsitz des beginnenden 18. Jahrhunderts. Aber wie lange noch diese idyllische Ruhe über dem



Wesel.

Rheinbrücke von Buderich.



Wesel.

Die Willibrordikirche Mitte 17. Jahrhunderts nach Wenzel Hollar.
Vgl. heutigen Zustand S. 157.

Städtchen? — und dann werden auch seine Stille unterbrechen Kohlen- und Hüttenwerke. ...

Wie Rheinberg so hat auch Büderich (Bürick) längst Schloß und Stadttore verloren. Merian kannte sie noch (Bild S. 154). Damals stand noch die alte Burg Adolfs von Kleve (1397). Vor den Toren und Mauern lagerten Bastionen. Und wieder legten Franzosen Schloß, Tore und Wälle 1672 in Trümmer. 1813 dekretierte Napoleon die Niederlegung beider Pfarrkirchen.



Wesel.

Das Schifferdorf am Hafen.



Wesel.
Nach Merians Topographia etc. Mitte 17. Jahrhunderts. Links Willibrordikirche (vgl. S. 157),
rechts Matenakirche (vgl. S. 164).

Kurz hinter Büderich spannt die Eisenbahnbrücke von neuem ihre Bogen über den Strom (Bild S. 154). Hinter scharf vom Horizont sich abhebendem Gestänge ragen dunstumfangen drei Kirchtürme auf (Bild S. 156); ein Bild fesselnd schön, daß das Auge über das heutige Büderich, trotz seines großen neuen Schützenhauses, hinweggleitet. Höher und höher steigen die Türme auf — Wesel! Das ist ein ganz anderes Bild der zweiten Hauptstadt des alten Herzogtums Kleve, als die Einfahrt vom Bahnhof aus, die Rheinfront zwischen den beiden Rheinbrücken! Am Hafen ein schmuckes Fischerdorf, ein Städtchen für sich. Die lustige Holzbrücke zu dem malerischen Nest, die unser Bild auf S. 155 noch zeigt, ist heute nicht mehr erhalten. Breite, baumbestandene Wälle mit Hubert Netzers ergreifendem Denkmal der Gefallenen der Weseler Garnison im Weltkrieg und stattlichen Neubauten glücklicher neuzeitlicher Wiederbelebung niederrheinischer Bauweise führen unweit der Landungsstätte rings um die Stadt. Friedlich einladend öffnet sich von den Wällen die Einfahrt in das Innere der Stadt, der einst gefürchteten Feste: ein Platz mit Grünanlagen, an seiner Schmalseite zur Stadt hin des Heiligen Willibrordi herrlicher Kirchturm mit seinem großen hohen Fenster im Erdgeschoß, den langen spitzbogigen Blenden im Obergeschoß und der mit Fialen geschmückten Stirnbalustrade kühn und beherrschend über Seitenschiffe und Nachbarhäuser hinausstrebend, so daß es der kleinlich reichen, neuen Turmhaube gar nicht bedurfte (Bild S. 157)!

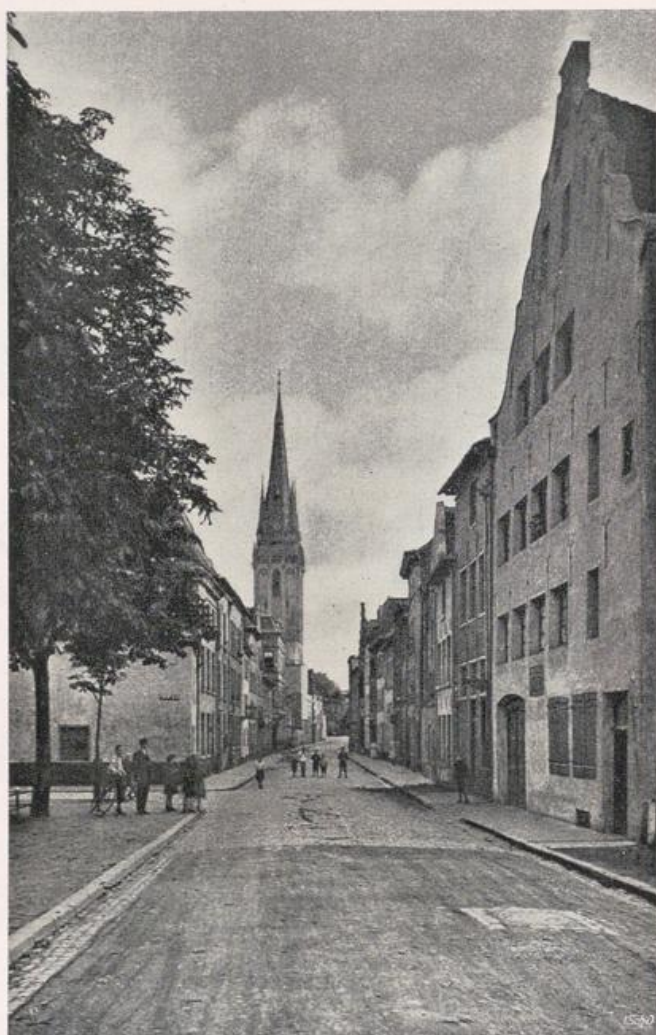
Der 46 Meter hohe Turmhelm stammt von der Wiederherstellung der Kirche aus dem letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts. Die alte Turmbekrönung war 1594 durch den Blitz getroffen worden. Seitdem zierte eine kleine Holzhaube den Turm, die uns die Aufnahmen Merians und Wenzel Hollars aus dem 17. Jahrhundert zeigen (Bild S. 156, 155). Die neue Turmhaube erinnert allzusehr an den gleich unglücklichen Einfall des Ausbaus der Duisburger Salvatorkirche (s. S. 141—143). Gewonnen hat auch in Wesel der Turmausbau an monumentaler Steigerung ganz und gar nicht! Man verdecke auf dem Bild S. 157 den neuen Helm und vergleiche dann Turm und Seitenschiffe! Und was ebenso wichtig ist: Diese zierliche Turmhelmkunst Technischer Hochschulen damaliger Zeit zieht alle Aufmerksamkeit ab



Wesel.

Willibrordikirche. Heutiger Zustand. Begonnen 1424. Turm 1470—1506. Noch Mitte 16. Jahrhunderts Kirche unvollendet. Turmhelm und südlicher Querschiffsgiebel 2. Hälfte 19. Jahrhunderts. Früherer Zustand S. 155, 156.

von der sachlichen Klarheit der Gliederung unserer niederrheinischen gotischen Turmbauten, dem hohen Spitzbogenfenster im Untergeschoß, das den Mittelschiffsraum darstellt, und den einfachen, aber so kraftvoll erfüllten, aufstrebenden,



Wesel.
Willibrordikirche.

schmalen drei Blendbogen an jeder Seite des freistehenden Oberbaus. Einer ähnlichen Turmgliederung begegneten wir schon in Köln an St. Severin (III, S. 138). Damals erzählte ich euch: „St. Severin wirkt im Reigen der malerischen alten Kölner Kirchen wie ein Fremdling... Das ist Import vom unteren Niederrhein oder dem benachbarten Holland.“ Niederrhein und die Niederlande sind aber in der kirchlichen wie profanen Bauentwicklung gar nicht voneinander zu trennen. Die heutigen politischen Grenzen hat ja erst das 19. Jahrhundert geschaffen. Von dem alten Gelderlande liegt seitdem etwa Dreiviertel im Gebiet des neugeschaffenen Königreichs der Niederlande. Auch das Herzogtum Kleve reichte tief nach Holland hinein. Kirchlich unterstanden Teile des unteren Niederrheines der Diözese Utrecht. Die Ver-

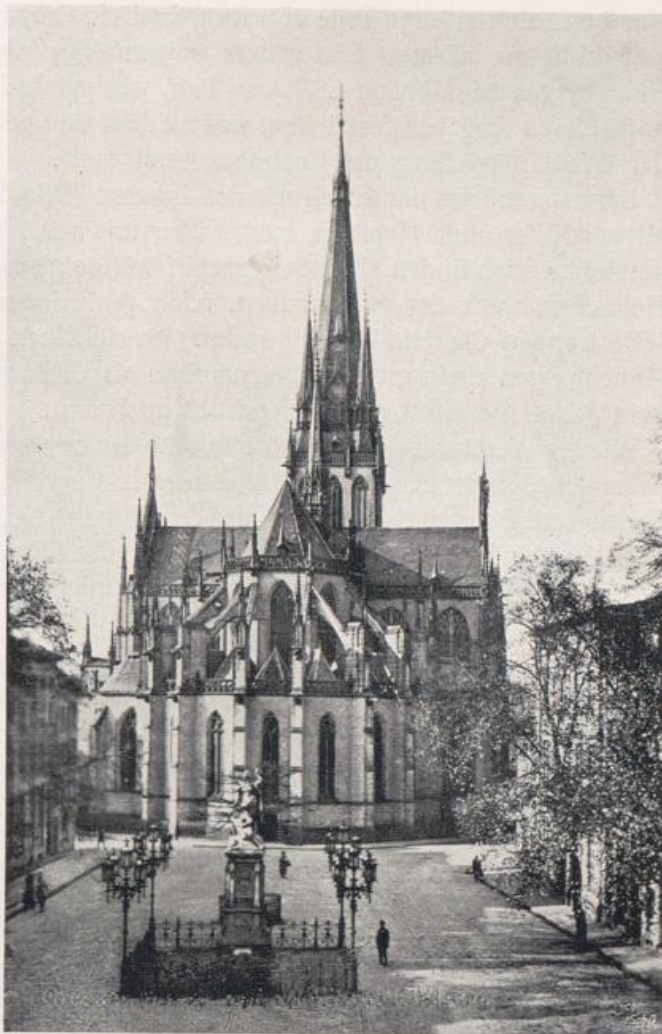
wandtschaft des landschaftlichen und menschlichen Charakters und wirtschaftliche Beziehungen banden die Nachbarländer eng aneinander. Damals kannte man auch noch keine sprachliche Scheidung, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts allmählich erst aus der neuen politischen Abgrenzung heraus stärker entwickelt hat.

Der Turmtyp der Willibrordikirche zu Wesel kehrt verschiedentlich in Holland wieder. Auf unserer „Rheinreise“ begrüßte er uns seit St. Severin in Köln am eindrucksvollsten in der Salvatorkirche zu Duisburg (S. 141). „Die enge Verwandtschaft (der Willibrordikirche zu Wesel) mit Duisburg ist urkundlich beglaubigt: man nahm für den Turm die Abmessungen des Salvatorkirchturmes zum Vorbild“ (Clemen). Aber die Weseler Kirche wurde großzügiger angelegt. Wie der Dom zu Xanten erhielt sie fünf Schiffe; und nächst dem Viktorsdom zu Xanten ist sie auch die künstlerisch hervorragendste gotische Kirchenschöpfung am ganzen Niederrhein.

Das entspricht der Bedeutung der Stadt, bestimmt durch deren wichtige Lage für Handel und militärische Sicherheit im Herzogtum Kleve. Seit 1350 Hansastadt, Stapelplatz am Niederrhein, in ihren Mauern eine blühende Bildhauer- und Malerschule. Kleve mit der hochgelegenen, sagenumwobenen Schwanenburg war wohl herzogliche Residenz, aber Wesel war das Herz des Klever Landes. „Ob Kleve gleich das Haupt, ist Wesel doch das Herz in diesem Herzogtum,“ so sang der Dichter des „Klevischen Parnaß“.

Unter dem baulustigen Herzog Adolf von Kleve und der Herzogin Maria aus dem kunstfreudigen Hause Burgund, die auch die Schwanenburg in Kleve zu neuem Glanz erstehen ließen, begann man 1424 auf den Fundamenten einer älteren romanischen Kirche mit einem gotischen

Neubau. 1470 wuchs der Westturm auf. Eine Inschrift erzählt, daß er 1506 vollendet war. Der ursprüngliche Plan des Neubaus wurde später breiter ausgearbeitet, aber mitten in der Ausführung trat um 1560 eine Unterbrechung der Arbeit ein, seitdem Wesel der Vorort der Reformation am Niederrhein geworden war. Nach dem amtlichen Bericht der Wiederherstellungsarbeiten der Kirche vom Jahre 1897 blieb unvollendet die restlose Ausführung des Strebesystems. Infolgedessen konnten Mittelschiff, Querschiff und Chor noch nicht gewölbt werden und mußten sich mit einer flachen Balkendecke begnügen. Ausgrabungen ergaben, daß um das Chor noch ein Kapellenkranz geplant war, von dem aber nur die Fundamente fertig wurden (Bild S. 159). Die Seitenschiffe hatten nur einfache Dachschrägen erhalten. Der südliche Querschiffgiebel war noch nicht vorhanden. 1840 hatte man wegen Einsturzgefahr den ornamental und architektonisch reich gegliederten Giebel der



Wesel.
Chor der Willibrordikirche.

Nordseite zum größten Teile abtragen, und 1874 sogar die Kirche wegen Baufälligkeit schließen müssen. Das widerstandsunfähige Baumaterial, Sandstein aus den Baumbergen bei Münster i. W. und Tuff, war gefahrdrohend verwittert. Man kann nach diesen Angaben feststellen, was an dem Bau erst aus den Jahren 1883—1896 der Wiederherstellung des Gotteshauses stammt.

Imponierend ist der Eindruck des Inneren (Bild S. 160). Rundpfeiler, die des Mittelschiffes ohne Kapitäle, tragen über uns abwechslungsreiches Sterngewölbe, besonders reich in den alten Seitenschiffswölbungen. Meister Dietrich ter Heydens Holzschnitzwerk der gitterartigen, reich gegliederten Chorschranken vom Jahre 1604 trennen Chor und Predigtraum. Im südlichen Querarm hat 1574 Otto von Münchhausen einen großen Säulenaufbau als Grabmal erhalten. Der Orgelaufbau vom Jahre 1645 sitzt ganz vortrefflich im Raum.

Wie der Westturm der Willibrordikirche den neugeschaffenen Platz zu den Wällen beherrscht, so ist das breit sich dehnende Chor mit seinem Fenster-, Streben-, Fialen- und Balustradenschmuck des Großen Marktes wirkungsvoller, monumentaler Abschluß (Bild S. 159). Bescheidene, alte Bürgerhäuser umstehen den Platz, und in dieser schlichten Umgebung glänzt mitten in der einen Langseite Wesels



Wesel.

Willibrordikirche. Blick aus dem äußeren südlichen Seitenschiff in das Mittelschiffs- und Seitenschiffschor.



Wesel.

Rathaus. Erbaut 1390—1396 von Meister Giliß. Freitreppe 1698. Portal 1740. Turmhaube um 1700.

Rathaus, das Meister Giliß in den Jahren 1390—1396 geschaffen hat (Bild S. 161). Fast die ganze Sandsteinfassade ist aufgelöst in Fensteröffnungen, und wo Meister Giliß Flächen freigelassen hat, überspann er sie mit krausem, gotischem Zierrat, Kielbögen, nasen- und krabbenbesetzt, und mit Maßwerk über den Fenstern, Stabwerk mit Paßbekrönungen in der Balustrade. Zwischen den enggestellten Fenstern des Hauptgeschosses Statuen unter Baldachinen und entsprechend über der mit Kronwerk und Kreuzblumen besetzten Balustrade krabbenbelebte Fialen. Ein Wechsel von kreuz- und einspännigen Fenstern soll weiterhin die Fassade beleben. Die Portalachse ist für sich behandelt. Die barocke Freitreppe mit den skulptierten, leuchtertragenden Pfeilern wurde erst 1698 angefügt, und das Portal 1740 erneuert. Im 18. Jahrhundert erhielt das achteckige, ebenfalls reich mit Kleeblattbogen verzierte Türmchen die barocke Haube. Die einzelnen Fensterformen wollen die Ein-



Wesel.

Blick vom Großen Markt auf die Maria-Himmelfahrts-Kirche.

gangsachse noch besonders hervorheben. Dieses stattliche Denkmal des Bürgerstolzes der Hansastadt, die reichste Rathausfassade am ganzen Niederrhein, die in seinem 1740 neu ausgeschmückten Ratssaale Viktor Dünewegges berühmtes allegorisches Gerichtsbild zeigt (um 1520) und die Bildnisse der Klever Herzöge des früheren Herrscherhauses und aus dem Hause Brandenburg-Preußen, dann kunstvolle Pokale, redet ebenso wie der Turm der Willibrordikirche von den engen künstlerischen Beziehungen des Niederrheines zu den benachbarten Niederlanden.

Links vom Ausgange des Großen Marktes der Kornmarkt (Bild S. 163), rechts der Blick auf die neue St.-Maria-Himmelfahrts-Kirche, die sich anschmiegt an die Ruine der einschiffigen gotischen Dominikanerkirche

(1295, erneuert 1354. — Bild S. 162). Wieder umrahmen schlichte alte Bürgerhäuser beide Bilder, teilweise von interessanter grundrißlicher Anordnung. Auf dem Kornmarkt ragen über die Bürgerhäuser hinaus mit hohen gotischen Spitzbogenblenden und Strebepfeilern das Proviantamt der ehemaligen Festung Wesel, und mit Treppengiebeln und Zinnenkranz auf hochgestelztem, vorkragendem Bogenfries die frühere Kommandantur, beides altherwürdige Bauten, die ursprünglich ganz anderen Zwecken dienten (Bild S. 163). Das Proviantamt war bis zum Jahre 1806 die Johanniter-Komturei. In die Kirche hat man in den zwanziger Jahren Geschosse eingebaut. Auch der benachbarte Ordensremter und seine zwei großen Säle sind, als sie für militärische Zwecke bestimmt wurden, nicht pfleglicher behandelt worden. Die Kommandantur war der Hauptbau des Residenzschlusses des Herzogs Adolf von Kleve (1417). Johann Mauritz von Nassau, Statthalter und Wohltäter des Herzogtums, hat 1649 die Anlage ausbauen lassen.

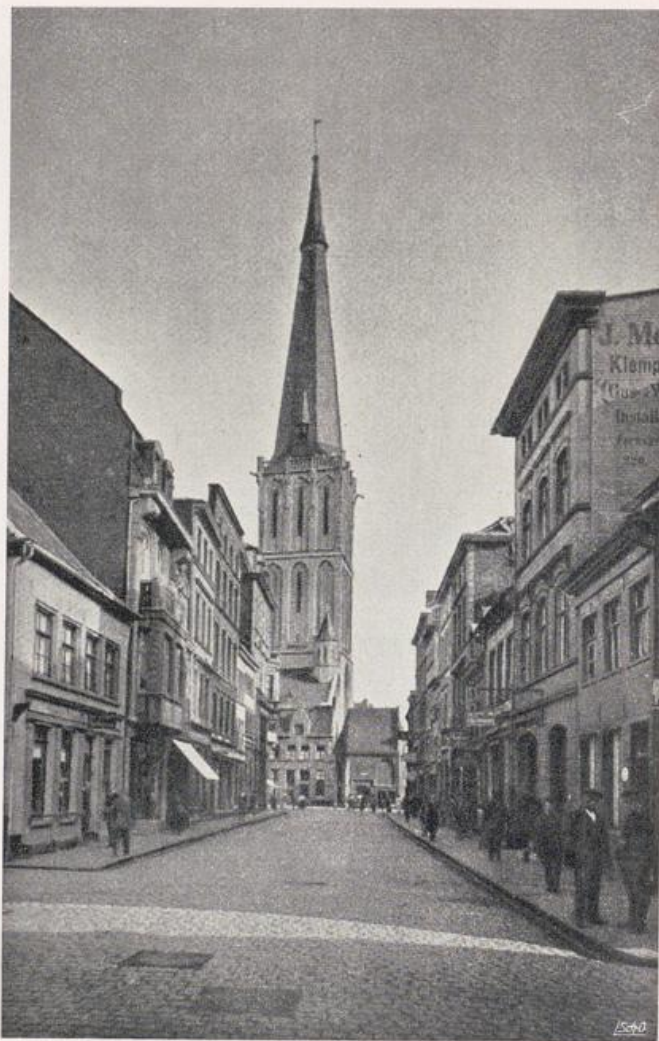
Geradeaus vom Großen Markt zieht sich die lange Häuserzeile der Hauptstraße hin. In der Mitte etwa ragt seitlich über die Bürgerhäuser hinaus der Tuffsteinturm der Matenakirche, in der Gliederung des Aufbaus ein enger Verwandter des Willibrorditürmes (Bild S. 164). Auch das Backsteinlanghaus ist ein typischer Vertreter der niederrheinisch-niederländischen gotischen Bauschule: Der Turm eingebaut, das



Wesel.

Kornmarkt. Links ehemalige Johanniterkirche, 1806 als Proviantamt umgebaut. Gegenüber das ehemalige Herzogsschloß (1417), später preußische Festungskommandantur.

Langhaus von größter Schlichtheit und Klarheit, kein Querhaus (das war üblicher als die Kreuzform der Salvatorkirche zu Duisburg und der Willibrordikirche zu Wesel), der Obergaden des Mittelschiffes nur eng bemessen und von kleinen Rundfenstern belebt (auch diese eigenartige Mischung von Hallenkirche und Basilika ist für die Bauschule charakteristisch). Im Inneren dieselbe Tonart des klar Sachlichen und dekorativ Nüchternen: schmucklose achteckige Pfeiler ohne Kapitäle, die wölbtragenden Dienste davor mit einfachster Kapitalandeutung, statt durchgezogener hoher gotischer Fenster im Obergaden Blendwerk, das, wie wir schon außen sahen, nur ganz hoch oben Platz für kleine Rundfenster gelassen hat. Diese Schmucklosigkeit mag den Fremden seltsam anmuten, aber sie ist stilschlicht für Land und Leute am Niederrhein. Sie spiegelt deren Charakter und Gesinnung wider. Das heimische Material des Backsteins erlaubt an und für sich schon keine



Wesel.
Matenakirche. Turm 1470.

reichere Gliederung wie der zu bearbeitende Haustein. Dieser Zwang war von erzieherischem Vorteil und schuf, nur aus Mitteln der Architektur, schmucklose, aber dafür rhythmisch belebte Raumgebilde von klangvoller Schönheit und beruhigender Klarheit. Den Sinn für diese „Nur-Architektur“ und das Wesen ihrer künstlerischen Ausdrucksmöglichkeit hat erst die Gegenwart wieder geweckt. Es ist kein Zufall, daß heute das neue Holland das Wanderziel der Baukünstler Europas geworden ist — Sachlichkeit und rhythmische Gestaltung.

Am Ende der Hauptstraße steht das stolze Berliner Tor (1718—1722; Bild S. 166, 167). Es erinnert an Wesels bewegte Vergangenheit und geschichtliche Bedeutung seiner strategisch wichtigen Lage am Niederrhein an der Lippemündung.

Seit dem 14. Jahrhundert hat die Festung nicht weniger als zehnmal ihr Gesicht völlig geändert. Da war die mittelalterliche Umwallung mit Gräben, Mauern und Stadttoren. Sie zog Anfang des 16. Jahrhunderts die Vorstadt Matena in ihren Bering und verstärkte sich mit neuen Bastionen (Bild S. 165). Das Jahrhundert der Renaissance schuf ein Kasemattenbollwerk. Dann bauten Spanier, Holländer, Preußen, schließlich Napoleon die Festung neuzeitlich aus. Unter wiederhergestellter Preußenherrschaft wurde im 19. Jahrhundert das Werk weiter verstärkt, bis 1890 die alte Umwallung fallen durfte und die Forts und Feldbefestigungen hinausgelegt wurden. Damals trug sich die Stadtverwaltung, die nun Besitzerin des Berliner Tores geworden war, ernstlich mit dem Gedanken, den stolzen Portalbau niederzulegen! Er scheiterte, Gott sei Dank, am Widerspruch der Staatsregierung.

Aber was dann erhalten blieb, war nur noch das Mittelstück der Anlage. Früher schlossen sich nach der Stadt an den Torbau noch Seitenflügel im Viertelkreise an mit offenen Bogenstellungen, die auch in die rechteckigen seitlichen Stirnbauten überliefen (Bild S. 167). Das war architektonisch und städtebaulich ein äußerst wirkungsvolles Bild. Jan de Bodt, der Baumeister, hatte das Motiv schon 1701 am Stadtschloß zu Potsdam verwandt. Leider hat man in Wesel die Seitenflügel „im Interesse des Verkehrs“, wie es im amtlichen Wiederherstellungsbericht heißt, abgetragen. Der freigelegte Mittelbau hat dadurch vieles von seiner früheren Bedeutung verloren, denn seine Wirkung war optisch-künstlerisch ja gerade bedingt durch



Wesel.

Darstellung von Hermann Hammelman vom Jahre 1572. — Die Altstadt mit der Willibrordikirche (vgl. S. 157). Dahinter die Matena-Vorstadt mit der Matenakirche (vgl. S. 164).



Wesel.

Das Berliner Tor. Feldseite vor und nach der Wiederherstellung. Erbaut 1718—1722 von Jan de Bodt. Umbau nach 1890. — Vgl. S. 167.



Wesel.

Das Berliner Tor. Stadtseite. Vor der Niederlegung der Seitenflügel. Nach einer Originalzeichnung von Paul Clemen vom Jahre 1890. — Vgl. S. 166.

die ausladenden niedrigeren Seitenflügel, über die die große Tornische herauswuchs und den ganzen Bogenreigen zusammenfaßte. Die große plastische Trophäe über dem Tordurchgang, Gefangene um den bekrönten Schild mit dem F. R. und der Kette des Schwarzen-Adler-Ordens, war der wirkungsvolle Abschluß der ganzen Anlage (Bild S. 167). Waffentrophäen auf den breiten Flankierungspfeilern des Durchganges leiteten geschickt zu den Seitenbauten über. Was würde man nicht heute städtebaulich in Verbindung mit Grünanlagen aus dieser reizvollen Schöpfung gemacht haben!

Die Gliederung der Außenfassade hatte ganz andere Voraussetzungen (Bild S. 166). Da war kein anmutig geschwungener Bogenreigen mit dem Blick in die friedliche Häuserzeile der Hauptstraße. Ungegliederte, abweisende Wehrmauern stiegen aus dem Graben auf. Starre Säulenstellungen auf hohen Sockeln und eine strenge Gebälkzeichnung schwerer Gliederungen betonten den Ernst des Festungstores. Die gewaffnete Kriegsgöttin und Herkules mit der Keule in Überlebensgröße halten zwischen den Säulen Torwache und beschützen Vater Rhein und Jungfrau Lippe, die sich über dem Durchgang vergnüglich und unbesorgt im Schilf der Lippemündung als Relief zeigen; unbesorgt, denn über der Kriegsgöttin ist der preußische Adler dargestellt, der nicht der Sonne weicht, und ein schlafender Löwe, der selbst in dieser Ruhe zu fürchten ist, also verkündigen die lateinischen Inschriften. Vor der schweren Attika ist eine breite Inschrifttafel angebracht mit den Namen des Großen Kurfürsten und der beiden ersten Preußenkönige. Darüber als Abschluß der Verherrlichung des Hauses Brandenburg-Preußen eine wirkungsvolle Trophäe: Das preußische Wappen mit der Königskrone und wieder mit der Kette vom Schwarzen Adler, umrahmt von Fahndraperien und zwei triumphblasenden Gestalten. Als die Stadt Wesel das Tor von der Militärverwaltung übernahm, fehlte der ganze Aufbau mit der Tafel und Trophäe und dem Mauerhintergrund (Bild S. 166 a). Man hatte sie schon im Jahre 1791 abgetragen, wohl aus guten Gründen. Aber die Stadt wollte in der Wiederherstellung der bildlichen Verherrlichung des Herrscherhauses ihre patriotische Gesinnung dokumentieren. Die Inschrifttafel fand man in einzelnen Bruchstücken wieder auf dem — Judenfriedhof. Peinlich! Denn wie kommt

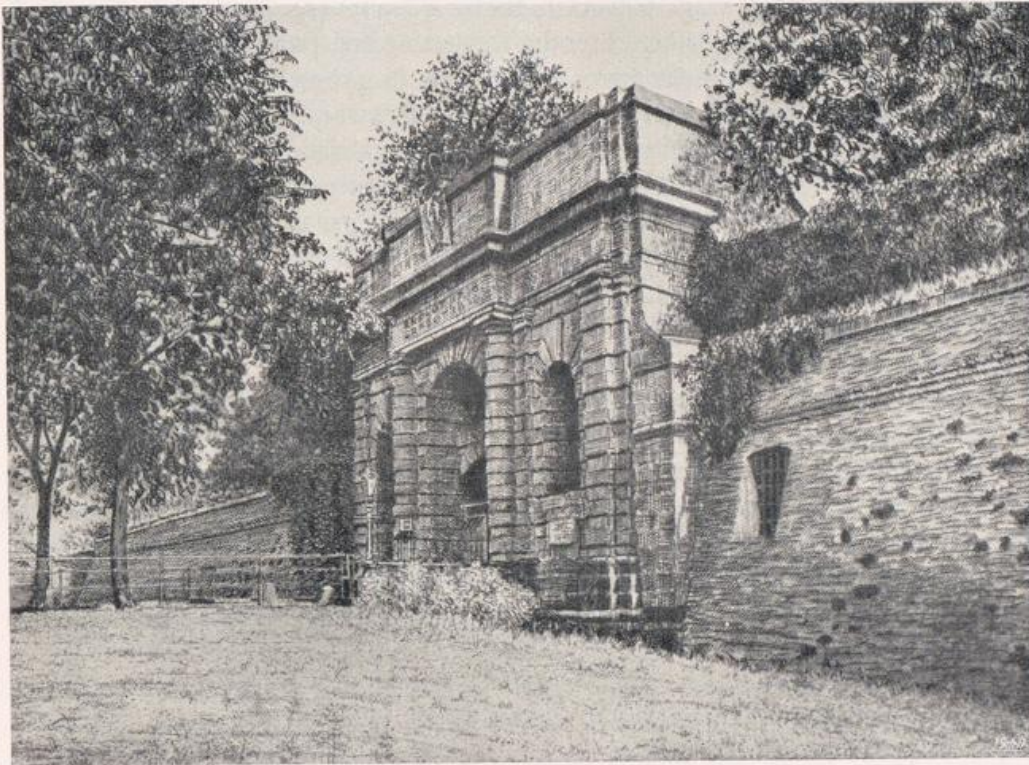


Wesel.

Das Klever Tor vor seiner Versetzung. Erbaut 1700.

Saul unter die Propheten? Die große Trophäe fand man in einer alten Zeichnung des 18. Jahrhunderts. Und danach ließ man sie säuberlich neu anfertigen. Das war um die 19. Jahrhundertswende. — Sonderbare „Denkmalpflege“! Wenn man die technischen Zeichnungen kennt, ersieht man sofort, daß diese kostspielige Wiederherstellung ganz überflüssig war! Der Vergleich der Bilder vor und nach der Wiederherstellung spricht künstlerisch durchaus nicht für die „Verbesserung“ (Bild S. 166)! Die Wirkung des Tores hat freilich auch durch das Aufschütten des Geländes eingebüßt, weil dadurch der Bau heute tiefer liegt als die Straßenführung. Früher erhob er sich stolz aus den Wallmauern heraus, als noch die Brücke über den Graben führte. Technisch ist übrigens die Toranlage nicht uninteressant. Der Durchgang fällt vom Innentor zum Außentor, und die Horizontalgliederungen der Wände passen sich dem Gefälle an. Interessant ist ferner die geschickte Art des inneren runden Kuppelbaus und seiner sorgfältigen Technik.

Wesel hat noch zwei andere künstlerische Erinnerungen an die einstige Preußenfestung: das Klever Tor vom Jahre 1700, das später an anderer Stelle und unter ganz anderen Höhenverhältnissen als Fassade eines Wachgebäudes wieder aufgebaut wurde, im Giebelrelief eine Verherrlichung des ersten Preußenkönigs (Bild S. 168); dann das Tor der Zitadelle vom Jahre 1718, einen wirkungsvollen, wichtigen Quaderbossenbau mit Säulen, Wandpfeilern, Attika und Seitennischen (Bild S. 169). Ähnlich dem Berliner Tor lehnen sich nach dem Inneren der Zitadelle zwei Seitenflügel an. Heute ist Wesels Zitadelle ein Trümmerhaufen. Wehmütig stolze Gedanken beschleichen einen an der Stätte: fünf Weltteile mit 32 Staaten waren



Wesel.
Eingang zur Zitadelle (1718).

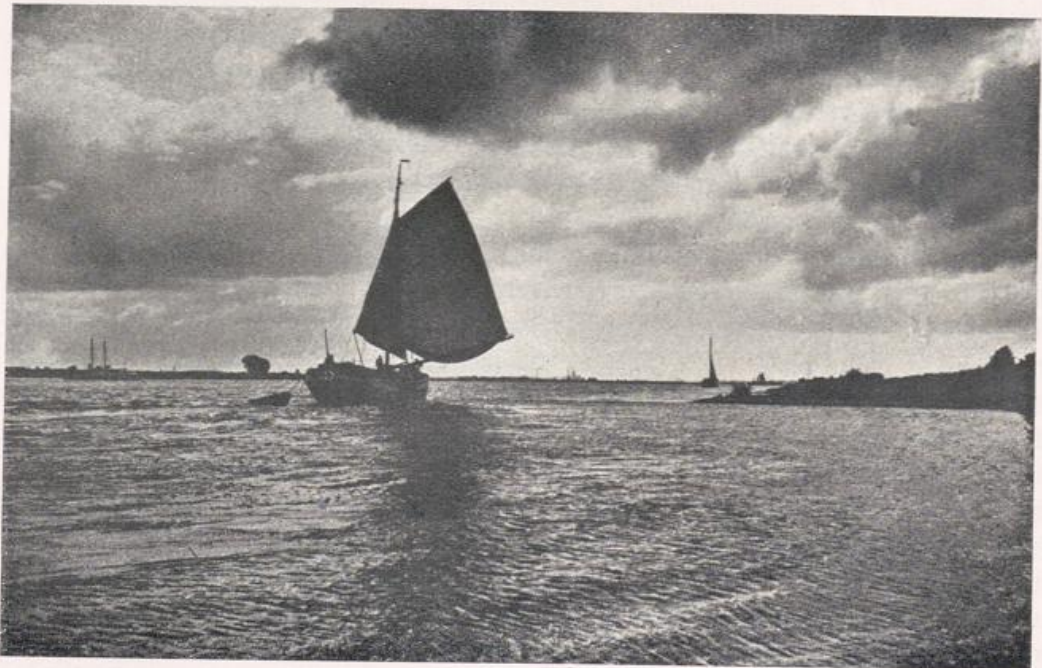
nötig, um Deutschland nach jahrelangem, übermenschlichem Heldenkampfe in Versailles wehrlos zu machen. Selbst die fortifikatorisch bedeutungslose Zitadelle in Wesel war dem vereinigten Erdball eine Gefahr! Gott sei Dank, daß wenigstens das Tor der Zitadelle erhalten blieb mit der Kasematte, in der die heldenhafte Schar der elf Schillschen Offiziere ihre letzte Nacht verbrachte!

Das alte Wesel ist nicht mehr.

Eigen ist einem zu Mute, wenn man heute durch die vereinsamten Straßen der früheren Garnison wandert. Seltsam verändert schauen einen die alten Denkmäler der ehemaligen Preußenfestung an, als wenn sie sich am Niederrhein nicht mehr recht wohl fühlten. So lange Wesel noch Festung war, hatten sie eine innere Bedeutung und einen stilistischen Hintergrund in der Garnison. Heute aber empfinden wir die Denkmäler für das stille Land am Niederrhein fremd und künstlerisch wenig bodenständig, wie den neuen Turm der Willibrordikirche oder ostelbische Landräte und ostelbische Gendarme am Rhein. Es ist das laut deklamierende Berliner Preußenpathos, das zu dem stillen Niederrhein nicht passen will, die schwülstige Verherrlichung eines prunksüchtigen Friedrichs I. von Preußen — war doch die künstlerische Prunkliebe eines Jan Wellem in Düsseldorf menschlich ansprechender! Der plastische Schmuck des Berliner Tores redet im barocken Stile des Berliner Hofkünstlers Andreas Schlüter. Jan de Bodt, von

Geburt Mecklenburger, war 1700 nach Berlin gekommen, dann nach dem Tode Friedrichs I. nach Wesel. Selbst unter der Regierung des sparsamen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelms I. tönt der barocke Schwung des königlichen Vorgängers und seiner Hofkünstler am Niederrhein weiter. Wie anders war doch jener zurückhaltend vornehmere Klassizismus, der am Ausgange des 17. Jahrhunderts aus dem benachbarten Holland die Bautätigkeit am Niederrhein anregte und in dem verwandten, benachbarten Münsterlande die schönsten Schloßbauten und Herrensitze schuf!! In diesen niederländisch-niederrheinisch-münsterischen Klassizismus und seine Anpassung an den Charakter des Landes läßt sich die Außenfassade des Berliner Tores mit ihrer kalten Prachtentfaltung nicht einreihen. Das fühlt man heute erst deutlich in Wesel unter den so völlig veränderten Verhältnissen.

Das alte Wesel ist nicht mehr, und der Ausgang der Geschichte der alten Feste lastet schwer über der Stadt. Wehmütig und voll ernster Gedanken verläßt man stromabwärts den früher so lebenslustigen Ort. Die Landschaft hallt diese Stimmung wieder, schwer, melancholisch, und der Fluß breit und müde; kaum, daß man der Insel im Strom achtet und entlegener Dorfkirchlein. Still ist es auf dem Strom geworden; selten, daß man einem fröhlichen Personendampfer begegnet, nur hier und da stumm vorüberfahrenden Schleppzügen oder einem einsamen Segler (Bild S. 170).



Der Niederrhein bei Xanten.

Vor uns im Strom eine bewaldete Höhe. Das ist der Fürstenberg. In früheren Zeiten floß der Rhein unmittelbar am Fürstenberg vorüber. Er hat einen Wasserlauf noch zurückgelassen. Es ist der „Alte Rhein“, und das Gelände zwischen ihm und dem neuen Strombett die „Bislicher Insel“ (Bild S. 171, 172).

Alter Rhein und Bislicher Insel sind ein Tier- und Pflanzenparadies, wie es das Land am Niederrhein nicht wieder besitzt, ja, es fragt sich, ob sonst noch in Deutschland ein in der Mannigfaltigkeit reiches Wasserrevier vorhanden ist. Die idyllische Stille im Schutze des Fürstenberges lockt die verschiedensten Vogelarten an, die hier ihre ungestörten Brutstätten finden: Stock-, Kneck- und Krickente, Bläßhuhn und grünschenkeliges Teichhuhn, Wasserrallen, Wiesenknarrer, Rohrweihen, Wiesenweihen, Bussard, Fluß- oder Fischaar, Rötelfalk, Sumpfohreule, Kiebitz, Regenpfeifer und Sumpfwasserrläufer, Bekassine und Brachvogel, Haubensteiβfuß, Zwergsteiβfuß, Kormorane, Fischreiher, Rohrdommel, Rohrspatz, Rohrdrossel, Eisvogel. Besonders interessant wird das Vogelleben auf der Bislicher Insel im Winter, wenn sich zahlreiche Wintergäste aus dem Norden dort aufhalten, u. a. der große Gänsesäger, die Schellente, Pfeifente, wilde Gänse in den verschiedensten Arten, Schwäne, die Löffelente und die mannigfachsten Sorten der Regenpfeifer. Die Bislicher Insel ist ferner, wie die „Landschaftsstelle für Naturdenkmalpflege am linken Niederrhein“ erklärt, „in botanischer Hinsicht ein wichtiges Dokument der Entstehung der Rheinflora des unteren Niederrheines. Sie ist ohne Frage als Naturdenkmal anzusprechen, nicht allein für den Kreis Mörs, für ihn ist sie einzigartig, sondern für den ganzen Niederrhein“. Dazu kommt der durch Geschichte und



Der „Alte Rhein“ bei Xanten.

Links der Fürstenberg. Rechts die Bislicher Insel (s. S. 172).

Legende verklärte landschaftliche Hintergrund des Fürstenberges. „Bei der Bislicher Insel handelt es sich um eines der schönsten Naturdenkmäler am Niederrhein“, schreibt der Ruhrsiedlungsverband. „Landschaftlich ist die nähere Umgebung Xantens und der Klever Gegend als die stimmungsvollste und am meisten charakteristische am ganzen Niederrhein zu bezeichnen“, urteilt der Provinzialkonservator der Rheinprovinz, der „die bisher noch in ihrer einzigartigen Schönheit und in der ganzen Ruhe der niederrheinischen Landschaft unverdorrene Umgebung Xantens“ preist.

Aber wie lange noch wird der Friede, diese idyllische Ruhe über dem einzigartigen Naturdenkmal, dem Tier- und Pflanzenparadies, schweben?

Eine fremde Gesellschaft baggert den Sand und Kies der Insel aus. Der Lärm der Maschinen wird die Vogelwelt vertreiben. Eine Drahtseilbahn ist über den „Alten Rhein“ geplant. Das Landschaftsbild wird dadurch bald wesentlich verändert und seines stimmungsvollen Reizes beraubt sein. Der Gemeinderat von Birten, der rechtsrheinische Kreis Rees, der Ruhrsiedlungsverband, der Provinzialkonservator der Rheinprovinz, die Landschaftsstelle für Naturdenkmalpflege am linken Rheinufer, die Bezirksstelle für Naturdenkmalpflege im Gebiete des Ruhrsiedlungsverbandes, der Rheinische Verkehrsverband, der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz und die Presse am Niederrhein suchten einmütig im Jahre 1926 die drohende Verunstaltung durch Eingaben zu vereiteln. Die



Die Bislicher Insel.

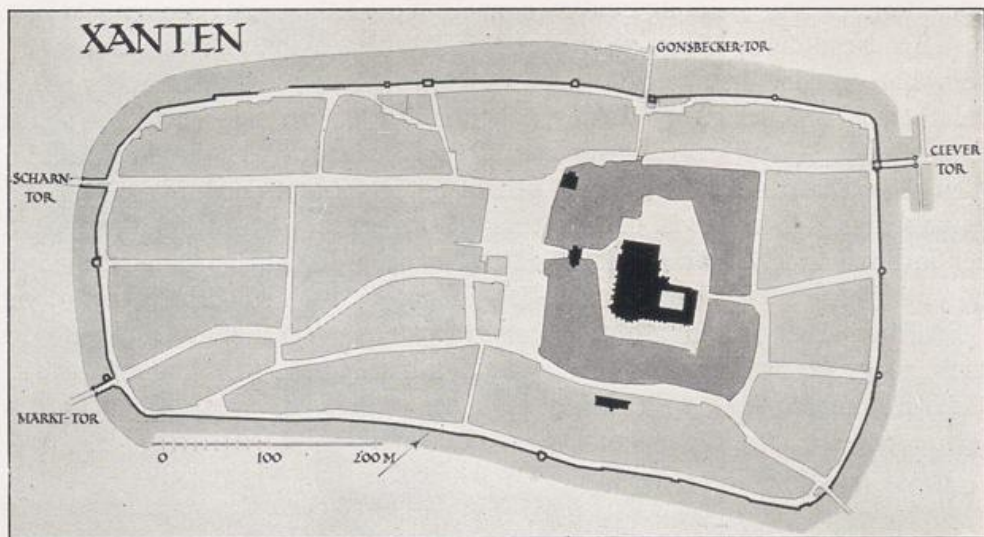


Xanten.

Ansicht von der Klever Landstraße vor der Wiederherstellung des Klever Tores.

Bislicher Insel sollte geschützt, d. h. zum Naturschutzgebiet erklärt werden. — Alles war vergebens!! Die oberste Berliner Preußische Aufsichtsbehörde entschied, trotz aller fachmännischer Gutachten, anders, wenn auch die „Deutsche Reichsverfassung“ in Artikel 150 feierlich erklärt: „Die Denkmäler der Kunst, der Geschichte und der Natur sowie die Landschaft genießen den Schutz und die Pflege des Staates.“ Bei der Berliner Entscheidung muß man an ein Wort Talleyrands denken, als Napoleon den unschuldigen Herzog von Enghien erschießen ließ: „Das ist schlimmer als ein Verbrechen, das ist ein Fehler!“ — Ein böser politischer Fehler an der rheinischen Bevölkerung! Und wieviel Fehler hat Berlin nicht am Rhein noch gutzumachen! „Wenn dem schwer geprüften Rheinland der Anteil am Verkehr im deutschen Vaterland, den es einst gehabt hat, wiedergewonnen werden soll, so ist es unbedingte Erfordernis, daß die charakteristischen „rheinischen Landschaftsbilder in unveränderter Schönheit erhalten bleiben. Als eines der einzigartigsten Landschaftsbilder, das überdies reich ist an geschichtlichen Erinnerungen, muß die Bislicher Insel gelten“, hatte der Rheinische Verkehrsverband gefordert. „Reich an geschichtlichen Erinnerungen“ — am Fuße des Fürstenberges steigt auf, die Rheinlandschaft weit und breit beherrschend, Dom und Schatzkammer des Niederrheins, der Viktorsdom zu Xanten (Bild S. 173 ff.).

Castra Vetera — Colonia Traiana — „Op de alde Burg“ — Stadt des hl. Viktors — Stätte der Jugendjahre des Helden der Niederlande, Siegfried — alles das umschreibt der Name Xanten, ze Santen, ad sanctos. Dort, wo der bewaldete Fürstenberg nach Xanten sich senkt, hatten Kaiser Augustus' Legionen gegenüber der Lippemündung am „Alten Rhein“ ihr befestigtes Lager Vetera. Das war der Hauptwaffenplatz gegen Germanien. Nach Vetera strömten die geschlagenen Legionen zurück nach der Varusschlacht im Teutoburger Walde. Hier fand man auch den heute im Bonner Provinzial-Museum befindlichen und mit dem Bildnis geschmückten Grabstein des Marcus Caelius von der XVIII. Legion, der im Varuskriege (bello Variano) gefallen war. Von Vetera aus unternahm Drusus Germanicus die weiteren Feldzüge gegen Germanien. Tacitus hat die Lage Veteras beschrieben. Sie hat bisher noch nicht ganz freigelegt werden können. Aber was der Spaten des Bonner Provinzial-Museums freigelegt hat, stellt größte Überraschung dar, das Prätorium und der reich angelegte Legatenpalast, deren rekonstruierte Modelle man im Bonner Museum bewundern kann. Das ist stilistisch der prächtige Hintergrund zu dem berühmten „Xantener Knaben“ im Berliner Museum. 70 n. Chr. hat die Wut der Bataver Vetera zerstört. Bei dem nahegelegenen Ort Birten ist heute noch die Anlage eines römischen Amphitheaters deutlich zu erkennen. Hier fand nach der Legende der hl. Viktor mit 360 seiner Getreuen den Märtyrertod. Nördlich vom Klever Tor soll sich eine noch größere römische Anlage ausgebreitet haben, größer auch als das heutige Xanten; kein Lager nur, sondern eine befestigte Stadt, in ihrer Mitte eine Burg. „Op de alde Burg“ nennt heute sich noch die Umgebung. War das die spätere Stätte fränkischer Könige, in der Siegfried seine Jugend verlebte? „In einer rîchen bürge, witen wol bekant, nidene bî dem Rîne, diu was ze Santen genant?“ Im Dom des hl. Viktors, dessen erster Bau, nach der Legende errichtet von der hl. Helena, schon im 5. oder 6. Jahrhundert unterging,



Xanten.

Die dunkler angelegten Teile die Immunität des Viktorsdomes. Vgl. Bilder S. 175 u. 176.



Der Dom zu Xanten.
Links die Michaelskapelle. Vgl. Bild S. 176.

dessen zweiter Bau der Normanneneinfall zerstörte, wurde Siegfried zum Ritter geschlagen. „Dô gie ze einem münster vil manec richer kneht und manec edel riter.“

Viktor und Siegfried verweben sich in der Volksvorstellung, und ihr Dom, geweiht durch Legende, Sage und Geschichte, nach dem Normanneneinfall noch dreimal durch Brand und Kriegswirren schwer heimgesucht, ersteht immer herrlicher als zuvor, beschenkt durch deutsche Kaiser und Könige. Das ist schon der sechste Bau, der vor uns aufragt. Über die roten Dächer der Bürgerhäuser hinaus wächst die stolze Westfassade der beiden Türme, der Rest des fünften Baus (1213), und das im Jahre 1263 begonnene gotische Kirchenhaus, das erst das 16. Jahrhundert vollendete. „Ein Kompendium der rheinischen Baugeschichte durch vier Jahrhunderte,“ wie Paul Clemen das Bauwerk nennt, das am Niederrhein nur noch durch den Dom zu Köln übertroffen wird (Bild S. 175 ff.).

Unweit der Mündung des Alten Rheines neben der Bislicher Insel legt unser Dampfer an. Über den kleinen Ort Beek führt uns der Weg landeinwärts. Hinter Dämmen der Dom. Die übrigen Türme des Stadtbildes wie kleine Schildwachen. Das gibt dem Dom den richtigen Maßstab. Höher und höher steigen die beiden Domturmriesen aus der Landschaft auf, den Blick festsaugend wie ein Magnet, bis sie beim Eintritt in die Stadt vorübergehend sich hinter den Bürgerhäusern des schmalen Straßenzuges verbergen, dann auf dem Marktplatz vor uns auf-



Xanten.

Torbau der Michaelskapelle vor dem Viktorsdom. Toreinbau in eine romanische Kirche 1472—1478 von Heinrich Blankebyl. Vgl. Bilder S. 175 u. 174.

ragen als beherrschender monumentaler Mittelpunkt einer Stadt für sich (Bild S. 174—176). Das ist ja auch der Viktorsdom mit der Immunität seiner alten Stiftshäuser; und darin liegt noch ein besonderer Reiz der Viktorstadt. Nach dem

Marktplatz und einer der angrenzenden Straße haben sich die alten Stiftshäuser einen schmucken Renaissanceerker oder behagliche barocke Gartenhäuschen gebaut, um hinausschauen zu können auf das größere Xanten (Bild S. 177); und gleich einer von Mauern umgebenen Stadt hat das Viktorsstift sich ein repräsentatives Stadttor errichtet, den Torbau der Michaelskapelle, den in den Jahren 1472—1478 Meister Gerard Vaick durch den Meister Heinrich Blankebyl aus Wesel ausführen ließ (Bild S. 176). Eine tiefe Nische, aus der früher das Bild des Salvators herabgrüßte, betont den tiefer gelegenen Durchgang. Eine gotische Balustrade darüber vermittelt den formalen Zusammenhang mit dem Dach der Kapelle. Zwei romanische Reliefs, Viktor und Gereon, sind die Schildwachen des Torbaus. Mit dem Tordurchgang wurde eine ältere romanische Anlage, die an der Westseite den schlanken Turm, im Osten die Chorapsis zeigt, aufgeteilt. Links vom Durchgang wurde eine Wohnung, rechts die Dionysiuskapelle eingerichtet. 1924 wurde hier eine höchst interessante romanische Wandmalerei des beginnenden 11. Jahrhunderts freigelegt, die Himmelfahrt der Enoch und Elias. Damit mag ein Anhaltspunkt des Alters der Kapelle vor dem Durchbruch gegeben sein. Die Innenansicht des Torbaus ist ähnlich mit Nische und Balustrade gegliedert. Links vom Durchgang führt eine Treppe durch einen Backsteinbau hinauf zu der im Obergeschoß gelegenen ehemaligen Michaelskapelle, die abgedeckt von einer geknickten Holztonne.

Aber man übersieht leicht die Rückfront des Torbaus, wenn man ihn zum ersten



Xanten.

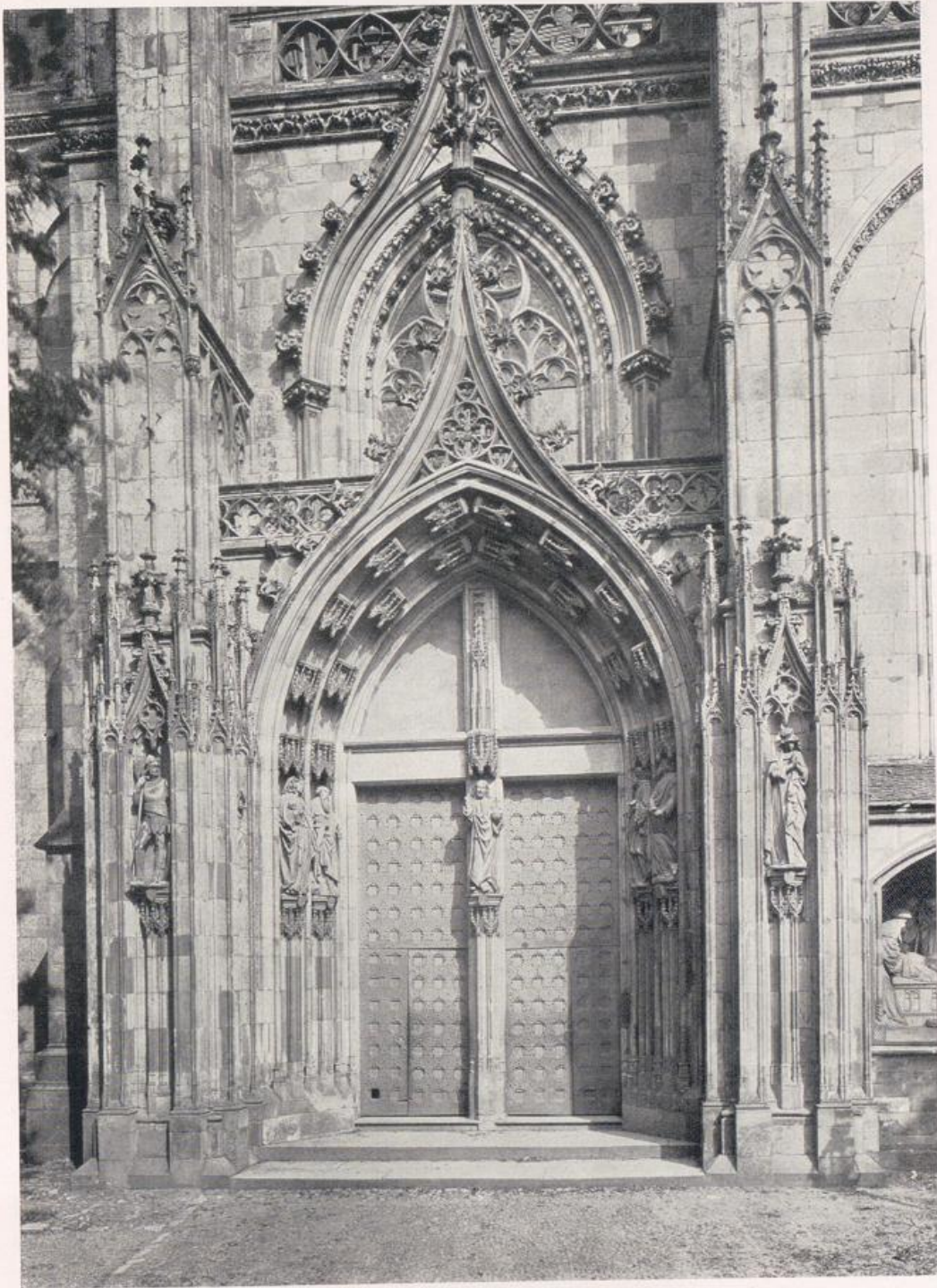
Alte Stiftshäuser der Domimmunität. — Vgl. Situationsplan S. 174.

Male durchschreitet, weil in der Achse des Durchganges der Viktorsdom sein bestes Stück der Außendekoration aufweist, das Südportal (Bild S. 179). Eine große, seitlich aufgestellte plastische Kreuzigungsgruppe weist direkt den Besucher auf das Portal. Kleinere plastische Gruppen der Stationsbilder, die es umgaben, sind ein glücklicher Maßstab für seine Wirkung. Ein Eselsbogen mit einer Kreuzblume hebt den Eingang aus den übrigen Achsen der Südfront heraus. Das Fenster darüber wiederholt krabbenbesetzt die Bogenform. Es hat sich auch sonst reichere Gliederung zugelegt als die anderen Fenster, ebenso die Strebepfeiler, die den Eingang einrahmen. Es ist das Werk des Dombaumeisters Johannes von Langenberg vom Jahre 1493. Unbesetzt ist der vorgesehene Figurenreigen unter den Baldachinen des Bogens. Von den alten Statuen sind nur noch erhalten der Salvator am Mittelposten des Portals, links Johannes und Petrus, rechts Paulus. Die übrigen Statuen sind neu.

Nachts flackert vor der Kreuzigungsgruppe geheimnisvolles Licht. Das ist ein Licht zu Ehren des Stifters des Kalvarienberges und der Stationsbilder, des Kanonikus Gerard Berendonck. Am Sockel der Kreuzigungsgruppe ist auch zur Erinnerung an den frommen Stifter eine Inschrifttafel angebracht, und vor dem Kalvarienberg sein Grabstein. Von seinem Häuschen neben dem Tor der Michaelskapelle konnte er in den Jahren 1525—1536 den Fortgang der Arbeiten seiner Stiftungen verfolgen. Leider hat man im Jahre 1771 die früher farbige Kreuzigungsgruppe grau übermalt. Aus derselben Zeit stammt auch das neue Gitter. Engel und Teufel warten auf die Seelen der beiden Schächer. Zwischen den beiden verrenkten Körpern der Schächer in würdevoller Ruhe der Herr, ihm zu Füßen die Gottesmutter und Johannes, Magdalena und der Stifter. Doch nicht die formale Einzelheit, als die Anordnung und Aufstellung und Beziehung zum Portal ist das Entscheidende der wirkungsvollen Gruppe. Sie ist aus dem Reigen der übrigen Stationsbilder herausgenommen worden, die in Nischen darstellen Christus am Ölberg, Ecce homo, die Grablegung und Auferstehung des Herrn, zu Stein gewordene kirchliche Passionsspiele des ausgehenden Mittelalters, und es ist interessant, wie plastische Komposition, Raumdarstellung und naturalistische Charakterdarstellung sich einigen.

Links vom Südportal steigt die gewaltige Westfassade auf wie ein Werk aus einem Guß, in das man später nur das hohe gotische Mittelfenster eingebrochen hat (Bild S. 181). In Wirklichkeit war man weit über 300 Jahre, von 1190 bis etwa 1530 an dem Ausbau der Westfassade tätig, und unbekümmert der gotischen Formensprache des Langhauses baute man noch im 16. Jahrhundert in überkommenen romanischen Formen an den Westtürmen weiter. Über die an sich verwickelte Baugeschichte des Viktorsdomes, seine Künstler und die ganze Bauführung sind wir, wie bei keinem anderen Bauwerk der Rheinlande, genau unterrichtet durch Pater Stephan Beissels grundlegende Studien vom Jahre 1889.

Von dem fünften Bau der Viktorskirche sind noch erhalten die drei unteren Geschosse des Turmpaares bis zur Höhe des Bogenansatzes des großen gotischen Mittelschiffsfensters. Die um 1190 begonnenen Türme des Meisters Berthold waren bis zu der Höhe im Jahre 1213 vollendet und mit einem Giebelabschluß bedacht.



Xanten.

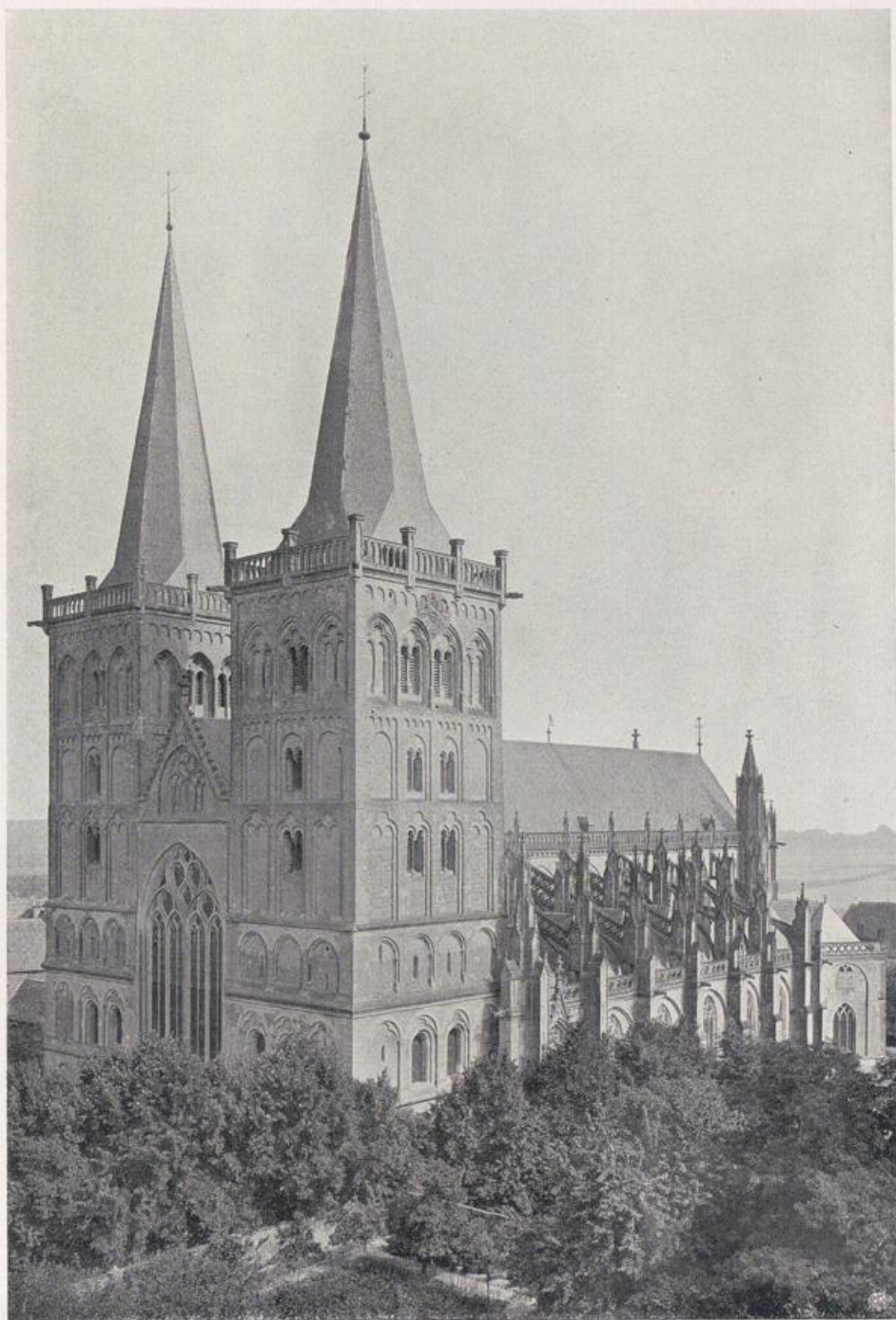
Südportal des Viktorsdomes. Erbaut 1493 von Johannes von Langenberg.

Die Bogenfolge des zweiten und dritten Geschosses muß man sich in damaliger Zeit über das Mittelschiff fortgesetzt denken. Unter dem späteren gotischen Spitzbogen war ein Rundfenster vorhanden, „fenestra rotunda“, wie Stephan Beissel nachwies. Vergleicht man die Westfassade der Pfarrkirche zu Andernach (II, S. 83) mit dem so rekonstruierten Bauwerk, dann hat man einen sehr nahen Verwandten des älteren Viktorsdomes, nicht allein in der Anordnung der durch Horizontalgesimse getrennten Geschosse und dem Zusammenfassen von Türmen und Mittelschiff, auch in der Gliederung: unten einfache Rundbogenblenden, darüber Kleeblattblenden, darüber eingelegte Säulen mit Rundstabblenden. Das 13. Jahrhundert baute den Südturm mit zwei neuen Obergeschossen aus, aber ohne die scharfe Horizontaltrennung der drei älteren Geschosse. Aufbau und Gliederung werden leichter, die Blenden gestelzter, elastischer. Nach einem Brande vom Jahre 1373 wird von 1378—1380 durch Meister Konrad von Kleve das oberste Geschoß des Südturmes aufgesetzt, das noch reichere Blendformen im Übergangsstil entwickelt. Als dann 1493 Meister Johannes von Langenberg das nördliche Seitenschiff des Langhauses vollendet hat und 1516 das Mittelschiff ausgewölbt ist, mußten auch Nordturm und Mittelschiffsfassade erhöht werden, um Anschluß an das Langhaus zu gewinnen. 1517 wurde das hohe gotische Mittelfenster eingebrochen. Hier hatte man in der äußeren Fassadengliederung der inneren Raumgestaltung Rechnung zu tragen. Die drei oberen Geschosse des Nordturmes, um die gleiche Zeit entstanden, passen sich aber ungeniert den für das 16. Jahrhundert veralteten romanischen Gliederungen des Südturmes an. So entstand die einheitliche Wirkung des Westkörpers.

1263 — acht Jahre nach Altenberg, fünfzehn Jahre nach Köln — legt man den Grundstein zu einem ausgedehnten gotischen Neubau. Stiftspropst von Xanten war damals Friedrich von Hochstaden, der Bruder des großen Erzbischofs Konrad von Köln, des Gründers des Kölner Domes. 1396 lernen wir einen Meister Gerard von Köln als leitenden Baumeister kennen, am Ausgange des folgenden Jahrhunderts die Kölner Meister Adam, Johann von Frankenberg, den damaligen Kölner Dombaumeister, und Johann von Langenberg. Wie der Kölner Dom, so wurde auch die Viktorskirche zu Xanten fünfschiffig, und der Westbau in die Raumwirkung des Langhauses nach Innen einbezogen. Aber dennoch ist der Xantener Dom nicht in Abhängigkeit zu bringen von der Kölner Dombauhütte. Gemeinsam war ihnen wohl die Sprache der Gotik, aber ihre rhythmische Behandlung war ganz verschieden im Außen- wie im Innenbau. Auch in der Gesamtanlage besteht ein wesentlicher Unterschied: Xanten hat weder Querschiff noch Chorumgang; die Choranlage geht auf ganz andere Anregungen zurück.

Wie in Köln und Altenberg begann man den Neubau mit dem Chor und rückte langsam nach Westen vor. Das Chor der letzten romanischen Kirche wurde erst 1398 niedergelegt. Die übrigen Teile bis auf die Westtürme blieben sogar bis zum Jahre 1487.

Streng in Aufbau und Formen früher Gotik steigt das fünfseitige Mittelschiffschor auf, schlicht die Strebepfeiler und das Maßwerk der zweigeschossigen, von Blendbogen eingefassten Fenster (Bild S. 182). Das laubgeschmückte Dachgesims,



Der Dom zu Xanten.

Südturm: Die drei Untergeschosse 1213. — 4. u. 5. Geschoß 13. Jahrhundert. — Obergeschoß 1378—1380. — Galerie 1529. — Turmhelm 1389.
 Nordturm: 1.—3. Geschoß 1213. — 4. u. 5. Geschoß um 1515. — Obergeschoß 1522. — Galerie 1529. — Turmhelm 1525.
 Mittelschiffsfassade: Großes Fenster 1517. — Giebel 1520.
 Langhaus: Chor 1263—1311. — Ausbau der Langschiffe vollendet 1516.



Xanten.

Chor des Viktorsdomes 1263—1311.

die Balustrade mit den einfach verzierten Fialen über den Wasserspeiern bilden den schönen Stirnschmuck. Zwei polygonale, schlanke Treppentürme rahmen das Mittelschiffchor ein. Ihre spitzen Helme steigen über die Fialen hinaus und haben auch reichere Gliederung erhalten. Im ganzen aber behält die Ostpartie den herben Charakter. Die Turmhelme der Westfassade im Hintergrunde und das Mittelschiffsdach geben dem Eindruck des rassigen Aufstrebens noch eine besondere Note. Man könnte glauben, eine spätmittelalterliche Burg vor sich zu haben, zumal links, d. h. an der Südseite, ein breit übereck gestellter Anbau das Seitenschiff verdeckt. Der Anbau, die frühere Sakristei, ist erst nachträglich, in den Jahren 1519—1530, entstanden. Mittelschiffs- und die beiden anliegenden Seitenschiffschöre und je ein folgendes Gewölbejoch im Inneren waren aber schon 1311 vollendet und sind das Werk des ersten Baumeisters Jacobus (Bild S. 182).

Die drei Fensterachsen westlich der ehemaligen Sakristei des südlichen Seitenschiffes hat ein zweiter Meister Jacobus 1359 vollendet, und die entsprechenden Gewölbejoche des Mittelschiffes und der beiden inneren Seitenschiffe Meister Gisbert von Cranenburg erst 1437. In der Zeit von 1483 bis 1493 bauten die Meister Gerard Loemer, Wilhelm Backerwerd aus Utrecht und Johann von Langenberg die westlichen Seitenschiffsjoche bis zu den Westtürmen. Die entsprechenden Mittelschiffswölbungen und das Strebssystem führte Johann von Langenberg von 1507 bis 1516 aus.

Mehr denn 200 Jahre waren seit der Vollendung des Chores des Mittelschiffes und der beiden Seitenschiffe vergangen. Ganz unvermeidlich hatte die lange Spanne Zeit mit dem Wechsel der verschiedenen Baumeister am Langhause ihre deutlichen Spuren hinterlassen. Ja, schon der Zeitlauf eines halben Jahrhunderts der ersten Bauperiode, des Ostchores von 1263—1311, macht sich bemerkbar: das Maßwerk des westlichen Fensters des Obergeschosses wird reicher. Bei den beiden jüngeren Jochen westlich des äußeren südlichen Seitenschiffschores werden Strebepfeiler, Fialen, Brüstung und Maßwerk noch abwechslungsreicher entwickelt, und wieder anders an den dann folgenden Jochen bis zu dem reich geschmückten Südportal, das uns in das Innere des Domes einladet (Bild S. 179, 175).

Diese Fülle malerischer Durchblicke in dem Stützenwald des fünfschiffigen Inneren, der mit jedem Schritt ein neues Bild vorzaubert (Bild S. 183). Hatte man

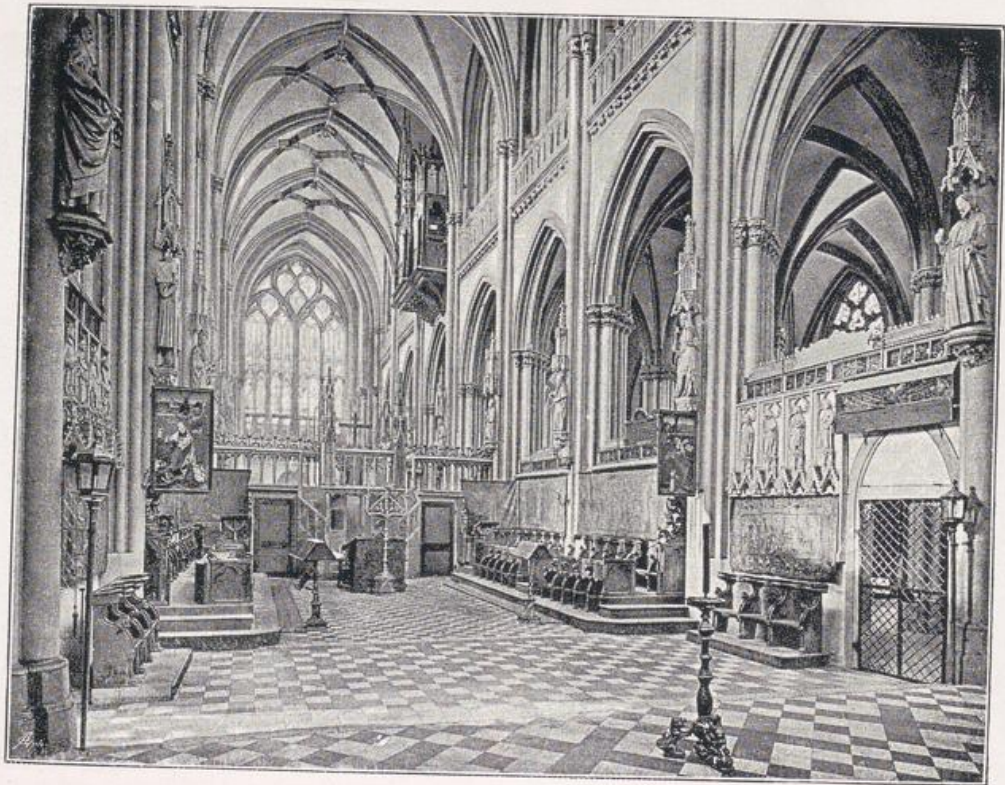


Viktorsdom zu Xanten.

Links: Blick auf Chor und Lettner.

Rechts: Blick in die beiden südlichen Seitenschiffe.

außen bewundert, wie die Baumeister den Anschluß des gotischen Langhauses an den romanischen Turmbau gefunden hatten, so ist man im Inneren überrascht von der einheitlichen Raumwirkung (Bild S. 185). Man hatte lange über den inneren Anschluß beider Teile nachgedacht. Zweimal hatte man sich von Meister Heinrich Blankebyl aus Wesel beraten lassen. Dann rief man noch Meister Adam aus Köln und den Kölner Dombaumeister Johann von Frankenberg und andere Meister heran. Aus dieser Baumeisterversammlung entstand die heutige Lösung. Die Gewölbe des Langhauses lagen höher als die romanischen des Westbaus. Man beseitigte die romanischen, führte die gotischen durch und schuf 1517 das große Mittelfenster zwischen den Türmen (Bild S. 184 u. 181). Sonst suchte man den alten Bestand möglichst beizubehalten. Die spätromanischen Wandgliederungen, das Lockern der Masse durch Nischen, Umgänge und Säulenstellungen kamen gotischem Formempfinden entgegen (Bild S. 185). So geschickt ist der Zusammenschluß gelungen, daß der spätere Umbau anfänglich gar nicht auffällt. Nur eines stört empfindlich: die grelle bunte Glasmalerei des großen Fensters. Doch das ist ein unglückliches Geschenk Berlins vom Jahre 1871. Aber trotz der einheitlichen Raumwirkung kann man auch hier, wie am Außenbau, die einzelnen, zeitlich getrennten Bauphasen an Gesimsen, Profilen und Bauschmuck erkennen, vor allem an den Gewölben, die bis zum Lettner einfache Kreuzform zeigen, dann reichere Sternform annehmen.

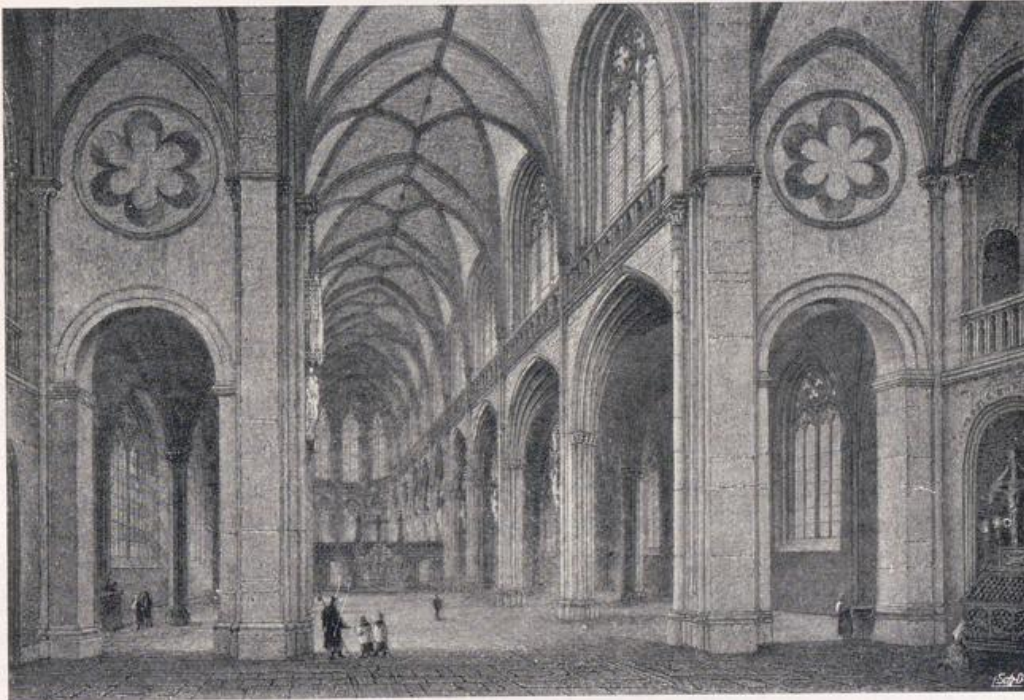


Viktorsdom zu Xanten.

Blick aus dem Chor auf das Westfenster (vgl. Bild S. 181).

Dem Dom zu Köln gegenüber (Bild II S. 53 u. 61) geht im Viktorsdom zu Xanten ein ganz anderer Atem durch den Raum (Bild S. 185). Es ist nicht das Himmelanragende der ungehindert ansteigenden Pfeiler und Dienste. Es ist der Atem der niederrheinischen Ebene. Das Brüstungsgeländer vor den Fenstern des Obergadens im Mittelschiff drückt absichtlich den Raum. Man fühlt so mehr die zusammenfassende Breite der fünf Schiffe (Bild S. 183). Auch die Schmuckfreudigkeit des Südportals kehrt im Inneren nicht wieder. Das ist ebenfalls charakteristisch für das Land am Niederrhein, das die Ausschmückung einer Kirche überläßt den farbigen Fenstern und den geschnitzten Altaraufbauten und ihren gemalten Außenflügeln (Bild S. 183). Man stellte die Altäre mit Vorliebe vor die Pfeiler. Die Linien der Gewölbe und Dienste führten das Auge von selbst zu diesen Schmuckstücken, und die Klarheit des sonst schmucklosen Inneren war der günstige Hintergrund für die Ausstattung. So muß man sich auch die übrigen, heute mehr oder weniger kahlen Kirchenbauten am Niederrhein vorstellen. Doch die Wellen des niederländischen Bildersturmes vom Jahre 1556 haben sie ihrer Schätze beraubt. Seitdem ergoß sich grelles Tageslicht durch helle Fenster auf trostlose Nüchternheit. Wenn das 19. Jahrhundert neue farbige Fenster schaffen wollte oder einen neuen reichen Hochaltar errichtete, so war es künstlerisch meist unglücklich geleitet. Xanten und Kalkar blieben dagegen vom Bildersturm verschont. Das gibt beiden Kirchen die eigene Stellung am Niederrhein.

Xanten ist noch reich an alten Glasmalereien, wenn man sie zum Teil auch restaurieren mußte. Im Chor sind sogar hinter dem Hochaltar noch zwei Stücke aus

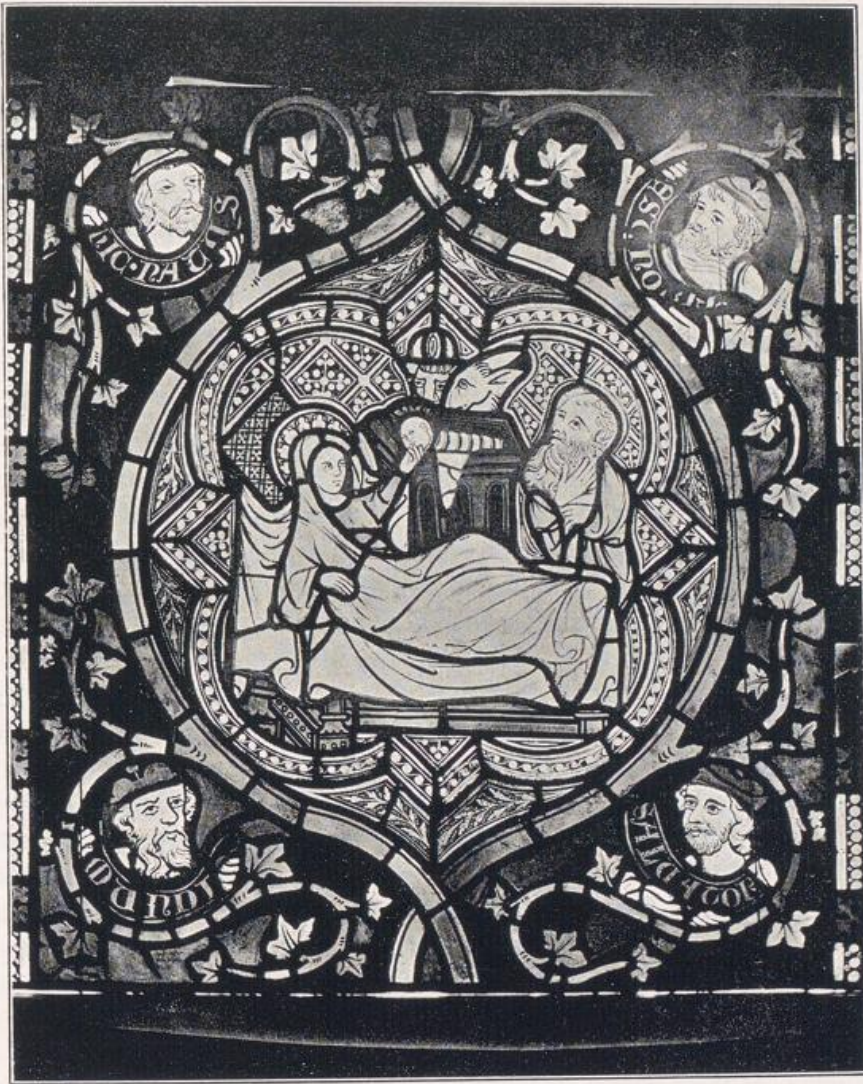


Viktorsdom zu Xanten.

Blick aus dem romanischen Westbau (vgl. Bild S. 181) in das gotische Langhaus.

der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erhalten, die zu den ältesten Glasmalereien in den Rheinlanden zählen und die an die kostbaren Darstellungen in St. Kunibert zu Köln erinnern (vgl. II, S. 224, 225), Christi Geburt und die Anbetung der Könige in Medaillons, umgeben von je vier Brustbildern, grün stilisierte Ranken auf rotem Grund (Bild S. 187), und auf rot gemustertem Grunde mit blauem Geflecht drei Medaillons der Geißelung, Kreuztragung und Kreuzigung. In den übrigen Chorfenstern figürliche Darstellungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Stimmungsvolle Grisaillemalerei des 15. Jahrhunderts und weitere figürliche Darstellungen im Obergaden des Chores und Langhauses. Jetzt erst merkt man, unangenehm berührt, deutlichst, wie empfindlich störend das große Mittelfenster vom Jahre 1871 im Westen wirkt (Bild S. 184).

Nicht weniger als 22 Altäre zählt heute noch St. Viktor außer dem Hochaltar. Eines jeden Lieblingsheiliger hatte hier, wohl organisiert, eine eigene Stätte der Verehrung gefunden. — Die St.-Sebastianus-Schützenbruderschaft betete zu St. Sebastianus, die Schustergilde zu St. Crispinus und St. Crispinianus, Bäcker und Brauer zu St. Stephanus, der hl. Antonius war der Patron des Schweinezüchters usw. — Dadurch ist St. Viktor heute einzigartig geworden am ganzen Niederrhein und weit darüber hinaus. Da sind künstlerische Prachtstücke, die allein schon eine Reise nach Xanten lohnten. Doch wie wenig bekannt sind im Grunde die Schätze von Xanten und Kalkar, und was damit zusammenhängt am Niederrhein! — „Dom und Bildwerke“ zu Bamberg und Naumburg haben in den letzten Jahren seitens des „Deutschen Kunstverlages“ zu Berlin vorbildliche Veröffentlichungen mit geradezu meisterhafter Bildausstattung gefunden, die über ganz Deutschland verbreitet sind, und die das kunstliebende Ausland bewundert! Aber „seit den Zeiten der Romantiker und Rheindichter“, so schreibt Jakob Kneip im Jahre 1922, „gab es in den Rheinlanden keinen einzigen großzügigen Buchverlag, keine Zeitung oder Zeitschrift, die die Geister sammelte und so der Kultur des Westens Ausdruck gab. Frankfurt mit seiner geistig überaus regen, hochstehenden Zeitung und einem guten Buchverlag war schon mehr östlich gerichtet.“ Kann es da wundernehmen, daß uns noch immer fehlt (wenn nicht ein findiger, geschäftstüchtiger Berliner auf den klugen Einfall kommt) eine große Bildveröffentlichung vom Viktorsdom zu Xanten und den niederrheinischen Bildnern in einer Weise, wie sie Naumburg und Bamberg zuteil wurde? Ich denke dabei in meiner rheinischen Heimat, dem erdrückend kunstreichsten Lande Preußens, das von der Römerzeit bis in die Gegenwart eine lückenlose Kunstgeschichte aufweist, auch an Dom und Münster zu Trier und Aachen und andere historische Baudenkmäler und an modernes Bauschaffen, das in keinem anderen Lande Deutschlands so rege und interessant tätig ist. Der streng gläubig katholische, prächtige Rheinländer und Patriot Jakob Kneip wird noch deutlicher: „Ja, man kann noch weiter gehen und sagen: Der ganze katholische Volksteil Deutschlands, und daran denke ich bei der Besprechung des Westens vor allem, besaß damals und besitzt heute (1922 u. 1924) den vielen nichtkatholischen Verlagsfirmen Deutschlands gegenüber kein einziges Unternehmen, das unbeengt und unabhängig von der Kirche in großzügiger Weise arbeitet.“ — Doch das nur ganz nebenbei und unter uns gesagt. — Den Kunstbesitz der Xantener Viktorskirche ausführlicher dar-



Viktorsdom zu Xanten.

Glasfenster im Chor. 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts.

zustellen, würde im Rahmen dieser „Kunstreise auf dem Rhein“ zu weit führen. Nur zur Orientierung in der Fülle seien die einzelnen Altäre in ihrer Reihenfolge, beginnend im nördlichen Schiffschor, hier aufgeführt. Im Chor des nördlichen inneren Seitenschiffes der Barockaltar der hl. Katharina vom Jahre 1644, im Chor des äußeren Seitenschiffes mit seinen gewundenen Säulen der Nikolausaltar von 1654, dann eines der Prachtstücke der Viktorskirche, der Antoninusaltar, eine bewundernswerte Schnitzarbeit vom Ausgange des 15. Jahrhunderts. Unter reich geteilten Baldachinen zwischen fünf Säulen die Statuen der Heiligen Hieronymus, Thomas, Dionysius, Antonius, Maria Magdalena und eines Apostels. Das Ganze eingefasst von kunstvoll geschnitztem Rahmenwerk der Wurzel Jesse. Unten der schlafende Stammvater, in den Ranken die Vorfahren Christi, hoch oben die Jungfrau.

Der sogenannte „Meister von Kappenberg“ bereicherte um 1500 diesen niederrheinischen Schnitzaltar mit den farbenprächtig bemalten Klappflügeln der Darstellung des Lebens des hl. Antonius. Auch für den folgenden Martinusaltar schuf der Meister von Kappenberg tonige Seitenflügel von großer Schönheit. Das geschnitzte Mittelstück wirkt leider durch neue Bemalung etwas aufdringlich: der hl. Martinus zu Roß, unter breitem Baldachin, eine köstliche Arbeit vom Jahre 1478. Von den Seitenfiguren sind nur alt der hl. Bartholomäus und die Bischofsfigur mit dem Lamm. Beim Clemensaltar rahmen zwei spätgotische Statuen der hhl. Crispinus und Crispinianus ein Bild der Geburt des Johannes von 1667, eine flandrische Arbeit der Rubenszeit, ein. Der Quirinusaltar mit der Statue des Heiligen ist 1717 erneuert worden. Barock eingefaßt das Bild des hl. Mauritius, oben das Bild des hl. Severinus mit dem Weberschiffchen. Auch der Johannesaltar ist später verändert oder neu zusammengestellt worden. Ein gotischer Unterbau mit plastischen Darstellungen der Geburt und Anbetung und die beiden einrahmenden Johannesfiguren, dann hoch oben die Madonna, Arbeiten um 1500. Als Abschluß des Aufbaus eine prächtige Johannesschüssel, eine spanische Fayence vom Ende des 15. Jahrhunderts. Als Altarbild ein Gemälde der Enthauptung des Täufers. Der Barbaraaltar, eine plastisch lebendige barocke Einrahmung vom Jahre 1668 einer schönen Barbarastatue vom Ende des 15. Jahrhunderts. Der Laurentius- und Stephanusaltar von 1680, der Apostelaltar, ebenfalls vom Ausgange des 17. Jahrhunderts, und der Bonifatiusaltar von 1696 sind wieder reiche barocke Rahmenaufbauten.

Vor dem Lettner drei Altäre (Bild S. 183 a). Links der Helenaaltar vom Anfang des 16. Jahrhunderts mit den Statuen der Heiligen Helena und Apollonia, der brutal die Zähne ausgestoßen werden, und Papst Urban. In der Mitte der Sakramentsaltar von 1657, ausgezeichnet mit den Tragefiguren des Glaubens und der Hoffnung dem gotischen Lettner angepaßt. Rechts der Drei-Königen-Altar von 1659 mit dem Bild der Anbetung in einem barocken Aufbau und den Statuen des Jakobus und Paulus. Auch im Mittelschiff sind die beiden Barockaltäre von 1740 und 1753 geschickt um die Pfeiler komponiert worden (Bild S. 183 b).

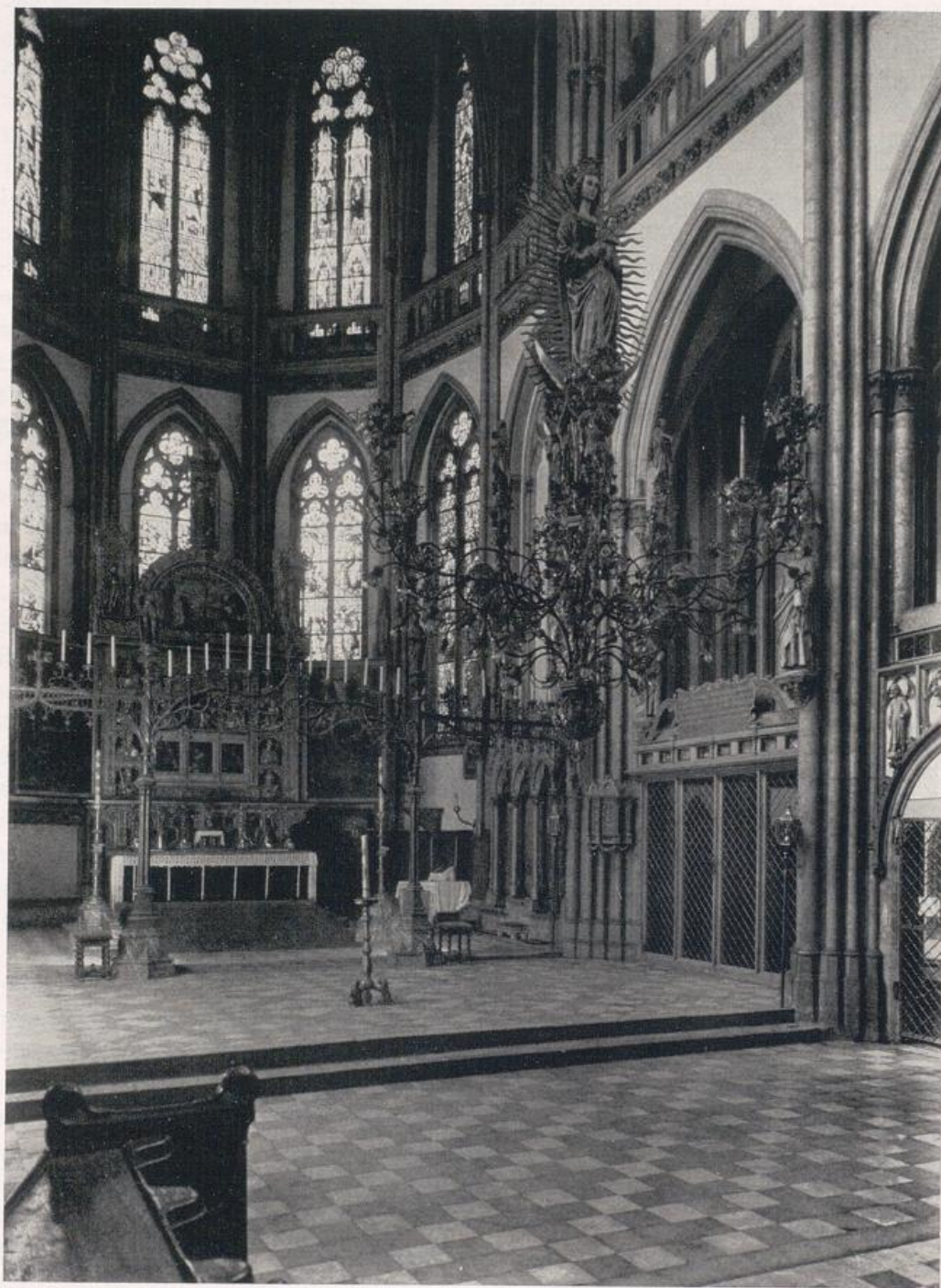
Im südlichen Seitenschiff stehen hintereinander an den Pfeilern die beiden Prachtaufbauten, die uns gleich beim Eintritt durch das Südportal begrüßten, der Märtyrer- und der Marienaltar (Bild S. 183 b). Der Märtyreraltar vom Jahre 1525 ist Antwerpener Herkunft. Antwerpen versorgte damals massenweise das Rheinland, die deutschen Küstenstädte, Dänemark, Norwegen, Schweden und Spanien mit solchen geschnitzten Aufbauten, die übrigens meist die gleichen Darstellungsthemen behandeln, und die erkenntlich sind an der Antwerpener Handelsmarke der ausgebreiteten Hand. Der Xantener Altar zählt zu den besten und reichsten dieser virtuos geschnitzten Arbeiten und ist so überreich bearbeitet, daß das Auge sich zunächst in dieser Überfülle nicht zurechtfindet und nur den allgemeinen dekorativen Eindruck bewundert. Im Unterbau links das Martyrium des hl. Erasmus, rechts das Martyrium der Zehntausend, in der Mitte die Büste eines der 10 000 Märtyrer zwischen den Statuen der Heiligen Gereon und Viktor. Über der Märtyrerbüste sitzt Jesse auf seinem Thron, umgeben von den vier schriftbänderhaltenden Propheten.

Aus Jesses Schoß wächst der Stammbaum auf und rahmt ein mit den Vorfahren Christi in Rankenwerk den hohen mittleren Aufbau des Altars mit der Kreuzigungsgruppe. Um diesen Mittelbau gruppieren sich die Szenen der Geburt, Beschneidung, Anbetung, Darstellung, Kreuztragung und Kreuzabnahme. Die hohe Kreuzigungsszene weiß geschickt die Linien der Seitenszenen aufzunehmen und dadurch der anfänglich verwirrenden Vielheit der Darstellungen einen beherrschenden Mittelpunkt zu geben.

Übersichtlicher in der architektonischen Anordnung ist der Marienaltar und klarer die Darstellung der acht plastischen Szenen, die sich um eine Madonnenstatue gruppieren. Nach vlämischem Vorbilde wird der ganze Aufbau wieder vom Stammbaum Christi umrankt. Das ist ein Wunderwerk der Bildschnitzkunst. Im Unterbau Jesse, Salomo und David in einem erfindungsreichen Rankengeflecht. Der Altar vom Jahre 1525 ist das Werk des Heinrich Douvermann von Kalkar und seines Sohnes Johannes. Des Jüngeren Hand ist deutlich zu erkennen. Die Mittelstatue hat ein anderer gleichzeitiger Meister geschaffen, die gemalten Seitenflügel um 1555 Rudolf Loesen aus Antwerpen. Vor dem nächsten Pfeiler steht der barocke Agathaaltar von 1681, dann der großfigurige Matthiasaltar, ungefähr um dieselbe Zeit entstanden wie der Marienaltar. Den Schluß des Altarreigens im südlichen Seitenschiff bildet der schlichte barocke Kreuzaltar von 1716 im äußeren Seitenschiffschor (Bild S. 183 b).

Doch das ist alles nur Vortakt zu der herrlichen Ausstattung des Chores, das durch hohe Schranken und den Lettner wie eine geschlossene Kapelle sich aus der Kirche absondert (Bild S. 183 a, 190 u. 184). Wie durch ein Wunder ist alles noch ziemlich an alter Stelle vorhanden, was frommer Sinn in 500 Jahren an Kostbarkeiten in diesen stimmungsvollen Raum getragen hat. Stephan Beissel sagt, daß, wenn die alten Stiftsherren von St. Viktor mit ihrem Stiftspropst wiederkämen, sie wie früher ihren gewohnten Platz im Chorgestühl einnehmen könnten und kaum etwas an der alten Ausstattung vermissen würden. In der ehemaligen Sakristei, dem Anbau an den südlichen Seitenschiffschören, würden sie unter den gemalten Gewölben auch noch die besten Stücke ihrer alten Prachtgewänder vorfinden, zwar nicht mehr alles, aber sie würden doch erstaunt sein, daß noch so vieles nach Jahrhunderten erhalten ist, was den Reichtum und die frühere Bedeutung des Viktorisstiftes treffend widerspiegelt. Wenige Kirchen Deutschlands können wetteifern mit dem Paramentenschatz zu Xanten, der beginnt mit der Kasel des hl. Bernhards aus dem 11. Jahrhundert, dann eine Herrlichkeit der Textilkunst an die andere reiht. Das mag man genauer verfolgen in Clemens „Kunstdenkmäler des Kreises Mörs“, wo auch der reiche Kirchenschatz an Elfenbeinen und Metallarbeiten ausführlich beschrieben wird. Hier sei nur ganz kurz noch die Ausstattung des Chores erwähnt.

Prächtig dem gotischen Chorrund angepaßt der jüngere Renaissancehochaltar, der den früheren gotischen ersetzen sollte (Bild S. 190). 1553 hatte Wilhelm von Roermond aus Köln den Altarschrein mit den Renaissanceornamenten der Pilaster und Querbänder vollendet. Im folgenden Jahre arbeiteten Heinrich und Johannes Douvermann an den versilberten Büsten der Heiligen und Märtyrer und den



Chor des Viktorsdomes zu Xanten.

Statuen des Aufsatzes. Als Mittelstück des Altares wurden beibehalten der Viktorsschrein von 1129, der älteste der in den Rheinlanden vorhandenen mittelalterlichen Schreine, und darunter die große goldene Tafel des Erzbischofs Bruno von Köln († 965), Kaiser Ottos I. Bruders. Leider ist die Tafel ein Opfer der französischen Revolution geworden. Man hat später die Lücke im Altar durch Bildnisse ersetzt. Gleichzeitig, als die beiden Douvermann die Büsten schufen, malte Barthel Bruyn aus Köln die farbenprächtigen Doppelflügelbilder aus. Ein spätes Sakramentshaus (1714) und ein gotischer Dreisitz aus dem 14. Jahrhundert flankieren an der Nord- und Südseite den Altar. Tonig schöne Teppichwirkereien des 15. Jahrhunderts bekleiden die Apsiswand. Der herrliche Leuchterbogen mit den Statuen der heiligen Viktor und Helena und der Madonna schließt, gleich einem Lettner, das Chorrund ab, ein Meisterwerk der Metallkunst aus Maastricht (1501). Chorgestühl begleitet die Wände des Chorlanghauses bis zu dem Lettner (Bild S. 184). Zunächst links und rechts je ein Dreisitz (15. Jahrhundert), über ihnen Gobelins und unter kleinen Baldachinen eine plastische Figurenfolge Heiliger, Arbeiten des Xantener Dombaumeisters Jacobus (1360). Imposanter das lange, schwere, doppelreihige Gestühl mit belustigenden Einfällen von Tierdarstellungen. Die großfigurigen Wandteppiche darüber, eigens für den Zweck geschaffen, sind ganz hervorragende flandrische Arbeiten des beginnenden 16. Jahrhunderts, im Ton die Stimmung der Glas- und Tafelmalerei weiter spielen lassend.

Das schwere Lesepult des Rokoko (1750) vor dem Lettner weiß sich mit seinem Ornament ausgezeichnet der Gesamtstimmung der Ausstattung anzupassen, und nicht weniger das Gestänge des schweren Standleuchters dem Fialenschmuck des Lettners. In diesen Raum schwebt vom hohen Gewölbe herunter die Leuchtermadonna mit ihrem Strahlenkranz (Bild S. 190), und von den Pfeilern herab schauen Statuen dem Gottesdienste zu, schön das Bild der Heimsuchung (Bild S. 191).

An die Nordseite des Domes legt sich der gotische Kreuzgang (Bild S. 192, 193. — 1543/1546). Wieder wandern wir durch ein Museum, dessen ausführlichen Katalog man in Clemens „Kunstdenkmäler des Kreises Mörs“ aufgezeichnet findet. An den Wänden breitet sich aus die Fülle der Epitaphien, „die für die Geschichte



Viktorsdom zu Xanten.
Die Heimsuchung. Pfeilergruppe im Chor
um 1300.



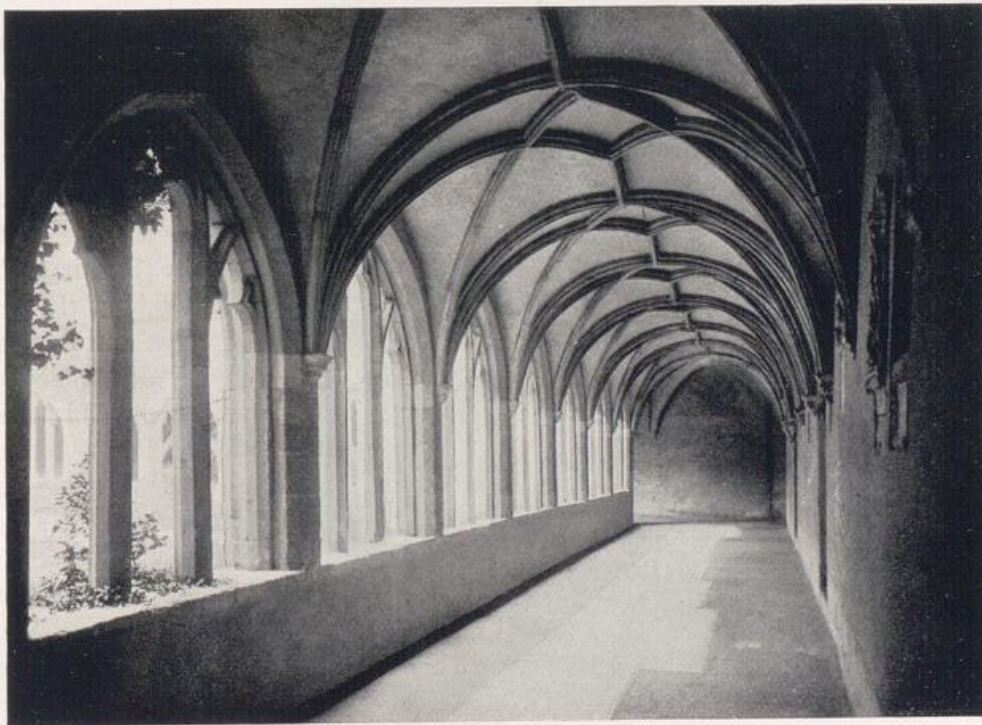
Viktorsdom zu Xanten.

Blick aus dem Kreuzgang (1543—1546) in den ehemaligen Stiftsgarten — Hochkreuz vom Anfang des 15. Jahrhunderts. Kopie. Original im Provinzial-Museum zu Bonn.

der niederrheinischen Plastik, vor allem in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, von der größten Bedeutung sind, um so mehr, als ähnliche Werke auf niederländischem Gebiet seit den Zeiten der Bilderstürmerei nur ganz vereinzelt und innerhalb der deutschen Grenzen nur in Kalkar, Emmerich und Kessel erhalten sind. Der stattlichen Reihe der Xantener, der Mehrzahl nach künstlerisch vollendeten Arbeiten in der reichsten Einrahmung der Spätgotik oder der Frührenaissance ist keine ähnliche niederrheinische Sammlung an die Seite zu stellen“ (Clemen). Sie sind zeitlich die Fortsetzung der Arbeiten an den Pfeilern und Altären der Kirchen zu Xanten und Kalkar und die Vorläufer der letzten großen Prachtentfaltung der sogenannten „Kalkarer Schule“ auf Schloß Horst bei Essen an der Ruhr.

Aus den schmucklosen, dreiteiligen Arkaden des Kreuzganges schaut man hinaus auf den Stiftsgarten (Bild S. 192). Das ist ein stimmungsvolles Plätzchen, das am ganzen Niederrhein seines gleichen sucht. Aus der Mitte ragt das schlanke gotische, im Oberbau zierlich gegliederte Hochkreuz auf. Es ist freilich nicht mehr das alte Original vom Beginn des 15. Jahrhunderts. Das wetterunbeständige Material des Baumberger Sandsteins war nicht mehr draußen im Freien zu erhalten. Man hat um 1900 eine Kopie angefertigt und das Original in die Obhut des Bonner Provinzialmuseums gegeben.

Am schönsten ist der Blick aus den Arkaden des Nordflügels auf die belebten Baumassen des Domes. Um dem Seitenschiff der Kirche nicht das Licht zu rauben, hat man hier den Kreuzgang mit drei niedrigen quergestellten Satteldächern



Viktorsdom zu Xanten.
Kreuzgang (1543—1546) vgl. Bild S. 192.

abgedeckt, was das Bild noch lebendiger gestaltet. Die übrigen Flügel mit Bibliothek, Kellerei, Schule und Kapitelsaal sind im Aufbau ganz einfach gehalten (Bild S. 192). Der Kapitelsaal am Nordflügel, früher war der große gewölbte Saal durch drei Mittelsäulen aufgeteilt, hat leider seine schöne Raumwirkung durch eine Sperrwand eingebüßt, als man ihn als Sakristei einrichtete. Aber immer noch ist erhalten die Mehrzahl der alten Stiftshäuser auf dem baumbestandenen Stiftsplatz um St. Viktor. Hinter dem Chor die heutige Pfarrei mit dem breiten, barock geschwungenen Torbogen, hinter dem im Sommer ein prächtiger Magnolienbaum seine weiße Krone spannt, der Westfassade gegenüber ein bescheidenes Stiftshaus, das auffällt mit dem Epitaph einer Darstellung des Jüngsten Gerichtes an der Front usw. An der Nordostecke der Gebäude des Kreuzganges, der alten Gerichtsstätte des Viktorstiftes, schaut unter einem Schutzdach seit 1468 von seiner Säule, gepanzert, beschildert und die Fahne in der Rechten, der hl. Viktor auf seine Stadt herab.

Draußen vor dem Michaelstore weitet sich der Marktplatz in der ganzen Breite des Stiftsbereiches (Bild S. 174).



Xanten.

Gotisches Haus am Marktplatz. Ende des 15. Jahrhunderts.

Er hat oft sein Gesicht im Laufe der Jahrhunderte geändert, immer aber taktvoller Hintergrund für die gegenüberliegenden Baumassen um das Michaelstor (Bild S. 176). An der Nordwestecke des Platzes steht aus den Tagen der eifrigsten Dombautätigkeit, aus dem Ausgange des 15. Jahrhunderts, ein Backsteinhaus, das auffällt in seiner reichen Gliederung (Bild S. 194). Tuff die beiden Untergeschosse. Das dritte Geschöß wechselnde Tuff- und Backsteinbänder. Der Treppengiebel mit seinen übereck gestellten Fialen aus Backstein. Enggestellte Hausteinfenster. Haustein- und Ziegelwechsel als Entlastungsbogen der Fenster. Die Brüstung des ersten Obergeschosses mit Maßwerk verziert. Im Backsteingiebel ein Spitzbogenfenster mit Fischblasenornament. Der anstoßende Seitenbau wird durch die Dachschräge und die weiß-

roten Flächenbänder geschickt an den Hauptbau gebunden. Dieser farbenlebendige Haustyp, der oft uns auf alten Bildern Hollands begegnet, gab früher auch den niederrheinischen Marktplätzen, wie Jan de Beyers Stich vom Marktplatz zu Goch uns zeigt (1745), ein farbenprächtiges Aussehen. Inzwischen hat leider die graue Tünche seit dem Klassizismus des ausgehenden 18. Jahrhunderts alles vergraben. Die gekälkten späteren Wohnhäuser mit oder ohne kleinen Dreiecksgiebel, mit dem geteerten Sockel und leuchtend roten Dach sehen nicht schlecht aus gegenüber der Steinmasse des Domes (Bild S. 176). Die Schlichtheit der Stiftshäuser am Marktplatz ist auch der wirkungsvolle Hintergrund der Erker und Gartenhäuschen (Bild S. 177). Auch die evangelische Kirche vom Jahre 1648, ein einfacher Backsteinsaalbau mit großem Fenster und barockem Portal und Türmchen will nicht mit großer Schmuckentfaltung die Einheitlichkeit des Platzes stören. Schlicht ist auch das dreistöckige Rathaus ausgefallen (1786).

Reichere Gliederung, zwar weniger in Schmuckformen als in Umriß und Gruppierung, erlaubt sich erst in der Nachbarstraße die ehemalige Kartause (1646 — Bild S. 195). Ein höherer Mittelbau mit kleinem Dachreiter und seitlichen Volutengiebeln wächst über die einfacheren Satteldachgiebel der beiden Seitenbauten hinaus. Der schlanke, achteckige Turm mit der hölzernen Galerie gibt der Baukomposition einen besonderen Reiz. Man glaubt freilich eher einem alten Herrensitz gegenüber zu stehen als einer Klosteranlage.



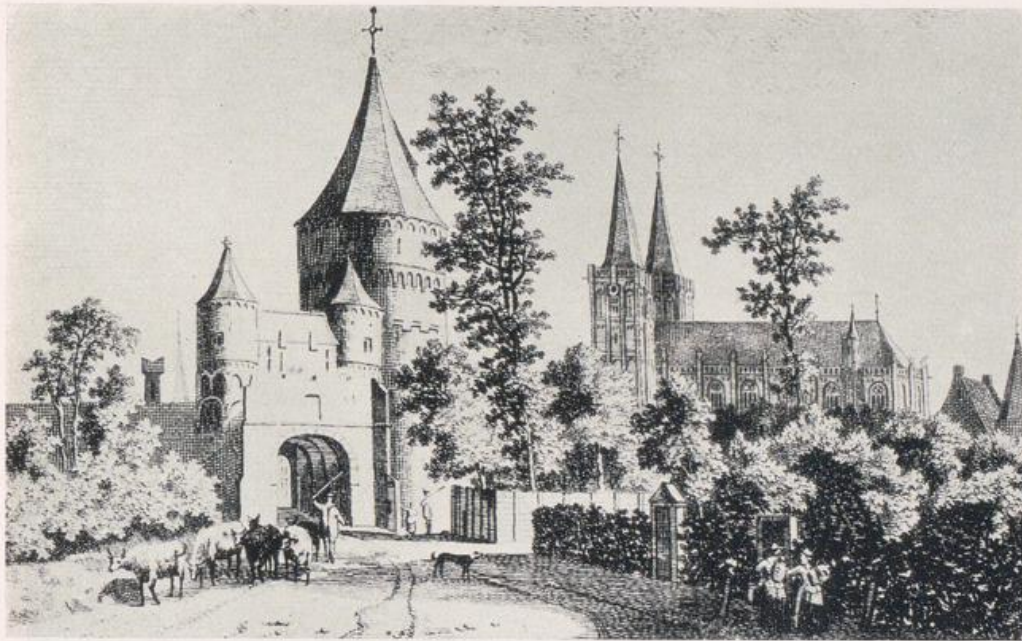
Xanten.
Ehemalige Kartause (1646).



Xanten.

Die ehemalige Meerport. Stich von Paul van Liemder (1759) nach Zeichnung von Jan de Beyer von 1746.

Um die etwa quadratische Immunitätsstadt legt sich, auch ungefähr rechteckig, die Xantener Stadtumwallung, die in den Jahren 1389—1392 mit Mauern, Toren und Gräben errichtet wurde (Bild S.174). Teile der alten Stadtmauern, die 1598 einem Mendoza und 1636 den Kaiserlichen mit Erfolg Trotz boten, sind noch erhalten. Sie reichten früher natürlich viel höher. 1641 hatte der gefürchtete Hessenoberst, der ja auch Zons neun Jahre später bezwang (s.S.59), die Stadt eingenommen und „die stadmauren, obschon solchess die Burger mit 200 reichsdalern abkauffen wöllen, abbrechen lassen, undt nit zugeben wöllen, daß die stadmauren hocher dan 8 eintlich 10 Füße bleiben solten“. Seitdem zerfielen auch im Laufe der Zeit die stolzen Stadttore. Jan de Bodt kannte 1746 noch das Scharntor am Eingang der Birtener Straße, eine mächtige Anlage eines Doppelttores mit zwei Türmen am Vordertor und einem starken Turmbau nach der Stadt zu (Bild S. 197), ferner die Meerport im Westen der Stadt (Bild S. 196). Sie stehen beide ebensowenig mehr wie das Markttor, durch das man heute von der Anlegestelle des Dampfers die Marktstraße in das Innere der Stadt betreten müßte, und das Tor im Nordosten der Stadt (Bild S. 198 a). Wohl aber ist noch erhalten das stolze Klever Tor, wieder eine Doppelanlage (1393. — Bild S.198,199). Das Außentor von zwei Türmen flankiert. 31 Meter dahinter das höher hinaufwachsende, 25 Meter hohe Innentor mit seinen vier hoch oben angebrachten Eckwehrtürmchen. Früher verbanden Wehrmauern beide Tore. Ihre Stelle nehmen heute bescheidene Wohnhäuser ein (Bild S. 199 b). Von Westen gesehen, glaubt man, einer mittelalterlichen Burganlage gegenüberzustehen, um die sich die niedrigeren Bauten einer Unterburg sammeln. Ganz außen das Vorwerk des Torbaus (Bild S.199 a). Doch am schönsten präsentiert sich das Klever Tor von der Klever Landstraße aus



Xanten.

Die ehemalige Scharnport. Stich von Paul van Liemder (1756) nach Zeichnung von Jan de Beyer von 1746.

(Bild S. 198 b). Links vor dem Tore die kleine Antoniuskapelle mit dem geschweiften Giebel (17. Jahrhundert). Sie war für Aussatzkranke bestimmt. In ähnlicher Weise liegt vor der früheren Marspforte das sogenannte Pesthäuschen, ein schlichter, aber sehr ansprechender zweigeschossiger Backsteinbau mit Treppentürmchen (1591). Ob aber das nette Häuschen immer als Pesthaus diente? Renard hält es für das Gartenhäuschen eines Xantener Stiftsherrn. Aus der vorübergehenden Benutzung für Pestkranke sei dann der Name erhalten geblieben.

Hat man das Klever Tor durchschritten, so schaut man links noch Reste der alten Stadtmauer. Einer der Stadttürme ist später als Windmühle umgebaut worden. In einiger Entfernung ragt ein zweiter Turm auf. Weiter zum Marktplatz hinter dem Klever Tor, ungefähr in der Mitte des Immunitätsgebietes, spannt ein Torbau einen Bogen über die Straße, das sogenannte Mitteltor, ein historisches Denkmal für Xanten. Xanten war das dauernde Streitobjekt zwischen Kurköln und Kleve. Im Jahre 1402 einigte man sich, daß beiden die Stadt gehören sollte. Dieser Vertrag erhielt sein Denkmal in dem Mitteltor.

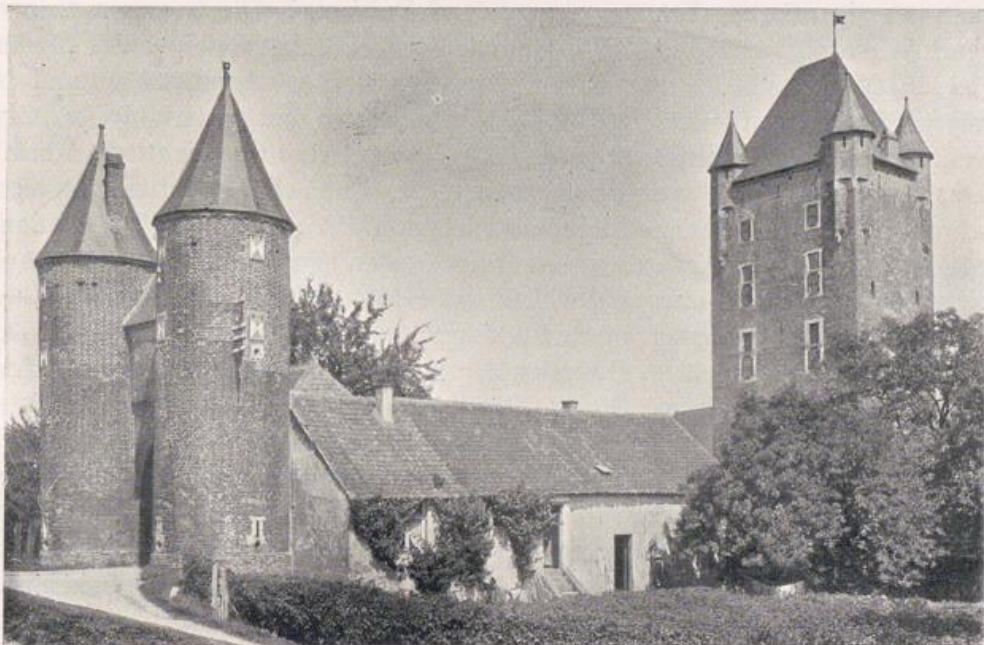
Drüber auf dem anderen Stromufer hinter dem Rheindamm das schöne Ortsbild des reichgesegneten Dorfes Bislich mit seiner alten romanischen dreischiffigen Kirche des 12. Jahrhunderts, die 1471 ihren Turm aufführte und 1668 nach der zerstörenden Rheinüberschwemmung erneuert werden mußte. Daneben die schlichte barocke evangelische Kirche von 1729. Stattliche Bauern- und Nußbaumhöfe umgeben den Ort. Auf dem Xantener Ufer dagegen begleiten Birnbäume unsere Weiterfahrt, vorüber an Lüttingen, Wardt und Vynen. Hinter Vynen sieht man im Westen den Kirchturm des Wallfahrtsortes Marienbaum. Alle diese Orte mehr



Xanten.
Ansicht von Nordosten.



Xanten.
Blick von der Klever Landstraße auf das Klever Tor (vgl. Bild S. 199). Rechts die Antoniuskapelle (17. Jahrh.).



Xanten.

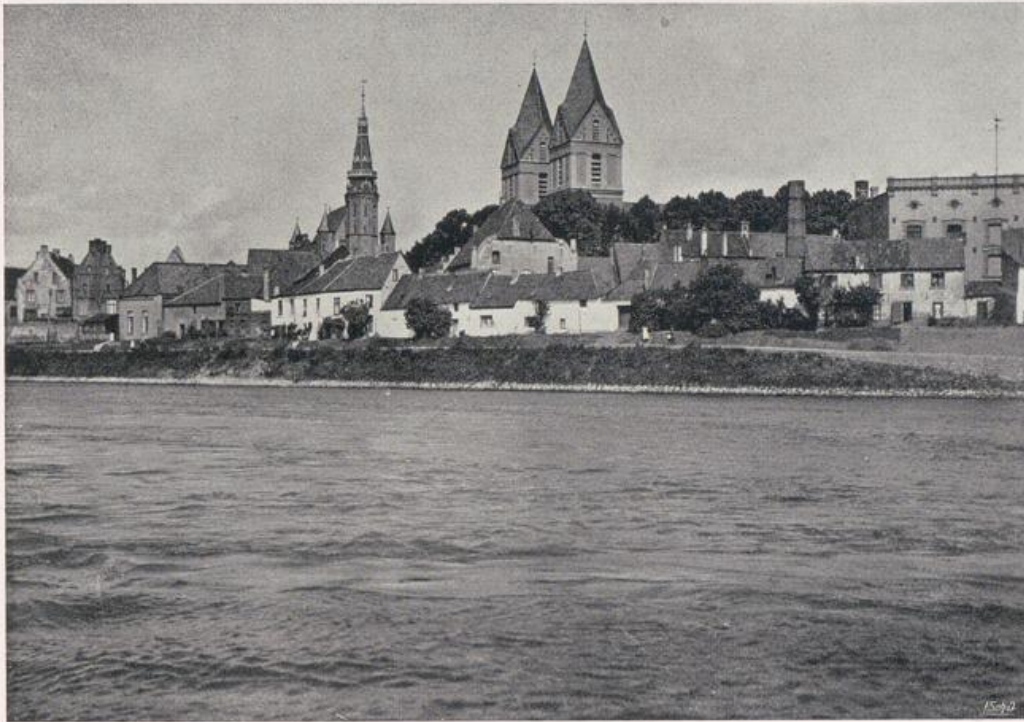
Das Klever Tor. Begonnen 1393 (vgl. Bild S. 198 b).



Mörmter am Niederrhein.

oder weniger abseits vom Ufer. Endlose Weite und Stille. Immer noch ist das Turmpaar des Xantener Domes das beherrschende Wahrzeichen der Ebene. Erst in Mörmter wagen sich wieder Kirche und Bauernhäuser hinter schützenden Deichen an das Ufer heran (Bild S. 200). Seltsames Bild in dieser Stille und Einsamkeit der weiten Stromlandschaft. Wie eine Erscheinung gleitet es an uns vorüber . . .

Was ist es eigentlich, daß man hier still, fromm und hellhörig wird in dieser Landschaft, daß einem Wirklichkeiten wie Mörmter wie Schemen erscheinen? Das Nachwirken des gigantischen Erlebnisses von Groß-Duisburg? Die traurigen Erinnerungen an die ehemalige Feste Wesel? Die einsame Schatzkammer des Niederrheines zu Xanten mit allem, was sich um diesen Namen sammelt, Rom und die Märtyrer, die Heiligen Helena und Viktor, Jungsiegfried und deutsche Kaiser, Zerstörungen und ewiges Wiederaufbauen, Gleichnis deutscher Geschichte am Rhein? — Das alles nicht, und alles auch zusammen nicht. Es ist ein Etwas, was sich nicht beschreiben läßt, für das Geschriebenes klein und dürftig bleibt. Es ist das Land mit seinem Strom, der Niederrhein mit seinen großen feierlichen Weiten, der Wolkenzug, den der Seewind über unabsehbare grüne Matten treibt, der Rhythmus, der Menschen, Land und Himmel eint und alles groß und bedeutsam werden läßt. Der Himmel! Schönstes, was dem alternden Strom beschert werden konnte! „Stärke liebt der Himmel“, sagt Joseph Görres. „Matter Tugend vermögen alle guten Geister nicht aufzuhelfen. Die Vaterlandsliebe der Rheinländer ist stark, sie liebt der Himmel.“ Glaubt man hier am Niederrhein nicht dem Erdgeist näher zu sein als sonst am ganzen Strom? Christliche Frömmigkeit und altgermanische Andacht vor dem Weben der Natur. Heldenburgen nach Walhall baut der Himmel mit seinen Wolkenballen auf und läßt sie wieder in ein Nichts zerfließen. Dort vor uns, bald hinter Mörmter ein neues Bild, turmreich, das seltsam sich verschiebt und seine Türme immer wieder anders stellt. Wolken? Phantasiegespinste? Fata morgana oder



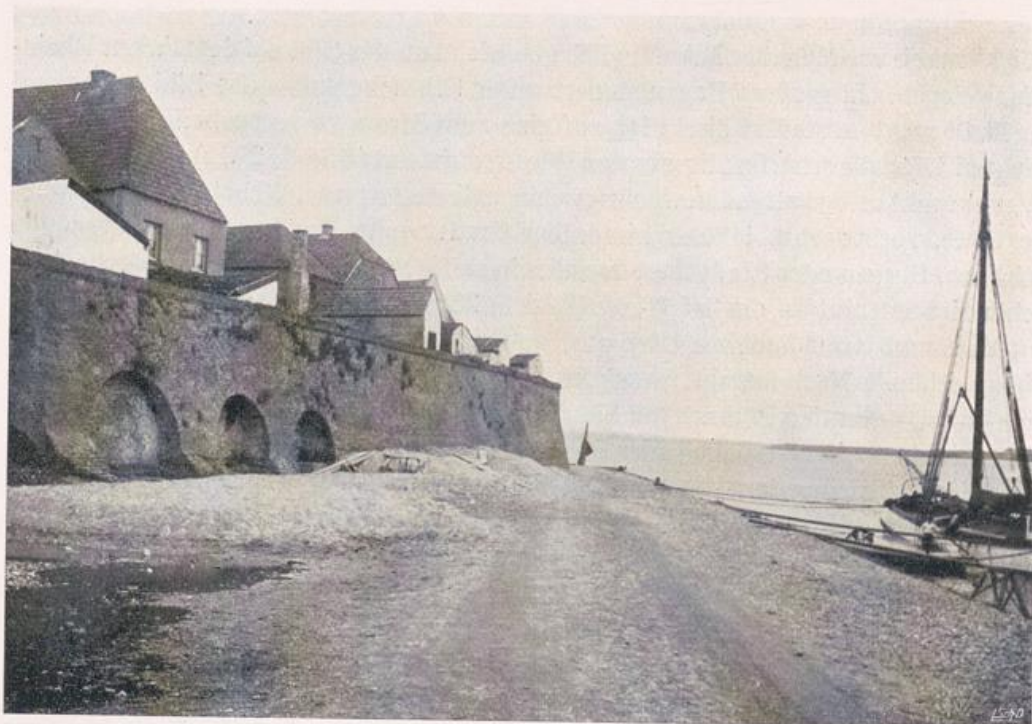
Rees am Niederrhein.

Wirklichkeit wie Mörmter? Anfänglich glaubte man das Bild auf dem linken Rheinufer gelegen. In großem Bogen steuert unser Schiff heran — das Bild bleibt und zerfließt nicht — steuert direkt los auf eine zum Strom vorgeschobene Bastion am rechten Ufer, die scharfgratig aus den Wiesen aufsteigt (Bild S. 203 a). Dahinter ein Wache und Auslug haltender, wuchtiger, ungegliederter, roter Wehrturm, dann weißgekälkte, rotbedachte Häuser hinter der Stadtmauer, darüber Turmbauten von Kirchen, Burgen oder Stadthaus, das alles in saftig grüner Landschaft, märchenhaft schönes Stadtbild — das ist Rees (Bild S. 201 ff.).

Man muß vom anderen Ufer aus, von der ehemaligen Reeserschanze, an einem schönen Nachmittage, wenn die Stadt im goldenen Licht der Sommersonne sich badet, unter den Bäumen am Fährhause in das einzigartige Stadtbild am Strom sich verlieben, ein Überlingen oder Delft am Niederrhein (Bild S. 204 a). Fällt einem nicht immer wieder Jan Vermeers herrliches Gemälde der Stadtansicht von Delft im Mauritshaus im Haag ein? Auch dort das turmreiche Bild mit Stadttoren und Backsteingiebelhäusern hinter der Stadtmauer und das Widerspiel im Wasser. In Rees zwischen den beiden schweren Türmen der katholischen Kirche der schlanke Rathausturm, graugelb zwischen hellgrau (Bild S. 204 a). Links ducken sich hinter der dunkelroten Stadtmauer gekälkte oder gefugte Backsteinhäuser (Bild S. 202 b, 203 b). Neugierig lugen sie zu uns herüber, als wenn die Reeserschanze mit ihren Bastionen noch bestünde und Marschall Turenne von neuem seine Geschosse hinüberschleudern könnte, wie ein Gemälde im Schlosse zu Versailles die Belagerung von Rees im Jahre



Rees.
Partie am Mühltor.



Rees.
Alte Stadtmauer am Rhein.



Rees.

Partie am Mühlthor. Rechts katholische Pfarrkirche vor der Veränderung. Vgl. S. 206.



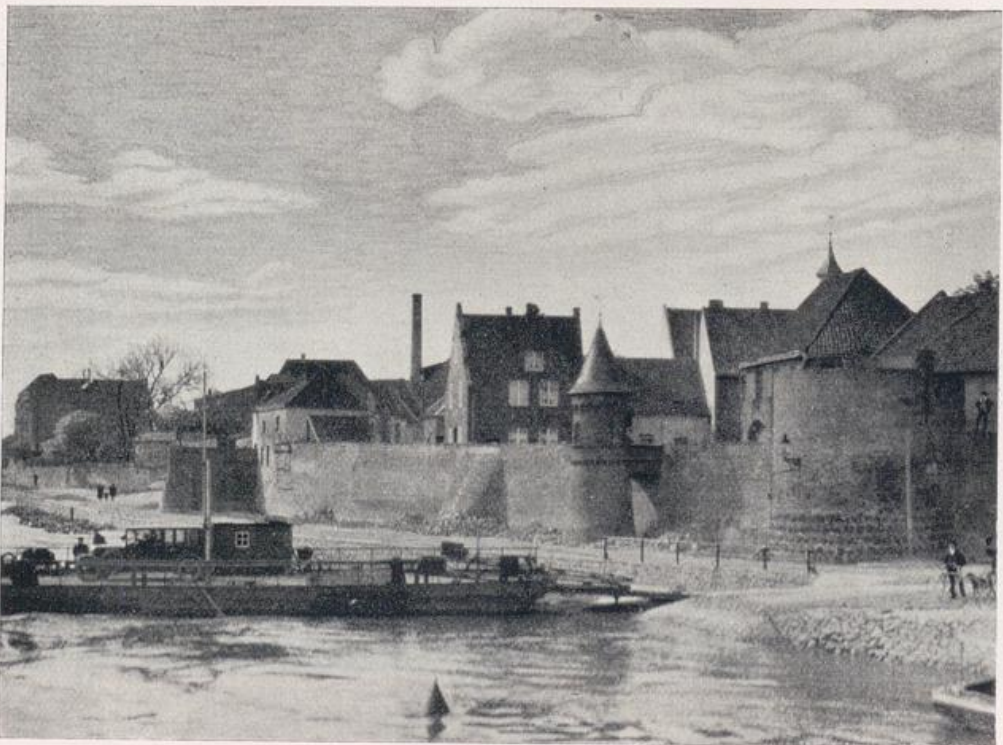
Rees.

Stadtmauer am Rhein.



Rees.

Blick auf Rathaus und katholische Pfarrkirche. Vgl. Bilder S. 206.



Rees.

Anlegestelle am Rhein.

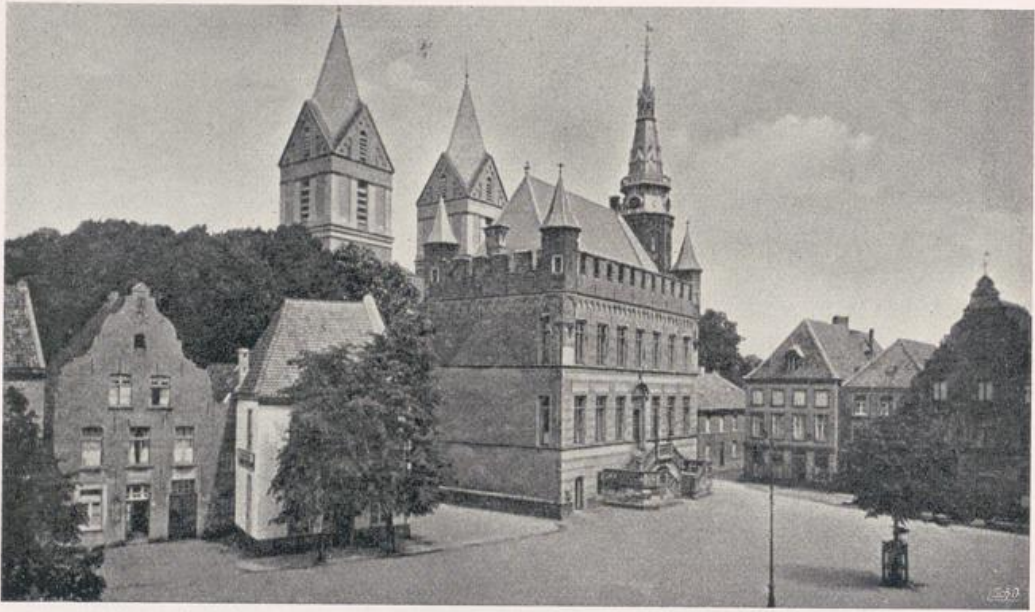
1672 verherrlicht hat. Sechs volle Jahre hausten damals die Franzosen furchtbar in Rees. Von 1758 ab suchten sie von neuem volle sechs Jahre lang die Stadt heim. Die Leidensgeschichte der Festung Rees ist vielsprachig. 1598 war der gefürchtete Mendoza mit seinen Spaniern Herr der Stadt, 1614 die Holländer unter Moritz von Nassau, 1805 ließ Preußen kalten Herzens Rees und das rechtsrheinische Kleve gegen den Besitz von Hannover wieder französisch werden. Alles das wissen die alten bescheidenen Giebelhäuser hinter der Mauer! Über ihnen in leuchtender Glut das rote Dach der evangelischen Kirche und das blendende Weiß ihres hohen Satteldachgiebels. Nur wird leider gestört in Form und Farbe das lebhaftes Spiel der Dachlinien durch die beiden flachgedeckten großen neuen Kästen links und rechts von der katholischen Kirche. Aber das gewahrt man erst nachträglich, da das Auge über sie hinweggleitet zu der Turmgruppe Kirche und Rathaus. Rechts im Stadtbild wieder ein Farbenlabal für das Auge: der Zug der niedrigen, einfachen Bürgerhäuser im Zickzack der früheren Stadtmauer, auf die sie sich postiert haben. Mächtige Baumkronen zwischen dem freundlich sauberen Rot-Weiß (Bild S. 202a).

Neben dem niedlichen kleinen Pegelhäuschen und dem alten schweren Wehrturm, Basaltköpfe bilden seinen Fuß, legt der Dampfer am Krahnentor an (Bild S. 204b). Freundlich netter Empfang wie in keinem anderen Rheinstädtchen. Auf den Mauern und vor dem Krahnentor strömen Jung und Alt zusammen. Die Stille des Städtchens stört keine Eisenbahn. Das Anlegen des Köln - Düsseldorfer Dampfers oder des „Holländers“ ist die Sensation des Tages. Dann dieses heiter-herzliche Willkommen, wenn man durch das so gar nicht kriegerische, einladend ansprechende, zweigeschossige Krahnentor schreitet — vor uns das Rathaus und der baumbestandene Marktplatz (Bild S. 205—207). Ein großes Rechteck der Platz, eingerahmt von alten Renaissancegiebeln oder



Rees.

Blick aus dem Krahnentor auf das Rathaus.



Rees.
Rathaus und katholische Pfarrkirche. Heutiger Zustand.



Rees.
Rathaus (um 1450) und katholische Pfarrkirche (1812—1828) bis zum Jahre 1872.

anmutigen späteren Bürgerhäusern mit kleingefäßten Schiebefenstern. An der Krahnentorseite unterbricht ein kleiner Hof die Häuserzeile, der Eingang zur evangelischen Kirche (1623), die, wie wir schon im Stadtbilde sahen, nieder-rheinisch-niederländischer Schlichtheit ist, nur mit einem einfachen Dachreiter und einem bossierten Portal, auf dem die beiden Steinmetzen Hermann Bolte und Johann Christian stolz ihre Namen verewigt haben. Das Innere flachgedeckt, von vier Säulen mit Bogen in der Mitte getragen. Am unteren Ende des Marktplatzes die prächtige barocke Pumpe (Bild S. 207), am oberen, dem Krahnentor gegenüber, das Rathaus, eigenartig in die Platzecke gestellt (um 1450 — Bild S. 206). Das Baumaterial, Tuff statt Ziegel wie dieses bei den Backsteinrat-häusern zu Rheinberg und Kalkar, gibt dem Bauwerk in der niederrheinischen Stadt die besondere Note. Wie der Gürzenich in Köln (III, S. 192), wie ein mittelalterlicher italienischer Stadtpalast steht das Bauwerk da. Über einem Bogenfries der Zinnenkranz. An den vier Ecken hoch oben Wehrtürmchen als Kammern ausgebaut. An der einen Schmalseite ein achteckiger Turm, mit den einrahmenden beiden Wehrtürmchen ein malerischer Abschluß der hier einmündenden Straße. Wie die Turmhaube und die Freitreppe der Marktplatzfront früher aussahen, zeigt Bild S. 206 b.

Das Nebeneinander der Bilder des Rathauses vor und nach der „Restauration“ vom Jahre 1872 zeigt aber auch, welche Veränderung die katholische Kirche auf dem schönen Kirchplatz hinter dem Rathause im selben Jahre erfahren hat (Bild S. 206). Bis dahin stiegen vor der Westfront elegante klassizistische Turmbauten mit hohen, rechteckig schmalen Schallöffnungen und flachem Dach auf. Das sah



Rees.

Partie am Marktplatz. Vgl. Bilder S. 206.

auch im Stadtbilde viel vorteilhafter aus (Bild S. 203a) und war vor allem ein schöner Ausklang des unteren Teiles der Westfront, dieses feierlichen Triumphbogens, seiner ausgezeichneten großflächigen Aufteilung und der kristallklaren Sprache der architektonischen Gliederungen (Bild S. 209). Da erkannte man im Jahre 1872, daß der klassizistische Bau zu schinkelisch, d. h. zu profan, zu nüchtern protestantisch und zu preußisch aussähe. Aus der irregeleiteten künstlerischen Anschauung damaliger Zeit, die dann noch, bis in unser Jahrhundert hinein autoritativ gefördert, ihre tollen Orgien feierte, hat man die zu profan wirkende Kirche mit romanischen Turmhauben des gläubig frommen Mittelalters verkirchlichen wollen. Wenn dieser Eingriff nicht wenigstens so bar wäre jeden feineren künstlerischen Gefühls für architektonische Einzeldurchbildung und bar des Taktes der Anpassung an Bau, Platz und Stadtbild! Jammerschade, denn die Kirche, erbaut in den Jahren 1812—1828, zählt zu



Rees.

Inneres der katholischen Pfarrkirche. Vgl. Bilder S. 209 u. 206.

den vornehmsten klassizistischen Schöpfungen der Rheinlande. Ihre Vorgängerin, ein gotischer Bau, war 1811 zusammengestürzt. Er muß, wie alte Darstellungen berichten, eine interessante Anlage gewesen sein, hatte wie der Viktorsdom zu Xanten und die Willibrordikirche zu Wesel fünf Schiffe und, was Xanten nicht hat und was in Wesel nicht mehr zur Ausführung kam, einen Chorumgang. Das Innere der neuen Kirche ist, Gott sei Dank, nicht nachträglich vermittelaltert worden (Bild S. 208). Das ist ein Raum von monumentaler Wirkung. Fünf hohe Säulenpaare tragen das kassettierte Tonnengewölbe des Mittelschiffes, das ausklingt in die kassettierte Mittelapsis. Wandpfeiler der Chornische fangen den Rhythmus der Säulenstellungen auf.

Einst war die Pfarrkirche, die frühere Kolle-

giatskirche, reich an kostbarer Ausstattung. Im 17. Jahrhundert haben die puritanischen Holländer von den vielen Altären nur einen verschont gelassen. Lettner, Tabernakel und Chorumgang wurden niedergerissen. Was sich dann in das 19. Jahrhundert hinein gerettet hat, wurde von der eigenen Gemeinde, selbst der reich geschnitzte Hochaltar, der letzte, den die Holländer nicht zerstört hatten, zu Geld gemacht! So hat die Kirche einen fortgesetzten Bildersturm erlebt: erst wurde sie aus religiösem Fanatismus verprotestantisiert und dabei ihrer herrlichsten Kostbarkeiten beraubt; dann wurde sie aus zeitlicher Geschmackseinstellung vom eigenen Kirchenvorstand weiter beraubt; dann wurde sie aus einer anderen zeitlichen Geschmacks- und Gesinnungseinstellung „kirchlicher“ gestaltet und abermals entstellt — alles aus innerster Überzeugung und Gottwohlgefälligkeit. Erhalten ist aber noch von der alten Ausstattung die schöne sitzende Madonnenstatue aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, das lebensgroße lustige Reiterstandbild des Heiligen Georg (um 1530), dann die sehr wertvolle Monstranz aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts und kunstvoll gestickte Meßgewänder.

Der Platz um die Kirche in dem Schmuck seiner Linden und alten Häuser ist ein stimmungsvolles Idyll, und taktvoll wissen die mächtigen Baumkronen dem Auge die neuen Turmhauben zu verdecken (Bild S. 209 u. 211). Wie schön ist doch das Bild vom Kirchplatz auf den Marktplatz mit dem Blick auf Krahnentor und Strom. Und das lockt uns dann wieder hinaus, einmal das ganze Nest zu umgehen.



Rees.

Westfront der katholischen Pfarrkirche (1812—1828). Vgl. Bilder S. 208 u. 206.



Schloß Aspel.

Neubau 1720. Umbau 1908: Turm und rechter Flügel um ein Geschoß in gegebenen Formen erhöht. Linker Flügel neu aufgeführt.

Außer dem Krahnentor ist noch das Rheintor erhalten (1600), eine ähnliche schlichte Pforte wie die Kuhpforte in Orsoy (Bild S. 148), dann auf der Stadtmauer ein alter achteckiger Wachturm mit einer koketten barocken Haube. Trutzig reckt sich noch immer am Süden der Rheinfront der backsteinerne Mühlenturm auf seinem Basaltsäulensockel gegen den Horizont (Bild S. 202a). Zwischen die beiden folgenden Wachturmstümpfe hat auf die Stadtmauer sich ein Bürgerhaus gestellt, als wenn nun beide Türme ihm gehörten. Dann biegt zu den Rheinwiesen der Eisbrecher ein, das „Rondell“. Hier zu stehen im Sommer unter den prächtigen alten Linden mit dem Blick auf den Strom, oder im Frühjahr, wenn das Hochwasser die Wiesen überschwemmt, wenn es die Rondellmauern hinaufsteigen will und den Strom in einen weiten See verwandelt, oder im Winter, wenn das Treibeis gegen das Rondell anprallt und sich staut, das gehört zum Schönsten, was der Niederrhein an seinen Ufern besitzt. Vom Rondell zieht ein breiter Wall, der die tiefer liegenden stillen Häuser gegen Hochwassergefahr schützen soll, landeinwärts, den Rheinwiesen entlang, auch er von prächtigen Lindenkronen beschattet. Und schließlich noch ein Bummeln hinter der alten Stadtmauer am Rhein, den breiten Strom vor Augen. — Nicht einzelne Bauten nur, sondern auch ganze Orte sollte man unter Denkmalschutz stellen; am Niederrhein an erster Stelle Rees! Es gibt in der Tat nichts Stimmungsvolleres für ein verliebtes Pärchen, das am Niederrhein allein sein will mit dem Strom, einer ewig wechselnden Natur, traulich verschwiegenen Plätzchen und Ecken, einem malerischen Städtchen und ungestört mit sich selbst! Zons, das wäre das einzige Städtchen am Niederrhein, an das man denken könnte in Rees (Bild S. 56 ff.). Meint P. Bourfeind Zons oder Rees, wenn er in seinem netten Buch „Niederrhein“ ein Gedicht überschreibt „Die schläfrige Stadt“?



Rees.

Partie am Kirchplatz. — Vgl. Bild S. 209.

Die Giebel eng aneinandergedrängt und dazwischen die holprigen Gassen gezwängt, schlummert das Städtchen im Sonnenschein.

Eine Mauer ist darum gelegt. Ein hoher Turm hält einsam Wacht über den schläfrigen Giebeln. Aus dem Strom steigen die Weiden empor, sie stehen drohend vor dem Tor bis an den verfallenen Grabenrand auf den grünen Wiesen.

Kopf an Kopf. — Die Sommerruh schleicht durch die Gassen auf goldenem Schuh. Und den Häusern fallen die Augen zu.

In nächster Nachbarschaft von Rees, auf dem Wege landeinwärts nach Haldern, liegt ein verborgenes Schloß- und Parkidyll, das auf das engste verbunden ist mit der Geschichte Rees' und seiner Kollegiatskirche, Schloß Aspel (Bild S. 210). Die Heilige Irmgard, Gräfin von Aspel, deren Steinsarkophag im Dom zu Köln steht, „Sepulcrum Irmgardis“, ist die Stifterin der Kollegiatskirche (um 1000). Die Kirche war 1245 ein Raub der Flammen und ist bald darauf durch den schon erwähnten, 1811 eingestürzten gotischen Neubau ersetzt worden. Wie groß zu Irmgards Zeiten, die bruderlos regierende Gräfin war, das Land Aspel gewesen ist, weiß ich nicht. Der Hauptort war Rees, dort auch der Sitz der Gerichtsbarkeit. Dazu kamen große Ländereien vom Niederrhein bis zum Siebengebirge, im Aachener Land usw. Gerichtsbarkeit und Münzrecht in Rees, den Reeser Bruch, den Hof zu Wezefeld, Weinberge und sonstigen Landbesitz in Königswinter vermachte Irmgard noch zu Lebzeiten dem Kollegiatskapitel, das bis zum Jahre der großen Revision der deutschen Landkarte im Jahre 1803 bestand, bis zu dem schwer aussprechbaren „Reichsdeputationshauptschluß“.

Aber heute ist noch die Stiftung der Heiligen Irmgard lebendig, denn die Pfarr-, Vikar- und Küsterstellen zu Rees, Haldern und anderen Orten der Nachbarschaft

sind umgewandelte alte Kapitelstellen. Der Organist zu Rees darf der Heiligen Irmgard ein besonderes Dankeslied anstimmen: er wird ebenfalls aus den Bezügen einer Vikariatsstelle des früheren Kapitels unterhalten. Die väterliche Burg Aspel vermachte Irmgard dem Erzbischof von Köln. Dreihundert Jahre blieb sie im Besitz des Erzbischofs, bis sie 1237, auch sie ewiger Streitgegenstand zwischen Köln und Kleve, von Kleve erobert wurde. Seitdem wechselte sie oft ihren Besitzer. Im Spanischen Erbfolgekriege wurde sie Anfang des 18. Jahrhunderts zerstört. 1720 wurde der jetzige Bau errichtet, den man zu Beginn des 20. Jahrhunderts weiter ausgebaut hat. Vor einem Torturm endigt die jahrhundertalte schattige Lindenallee. Um diesen Turm legen sich zwei Flügelbauten (Bild S. 210). Prächtige alte Bäume umstehen den Hof. Das Aspeler Meer, ein alter Rheinarm, umspült ihn. Unter dem heutigen Bau sind noch die Fundamente eines mittelalterlichen Rundturmes erhalten, um ihn halbkreisförmig gewölbter Gang, der beide Flügel verbindet. Doch das sind nur die Reste der Untergebäude der früheren Burg. Das Herrenhaus stand auf der Insel im Park; und hier sind ebenfalls noch die Fundamente erhalten. 1851 erwarben die Schwestern vom Heiligen Kreuz den Besitz und richteten das Idyll ein als Mädchenpensionat. In der Schloßkirche pflegt man die Erinnerung an die Heilige Irmgard in einer lebensgroßen Marmorstatue, und seit 1920 verehrt die Gemeinde auf altväterlichem Boden am Irmgardstage feierlich ausgestellt eine Reliquie der Heiligen, ein Geschenk des Domes zu Köln, einen Knochen ihrer Wirbelsäule.



Der Kalkflack bei Kalkar.



Kalkar am Niederrhein.

Rechts St. Nikolai. — Vgl. Bilder S. 215 b u. 219.

Das Aspeler Meer ist wie der Alte Rhein bei Xanten nur einer der vielen Rheinarme, denn oft hat der Strom sein Bett gewechselt. Man muß nur einmal die Launenhaftigkeit des Rheines verfolgen auf der Karte „Veränderungen des Rheinstromes zwischen Orsoy und Arnheim“ im „Geschichtlichen Handatlas der Rheinprovinz des Institutes für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn“. Einstmals rauschte der Strom dicht an den Höhenzügen im Westen vorbei, der Bönninghardt, dem Hochwald und Reichswald und begrüßte Xanten, Kalkar und Kleve. Dann hat er sich neue Nebenarme gegraben, hat neue Verbindungen zum Meere gesucht, bis er erst nach Jahrhunderten seinen heutigen Lauf annahm. Diese Rheinarme bilden Inseln in der Landschaft: Bislicher Insel, Wardt (Ward heißt Insel), Wisselward, Reeserward, Emmericher Eiland usw. An schönen Sommertagen sind die Rheinarme still verträumte, harmlose Wasserläufe, wie der Kalkflack bei Kalkar oder der Alte Rhein bei Xanten (Bild S. 212, 171). Kommt aber mit dem Strome Hochflut, dann füllen auch sie sich, treten über die Ufer, zwingen die alten Inseln eng ein, aus denen geängstigt ein Bauernhof oder ein Kirchturm aus der Flut aufragt. Selbst der ziegelbelegte Damm senkt sich schon einmal unter das Wasser. Der Niederrhein wird dann zum breiten Delta. Rees liegt im Mittelpunkt. Mörmter, Hönnepel, Kalkar, Wissel, Grieth auf dem linken Ufer sind wasserumspülte Inselnester geworden, die dann auch zur „Rheinreise“ zählen. Es ist das Land, wo „Pittje Pittjewitt“ zu Hause, wo die Rohrdrossel über den verschilften Wässern langgezogen ihr „Kärre — Kärre — Kiek“ ruft.

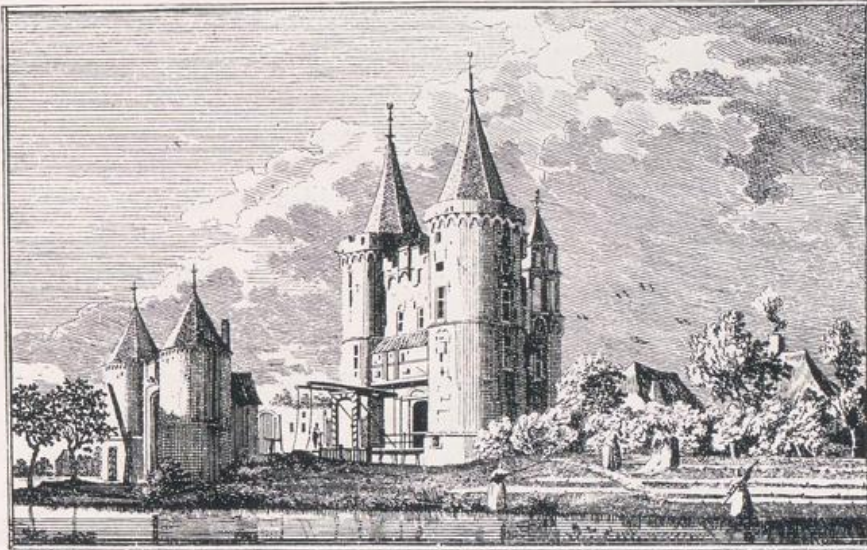
Von Reeserschanz und Mörmter wandert man auf Dämmen nach Hönnepel, das ursprünglich ebenfalls eine große Rheininsel zwischen Rees und Wissel war. Schon von weitem grüßt der Turm der Nikolaikirche von Kalkar herüber (Bild S. 213).

Rechts von der Hauselarschen Straße sind noch Teile der alten Stadtmauer erhalten. Der eine Turm ist Windmühle geworden, der andere schaut als schmuckes Gartenhäuschen von der Stadtmauer herab auf blühende Obstgärten, ein idyllisches Bild (Bild S. 214). Und auch die Ley umspült noch wie zu Merians Zeiten mit beiden Armen die Stadt (Bild S. 215b). Aber das alte Hanselarsche Tor steht nicht mehr an der Ley, eine doppeltorige Anlage, imposanter noch als das Klever Tor in Xanten mit seinem turmgeschützten burgartigen Hauptbau (Bild S. 215 a). An alten Backsteinhäusern entlang schlendert man in den verträumten Ort. Im Mittelpunkt der mächtige Rathausbau. Die Straße seiner Rückfront, und sie sehen wir zuerst, wenn wir von der Hanselarschen Landstraße kommen, ist auffallend breit. Merians Stadtansicht erklärt alles (Bild S. 215b). Hier floß einst mitten durch den Ort wie in holländischen Städten ein zehn Meter breiter Kanal, der Kalkar mit dem Rheine verband. Er ist versiecht, ist eingeebnete Straße geworden. Nur der Name hält die Erinnerung an ihn noch wach, die Grabenstraße. Vor der Hauptfront des Rathauses weitet sich der große Marktplatz mit der alten Gerichtslinde (Bild S. 217). Treppauf, treppab säumt ihn der Reigen alter



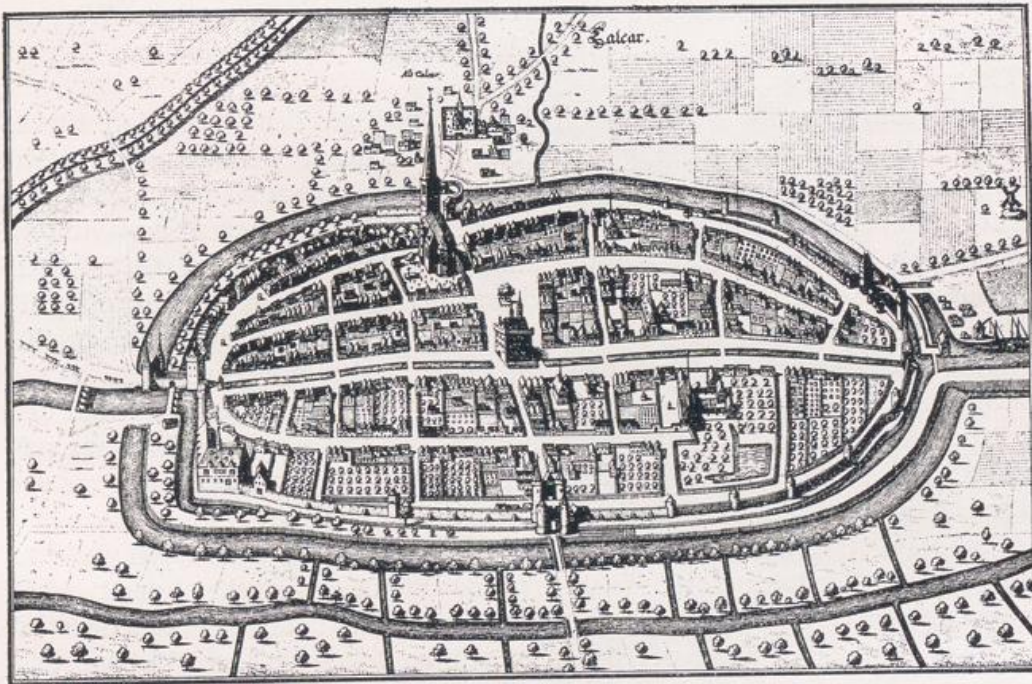
Kalkar.

Alter Stadtturm an der Stadtmauer.



Kalkar.

Das ehemalige Hanselarsche Tor im Jahre 1758.
 Stich von Paul van Liemder nach Zeichnung von Jan de Beyer.
 Das Tor erbaut im 15. Jahrhundert. — Vgl. Bild unten.



Kalkar, Mitte des 17. Jahrhunderts.

Nach Merians Topographia etc. Unten das Hanselarsche Tor (s. Bild oben).
 In der Mitte Rathaus und Marktplatz (s. Bild S. 217).
 Dahinter St. Nikolai. — Vgl. Bild S. 213 und 219.

Backsteingiebelhäuser ein. Die eine Schmalseite des Platzes beherrscht vom Rathausbau. Ja, damals, als der Kanal noch Rheinschiffe sah, beladen mit Erzeugnissen der Stadt, Tuchballen und Bier, war Kalkar noch eine belebte Stadt. Auf dem nahe gelegenen Monreberg hatten die Klever Herzöge eine Burg. In Kalkar war das Hofgericht. In Kalkar residierte der Suffraganbischof aus Utrecht. Da wundert man sich nicht, daß Kalkar in den Jahren 1436—1445 von dem herzoglichen Baumeister Johann freistehend einen so mächtigen Stadtpalast aufführen ließ, größer als die zu Rees und Rheinberg (Bild S. 206 u. 151). An den Ecken des Zinnenkranzes wieder Ziererker. Hoch oben auf dem Dach das nette kleine Glockentürmchen. Leider sind nur im Obergeschoß die alten Hausteinfensterkreuze erhalten. Ende des 16. Jahrhunderts bereicherte man den Bau noch mit dem schlanken achteckigen Treppenturm. — Aber dann war es auch vorbei mit der Blüte der Stadt. Das folgende Jahrhundert reihte Unglück an Unglück. 1636 riß die Pest 2000 Bürger aus vollem Leben. Der Dreißigjährige Krieg: Isolani hauste mit seinen Kroaten in Kalkar, von 1640—1647 der Hessenoberst Rabenhaupt, den wir von Zons und Xanten her noch gut kennen (s. S. 196 u. 59). Der verheerende Stadtbrand 1647 machte das Maß der Leiden voll. Der ganze nördliche Stadtteil lag in Asche. Kalkar verfiel in einen tiefen Schlaf. Der Bahnanschluß hat nicht wesentlich neues Leben in den Ort gebracht. Leben kommt immer nur wieder durch den Rhein, wenn er seine Ufer überschwemmt und Ley und Kalkflack erfüllt mit gurgelnder Geschäftigkeit; wenn das Wasser eindringt auf Marktplatz und Straßen der Stadt und Kalkar wieder Schiffe sieht. Menschenleer ist es sonst auf dem großen Marktplatz. Nicht einmal, daß neugierige Gesichter an den Fenstern sich zeigen. Wie ausgestorben sind Platz und Straßen im Kranze der pappelumsäumten Deiche. Stillster Friede ruht über ihnen.

An einem schönen Sommernachmittage muß man auf dem Marktplatz sitzen, wenn die Gerichtslinde vollsäftig ihre grüne Krone dehnt, Schutz und Schatten gegen die drückende Hitze; wenn die rote Masse des Rathauses gegen leuchtend blauen Himmel steht und das Tiefblau des Daches farbig erst bedeutsam wird und zur Geltung kommt zwischen Himmel und Marktplatzwand; wenn die Schatten der Bürgerhäuser tiefer in den Platz hineinwachsen und das Gold der Sonne spielt auf der Rathausfassade; wenn sich der Himmelsball zusehends goldet bis zu glühendem Rot und auch das Rathaus farbig immer anders erscheinen läßt, bis die Turmspitze den letzten Sonnenstrahl auffängt und der kühlende Abendwind den Duft der Linden über den ausgestorbenen Platz trägt und wir unser Gasthaus aufsuchen. Und die Abendtafel ist auch ein echtes Stück Kalkar, heute noch wie vor Jahrzehnten, als Wilhelm Heinrich Riehl nach Kalkar kam:

„Ich trete gegen Abend zu Kalkar in ein Wirtshaus — nicht ein Hotel war's, so halb bürgerlich, halb bäuerlich, wie sich's für das Städtchen schickt — und begehre und erhalte Quartier; — ich frage, was ich zu essen haben könne? — ‚nun, das wird sich ja wohl finden!‘ entgegnet der Wirt mit unnachahmlichem Phlegma, und weiter war nichts herauszubringen. Ich will noch einen Rundgang durch die Stadt machen und bestimme sieben Uhr als die Zeit, wo ich zum Essen zurückkehren will. Der Wirt schaut mich an, als verstehe er mich nicht, und ich gehe meiner Wege.



Rathaus und alte Gerichtslinde. Rathaus erbaut 1436—1445 vom herzoglichen Baumeister Johann. Turm Ende des 16. Jahrhunderts.
Kalkar.

Nach zwei Stunden, Punkt sieben Uhr heimgekehrt, finde ich keine Spur eines Essens. Ich frage danach. „Das wird ja wohl schon kommen“, erwidert der Wirt und schneidet jede weitere Gegenrede ab, indem er mich aus der Schenkstube in ein zierlich und reinlich herausgeputztes Familienzimmer führte, wo ich einsam zurückbleibe, bis die Kinder des Hauses kommen, eines nach dem anderen, und mich artig und zutunlich ansprechen, als sei ich ein bekannter Hausfreund. Das dauert wieder eine Weile, dann wird noch ein anderer Gast in dieses Wartezimmer geführt, ein Handlungsreisender, der zum ersten Male diese Gegend besucht. Auch er wartet schon seit einer halben Stunde auf ein Gericht, welches ihm niemand nennen will, und wird im übrigen damit vertröstet, daß sich alles finden werde. — Und es fand sich wirklich. Punkt acht Uhr wurden wir zu Tisch gerufen, das heißt zum Familientische des Wirtes, an welchem wir beide den Ehrenplatz als die einzigen wirklichen Gäste erhielten. Ein jedes sprach sein stilles Tischgebet, und bald entspann sich auch ein reges Tischgespräch, nicht von Nachbar zu Nachbar, sondern ein Gespräch fürs Ganze. Wir aßen eine gute und mannigfach besetzte Tafel durch, weit mehr Gerichte, als ich außerdem hätte essen mögen, bis der Edamer Käse den Beschluß machte. Und am anderen Morgen beim Frühstück ging es ebenso. Wir waren eben die Gäste unseres Wirtes im alten patriarchalischen Sinne, und der Wirt hatte mich tags vorher gar nicht verstanden, als ich mir ein besonderes Gericht hatte auswählen und eine Essensstunde für mich privatim hatte festsetzen wollen. Der Reisende ißt nicht, was und wann er essen will, sondern was und wann ‚gegessen wird‘.“

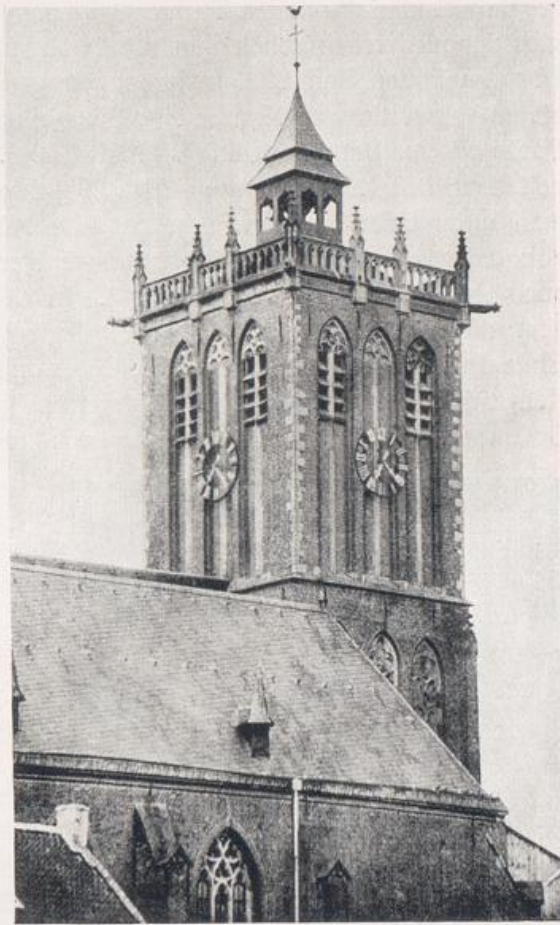
Das ist echt Kalkar und Niederrhein.

Wenn das Städtchen auch weiter in seinem stillen Frieden dahinträumt, bekannt ist sein Name doch in aller Welt durch die Kunstschatze seiner Nikolaikirche, prachtvolle Holzschnitzwerke der „Kalkarer Schule“. Wir wissen freilich, daß die Meister nicht alle aus Kalkar stammen, daß die vom unheilvollen Bildersturm erreichten niederrheinischen Städte Kleve, Emmerich, Wesel, Rees usw. früher ähnlich reich ausgestattet gewesen sein werden, daß der Name „Schule von Kalkar“ nur ein Sammelbegriff ist. Bis zum Jahre 1818 hatte St. Nikolai nicht weniger als 15 holzgeschnitzte Altaraufbauten, heute nur noch sieben. Dennoch besitzt es mit seinen anderen plastischen Kunstwerken am Chorgestühl, Marienleuchter, der Kreuzigungsgruppe usw. die reichste Sammlung an Holzschnitzkunst im ganzen Westen.

Ebenso wie die vier ehemaligen stolzen Stadttore und das Rathaus, so erinnert auch St. Nikolai und seine Ausstattung an die Blüte der Stadt im 15. Jahrhundert. Eine vermögende Kalkarer Bruderschaft U. L. Frauen stiftete die Mittel für Hoch- und andere Altäre. Die einzelnen Innungen, die Tuch- und Wollweber, die Brauer und Bäcker, die Schuster und Lohgerber, die Zimmerer und Maurer, die Schmiede und Schlosser hatten für ihre Gildenschutzpatrone eigene Altäre oder ihnen Statuen oder Gemälde geweiht. Der Patron der Schiffer und Handelsleute ist der Heilige Nikolaus (s. S. 146). St. Nikolai ist das Denkmal der früheren blühenden Handelsstadt, als hinter dem Rathaus zu Kalkar noch Rheinschiffe ankerten.

St. Nikolai liegt am Ausgange des Marktplatzes und reckt seine Baumassen und

Turm über die Häuschen seiner Immunität hinaus (Bild S. 215 b). Ein Brand hat vor einigen Jahren den Turm seines spitzen Helmes beraubt, und nun muß er sich mit einem kleinen Kapellchen hoch oben auf der Plattform begnügen. Im Ernst: hat der Turm durch den Verlust nicht gewonnen? (Bild S. 219, 213 u. 215 b). Es ist, als wolle der Himmel des Niederrheines auf St. Nikolai überhaupt keinen so hohen, spitzen Turmhelm haben, denn sonst hätte er ihn nicht so oft niedergelegt. Den ersten Helm vom Jahre 1501 hat er 1526 fortgeweht, den zweiten hat er 1766 durch Blitzschlag vernichtet. Der dritte Helm war den Bürgern von Kalkar nicht hoch genug ausgefallen. Bei der letzten großen Instandsetzung der Kirche zu Beginn unseres Jahrhunderts hat man ihn von Grund auf durch einen spitzeren ersetzt, aber schon nach wenigen Jahren hatte ihn der Himmel wieder beseitigt. Doch auch ohne den Helmaufsatz, welcher ein rassiger Turmaufbau, wenn man ihm in der engen



Kalkar — St. Nikolai.
Kirchturm. Obergeschoß (1495—1499).

Straße gegenübertritt! Uns schon ein alter Bekannter aus Duisburg und Wesel (Bild S. 157 u. 143): unten das große, hohe Spitzbogenfenster über dem Eingang, darüber die Aufteilung der Flächen des Obergeschosses durch drei schmälere Spitzbogen.

Was wir dem gelehrten Pater Stephan Beissel für die Erforschung des Xantener Domes und seiner Kunstschatze zu danken haben, das den fleißigen Studien des Pfarrers J. K. Wolff für St. Nikolai in Kalkar. 1880 erschien sein Werk „Die St. Nikolaus Kirche zu Kalkar, ihre Kunstschatze und Skulpturen, archivalisch und archäologisch untersucht“. Nach Wolffs Heimgang (1888) gab Stephan Beissel 1893 dessen „Geschichte der Stadt Kalkar“ heraus.

1409 hatte man mit dem Bau des Chores begonnen. Die Einwölbung des Langhauses geschah erst um die Mitte des Jahrhunderts. Die Anbauten neben dem Turm und an der Südseite und das Südchor stammen aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, die Sakristei neben dem Südchor erst vom Jahre 1505. Der Kölner Dombaumeister Johann von Langenberg baute 1495—1499 das Turmobergeschoß und setzte, wie wir schon hörten, 1501 den spitzen Helm auf.

Betritt man durch den Turm das Innere — diese grandiose und auf den Rhythmus der niederrheinischen Landschaft abgestimmte Weiträumigkeit einer Hallenkirche, die von fünf Säulenpaaren getragen wird. Und hier noch weit weniger als im Viktorsdom zu Xanten eine Spur himmelanragender Mystik in Aufbau und Farbe wie im Dom zu Köln (Bild III, S. 61). Tageshelle, die die räumliche Klarheit durchflutet. Als man vor etwa 20 Jahren den Bau wieder instandsetzte, fand man unter einer braunen Farbe das alte Dekorationssystem noch so gut erhalten vor, daß die Wiederherstellung nur weniger Ergänzungen bedurfte. Man fand auch eine Datierungsinschrift (1492). In dem hellgehaltenen Raum fällt nur in dem nördlichen Seitenschiff das freigelegte Wandgemälde des Weltgerichtes vom Ende des 15. Jahrhunderts auf. Die Chorwand ist hier ungebrochen gradlinig. Sonst stehen dekorative wie figürliche Darstellung ganz im Dienste des architektonischen Gedankens, der die drei Schiffe mit gleich hohen Gewölben überdachte.



Kalkar — St. Nikolai.

Maria und Johannes über dem südlichen Eingang im Innern. Früher seitlich vom Kruzifixus über dem abgebrochenen Lettner (um 1450).

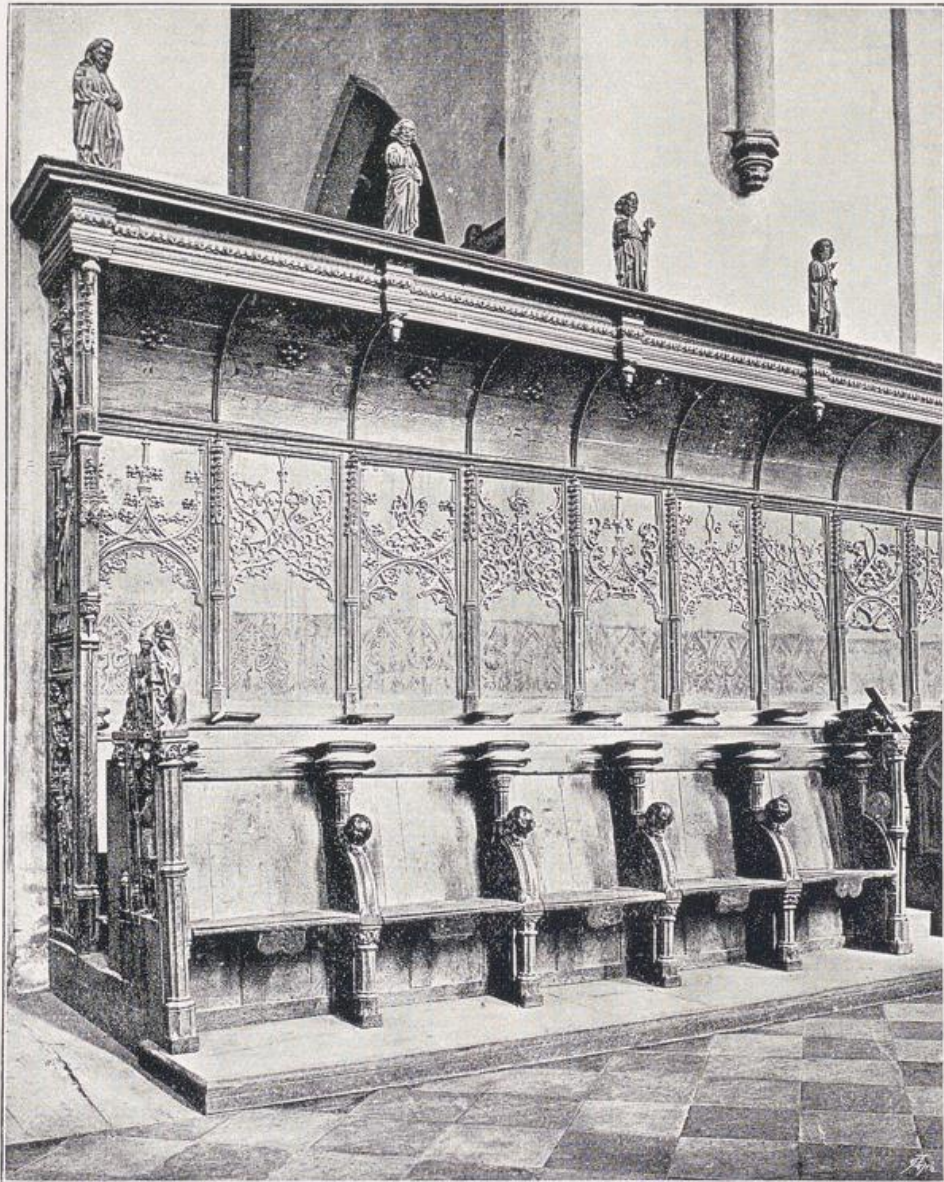


Kalkar — St. Nikolai.

Madonnenleuchter mit dem Stammbaum Christi von Heinrich Bernts (1508—1511), vollendet von Kersken von Ringenberch.

Geht das Tageslicht zur Neige, dann flammt im Mittelschiff eine neue Lichtquelle auf, der große Marienleuchter, der schönste am ganzen Niederrhein (Bild-S. 221). Die Madonna auf einer Mondsichel im Strahlenkranz, schwebende Engel bekrönen sie. In dem sechsseitigen Sockel sechs sitzende Gestalten mit Jesse, von dem aufrankt um den Strahlenkranz der Stammbaum Christi mit den Bildnissen

der Könige aus dem Stamme Juda, ganz vortreffliche und interessante Darstellungen. Gott Vater als Schlußstück der Ranken. Den über vier Meter hohen Leuchter mit den schmiedeeisernen Kerzenhaltern hat Heinrich Bernts aus Wesel in den Jahren 1508—1511 geschaffen, vollendet hat ihn nach seinem Tode Meister Kersken von Ringenberch. Hinter dem Leuchter schwebte früher vor dem Chor vom hohen Gewölbe herab ein Triumphkreuz in den Raum, und auf dem Lettnerbalken umstanden ihn, ergreifend in der schlichten, ausdrucksvollen Sprache der Gebärde und



Kalkar — St. Nikolai.

Chorgestühl von Heinrich Bernts (1505—1508). Die Statuen auf dem Baldachin ehemals auf dem abgebrochenen Lettner. — Vgl. Bild S. 220.

Gewänder die Gottesmutter und Johannes (um 1450 — Bild S. 220). Sie stehen heute über dem nördlichen Seiteneingange. Die 12 Apostelfiguren wurden anderswo verteilt, als man im Jahre 1818 den Lettner und seinen Altar leider beseitigte. Damals wurden noch sieben andere Altäre abgebrochen und in die Rumpelkammer geworfen! Die prachtvolle Kreuzigungsgruppe hat man 1861 zum Überflusse noch mit scharfer Seifenlauge von allen alten Farbresten „gereinigt“!

Heute wandert das Auge ungehindert durch die Halle des Mittelschiffes zum Hauptchor, wo sich ausbreitet Meister Loedwicks bewundernswerter Hochaltar, über sieben Meter hoch und über vier Meter breit (1498—1500). Anfänglich verwirrend das Durcheinander von nicht weniger als 208 Figuren! Dann löst sich mit einer gewissen Fernwirkung ein pyramidaler Mittelaufbau aus der Komposition, ein Linienfluß links und rechts aus den Ecken aufsteigend zu der Kreuzigungsszene hoch oben. Muß man nicht unwillkürlich bei dem spitzwinkligen dreieckigen Aufbau und dem kribbelnden Gewirr der vielen Figuren an Rubens Auferstehungsbilder und Höllenstürze denken? Allmählich lösen sich auch einzelne Szenen des Passionsdramas aus der Masse, meisterhaft in der Beobachtung und Charakterisierung der Einzelgestalten. Dabei sind die vielen Szenen des Hochaltars bei all ihrer Lebendigkeit, der Summe der Einzelbeobachtungen und der in sich geschlossenen Bildabrundung so geschickt zueinander gestellt, daß gleich wieder das ungehinderte Aufsteigen des Gesamtbildes vorherrscht. Nicht genug mit diesen zahlreichen Darstellungen hat in dem Rahmenwerk der Hohlkehlen Meister Derick Jäger noch zwölf plastische Gruppen und zwei Prophetenhalbfiguren dem Holz abgerungen, und Meister Jan van Halder drei Szenen in den Unterbau geschnitzt. Zu den 208 geschnitzten Figuren gesellen sich auf den Seitenflügeln noch 216 gemalte. Ist der Altar geöffnet, so umrahmen ihn zehn Gemälde; ist er geschlossen, so verdecken ihn ihrer zehn; eine kleine Gemäldegalerie von zwanzig Tafeln des Lebens Jesu leuchtend in den kräftigen satten Farben. Es ist das Werk des Jan Joest von Harlem (1505—1508). Wie im Viktorsdom zu Xanten, würde es auch hier in St. Nikolai zu Kalkar im Rahmen unserer „Kunstreise auf dem Rhein“ zu weit führen, Stück für Stück der Kostbarkeiten zu beschreiben und zu würdigen; wie der Viktorsdom, so verlangt auch St. Nikolai nach einer umfangreicheren Bildveröffentlichung mit zahlreichen Detailwiedergaben, um das fabelhafte künstlerische und handwerkliche Können der Meister erst einmal in das richtige Licht zu rücken; wie in Xanten müssen wir uns auch in Kalkar hier mit einer allgemeinen Orientierung über die Fülle der Kostbarkeiten begnügen.

Der Meister des Marienleuchters, Heinrich Bernts, hat in den Jahren 1505—1508 für die Seitenwände des Hauptchores das lange Gestühl geschaffen (Bild S. 222). Wie bei den einzelnen Altären, so hat man auch hier bei den Wiederherstellungsarbeiten verschiedene Teile miteinander verbunden. Früher schlossen gotische Baldachine statt des gradlinigen Renaissancedaches den Aufbau. Die Apostelstatuen darüber entnahm man dem abgebrochenen Lettner. Reizvolle Schnitzereien beleben die Rückwand der Sitze, und die seitlichen Wangenstücke haben meisterhaften, plastisch figürlichen Schmuck erhalten. Dazu kommen köstliche Drolieren, humorvolle Darstellungen aus der Tierfabel usw. Sakramentshaus aus der ersten



St. Johannes vom Johannesaltar (um 1540).



Maria Magdalena vom Crispinusaltar (um 1540).

Kalkar — St. Nikolai.

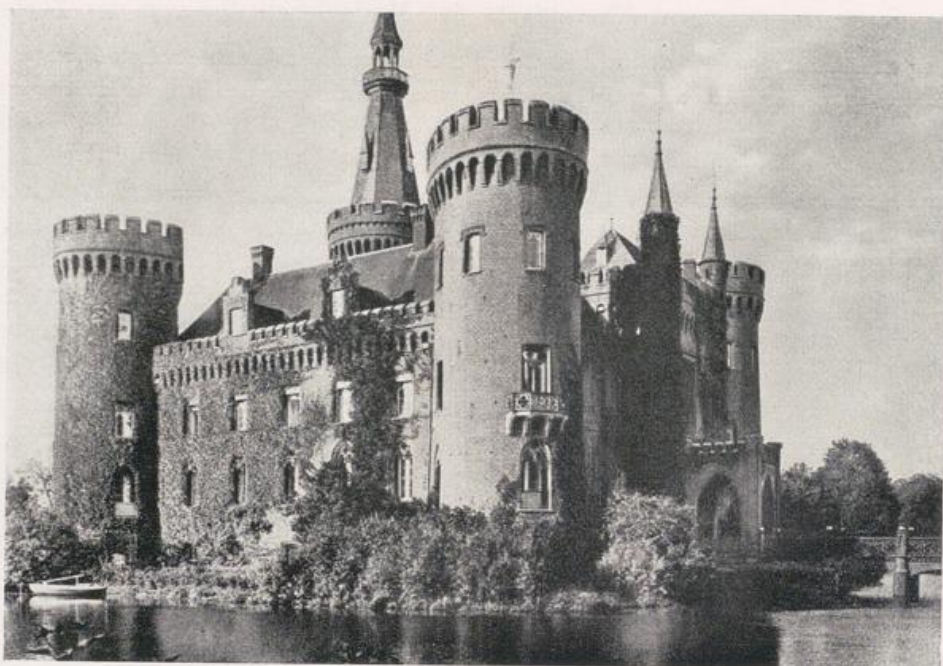
Hälfte des 15. Jahrhunderts, alte Tafelbilder und kunstvolle Monstranzen bilden den weiteren Schmuck des Hochchores, der in seiner Abgeschlossenheit und Ausstattung wirkt wie eine Kapelle für sich.

Ebenso die beiden Seitenchöre, deren Eintritt berahmt wird von zwei Altären. Im Chorrund wieder je ein Altar. Dazu Tafelmalereien und Einzelplastiken in den beiden Chören verteilt. Den Hauptschmuck bilden aber die sechs Altäre. Man betrachte sie zweckmäßiger in der zeitlich geschichtlichen Folge als in dem Nacheinander der heutigen Aufstellung. Man gewinnt so ein interessantes Bild des Überganges von der Spätgotik zur Frührenaissance.

Noch vor dem Hochaltar hatte Meister Arndt aus Zwolle in den Jahren zwischen 1483—1493 den Marienaltar geschaffen. Für den Unterbau schnitzte Meister Eberhard van Monster Szenen aus dem Leben des Evangelisten Johannes. Zehn pla-

stische Gruppen stellen im Altaraufsatz das Marienleben dar von der Zurückweisung des Opfers Joachims bis zur Himmelfahrt der Jungfrau, vornehm wirkende Kompositionen, schön im Linienfluß der Gewänder der schlanken Gestalten, vor allem schön die Himmelfahrt der Jungfrau. Um dieselbe Zeit etwa entstanden der Georgsaltar mit landschaftlich reichen Hintergründen in den neun Szenen aus der Legende des Heiligen Georgs und Meister Derick Boegarts Annenaltar mit der wirkungsvollen großfigurigen, fast lebensgroßen Darstellung der Heiligen Sippe. Von 1520—1522 ist dann Heinrich Douvermann an seinem Altarwerk der Sieben Schmerzen der Maria tätig, im Aufbau, Umriß, Aufteilung, Unterbau mit dem Rankenwerk der Wurzel Jesse, das wieder den ganzen Rahmen des Oberbaus umzieht, blutsverwandt Douvermanns Marienaltar im Dom zu Xanten (s. S. 189). „Heinrich Douvermann ist die ausgeprägteste Künstlerpersönlichkeit unter den Kalkarer Meistern, voll von leidenschaftlichem Ausdruck, dabei Virtuose der Technik ohne gleichen. In den Untersätzen für den Kalkarer und Xantener Altar quält er das Holz in die unmöglichsten Formen hinein. Alles bei ihm ist Ausdruck und Bewegung“ (Clemen). Mit den dann zeitlich folgenden beiden Altären, dem Crispinus- und dem Johannesaltar, dringt ein aus den Niederlanden die neue Kunst- und Formensprache der Frührenaissance in den dekorativen Gliederungen symmetrischer Ornamentformen der Baldachine und in der Zeichnung der Architekturteile. Die Statue der Maria Magdalena vom Crispinusaltar und des Johannes vom Johannesaltar sind vollendet schöne Werke ihrer Zeit (Bild S. 224).

Vor den Toren Kalkars, verborgen und noch ungestörter als Kalkar selbst, breitet sich aus ein Landstrich, stimmungsvoll schön, „Schönes Land“, wie der Holländer sagt, „en moj Land“, und so nennt es sich selbst „Moyland“ — Schönland. Wie holländisch alles uns hier anmutet, die prachtvollen Lindenalleen, die von der Landstraße zu dem schönen Stück Erde führen, das sauber gehaltene Gasthaus, gegenüber im Grün der Bäume und umrankt von Epheu die schlichte Evangelische Kirche, die Stille der wohlgepflegten Gartenwege und Parkanlagen mit ihren Rasenteppichen und herrlich gehaltenen Blumenbeeten, die breiten Wassergräben, auf denen stolz und feierlich Schwäne ihre Bahnen ziehen. Mitten aus den schützenden Gräben steigt ein Schloßbau auf, märchenhaft schön in dieser Geborgenheit, leuchtendes Rot der Backsteine gegen das Grün des Parkes, über Dach und Eingang hinauswachsend an den Ecken die Türme — Schloß Moyland (Bild S. 226, 227). Zinnenkränze ringsum die Schloßflügel und Türme. Als ich noch jünger war und der Sinn für die künstlerische Feinheit der Baukunst der Romantik des 19. Jahrhunderts mir noch fremd, oder besser gesagt, als ich durch allgemeines Vorurteil der Kunstschreiber gegen die Neugotik der Romantik mit ihr mich nicht beschäftigen wollte, schrieb ich im Jahre 1915 im ersten Bande meiner „Baukunst am Niederrhein“: „Das heutige Moyland ist ganz und gar nach dem Vorbilde von Windsor Castle und Hampton Court vercastlet und seines monumentalen, urwüchsigen Charakters beraubt, seit Zwirner, der Kölner Dombaumeister, ihm im Jahre 1854 zahme Kränze der Romantik um seine Zinnen und Portale gewunden hat.“ Ich verwies dann auf das Bild des früheren Zustandes, den Stich des Jan



Schloß Moyland.

15. Jahrhundert. Umgebaut 1854 von Zwirner. — Vgl. S. 227.

de Beyer von 1745. Wenige Zeit später war ich gezwungen, als Mitarbeiter des von Joseph Hansen herausgegebenen Jubiläumswerkes „Die Rheinprovinz 1815 bis 1915“, mich nun einmal ernster mit der Baukunst der Romantik zu beschäftigen, Seitdem ist meine Hochachtung vor dem Baukünstler Zwirner nur noch gestiegen, und seitdem gehört für mich ein Besuch auf Schloß Moyland zu den schönsten Dingen am Niederrhein. Freilich hat das alte Schloß des 15. Jahrhunderts, das Ende des 17. Jahrhunderts der General von Spaen im Inneren und Äußeren ausbauen ließ, durch Zwirners Umgestaltung seinen rassigen Umriß verloren. Aber hat das Zeitalter des Barocks und Rokoko nicht auch schon den meisten alten Schloßbesitz baulich neuzeitlichen Wohnbedürfnissen entsprechend umgemodelt und aus einer Wehrburg ein Wohnschloß gemacht? Durfte das nicht auch die Zeit der Romane Walter Scotts, die so sich, wie das neue Moyland ist, einen idyllischen Rittersitz dachte? Erst mußte ein mißverstandenes Rokoko wieder „entdeckt“ werden, dann ein in seiner rhythmischen Sprache nicht mehr erkannter Klassizismus, und so wird auch die mit Vorurteilen verbrämte Baukunst der Romantik ihre Zeit geschichtlicher Würdigung finden. Das eine steht fest: Dem stimmungsvollen Zauber, den Schloß und Umgebung von Moyland atmen, kann man sich nicht entziehen!

Hat man den Fuß über die Brücke der Gräfte gesetzt, dann erwartet uns im Inneren eine neue Überraschung. Blumen allenthalben in den behaglichen Räumen. Moyland hat große Dahlienveredelungskulturen. Im Erdgeschoß ist noch die alte Einrichtung des Generals von Spaen erhalten, das Wohnzimmer von 1668, das Eßzimmer von 1670, wo Friedrich der Große 1740 die erste Begegnung mit Voltaire

hatte. Holzverkleidet, darüber an den Wänden Gobelins, ein delikates gearbeitetes Buffet mit geschnitzten Halbfiguren Früchte tragend in die Wand eingelassen, der Marmorkamin und dann der gemalte Olymp über uns an der Decke. Ein Salon köstlicher Meißener Porzellane und, wie geschaffen für den Raum, eine Leda aus der Zeit Correggios und verführerische Unschuld eines Mädchens im Negligé von Greuze, nachdenklich über den Liebesbrief, der in ihrem Schoß liegt, vor sich hinträumend. In einem Raum des Obergeschosses schaut von der Decke über eine Galerie eine lustig tanzende Gesellschaft auf die Gäste herab, eine illusionistische Deckenmalerei (1767). Und dann die Bildersammlung auf Schloß Moyland! Perle an Perle! Franz Hals, van der Helst, Moreelse, Mytens, Nikolas Maes, Brakenburgh, Honthorst, van Dyck, Rubens, Jordaens, Koninck, Rottenhammer, Guido Reni, Jan Steen, Palamedes, Rombouts, Kaspar Netscher, Jan Breughel, Hobbema, Wijnants, Zaffleven, Nikolas Poussin, Wouvermann usw. usw. — Schloß Moyland ist die bedeutendste Privatgalerie am Niederrhein.



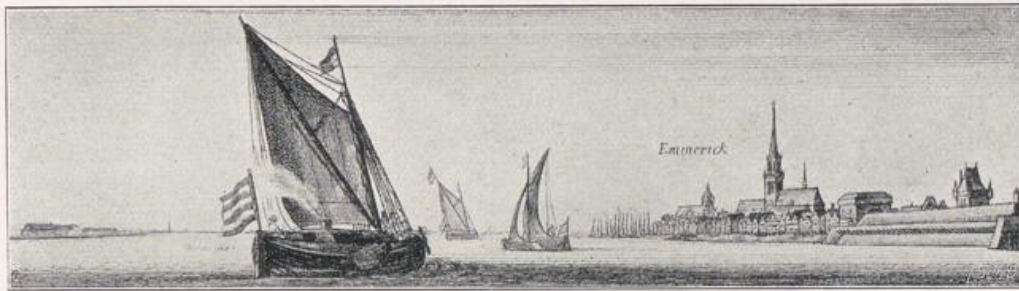
Schloß Moyland.

15. Jahrhundert. Umgebaut 1854 von Zwirner. — Vgl. S. 226.

Wir müssen fort aus diesem einzigartigen Schloßidyll am Niederrhein. In Rees wartet das Schiff. Malerisch abwechslungsreich wie die Anfahrt ist immer auch die Abfahrt von Rees, das Spiel der sich verschiebenden Türme. Hinter Hönnepel liegt, auch bei normalem Wasserstande von alten Rheinarmen in weitem Umkreise umrahmt und früher eine Insel mitten im Strom, das „Eiland“ Wissel. Die Kirche nennen die Bewohner ihren „Wisseler Dom“, nicht ganz ohne Grund, denn der Bau wirkt mit seinen beiden wuchtig gegliederten Chortürmen tatsächlich wie ein Monumentalgebilde in der Umgebung und weiteren Landschaft. Auch kunstgeschichtlich ist der Bau nicht uninteressant, eine der wenigen noch ziemlich unveränderten romanischen Tuffsteinkirchen der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts am unteren Niederrhein, die sich nur im 15. Jahrhundert einen gotischen Chorausbau gestattet hat. Dann auch geschichtlich ist Wissel ein interessanter Fleck, ist doch die heutige Kirche bereits die dritte des von Everhard, Grafen von Kleve, gegründeten Kanonikerstiftes. Unweit stromabwärts, unmittelbar am Fluß, inmitten fruchtbarer Bauernhöfe der stille Ort Grieth (Bild S. 228). Von der alten Burg, Haus Grieth genannt, ist noch der Turm erhalten; und in der schlichten gotischen Backsteinkirche des 15. Jahrhunderts bewundert man den kunstvoll geschnitzten Hochaltar (um 1500). Rechts eine Insel im Strom, umspült von der neuen Fahrrinne und einem alten Rheinarm. Gegenüber dem Ausgang der Insel, hinter hohen Bäumen an beiden Flußläufen, Dornick. Die alte Burg hat im 17. Jahrhundert die Rheinüberschwemmung einfach mit fortgespült. Aber noch erhalten ist aus denselben Jahren das große Querhaus und der stumpfe, wuchtige Turm der Kirche. Bald erscheinen vor uns die Türme von Emmerich (Bild S. 229).



Grieth am Niederrhein.



Emmerich.

Nach dem Stich von Wenzel Hollar (17. Jahrhundert).

Lebhaft ist es mit einem Male wieder auf dem Strom geworden. Schiff an Schiff, neben- und hintereinander gestaffelt wie vor dem Ruhrorter Hafen vor Anker (Bild S. 145). Dazwischen flinke kleine Dampf- oder Motorboote hin- und herfahrend. Das sind die Kontrollboote der Zöllner. Emmerich ist deutsche Zollstation für den ein- und ausfahrenden Rheinschiffer. Im Zollhafen ein Gedränge der Schiffe, die auf ihre Abfertigung warten. Das ist ein bewegtes Bild vor der langgestreckten Emmericher Rheinfront. Zwei Turmbauten geben ihm die feste Umrahmung; stromabwärts der Turm der Martinikirche, stromaufwärts der Turm der Aldegundiskirche (Bild S. 229 b u. 233). Der Aldegundisturm elegant in seiner hellen



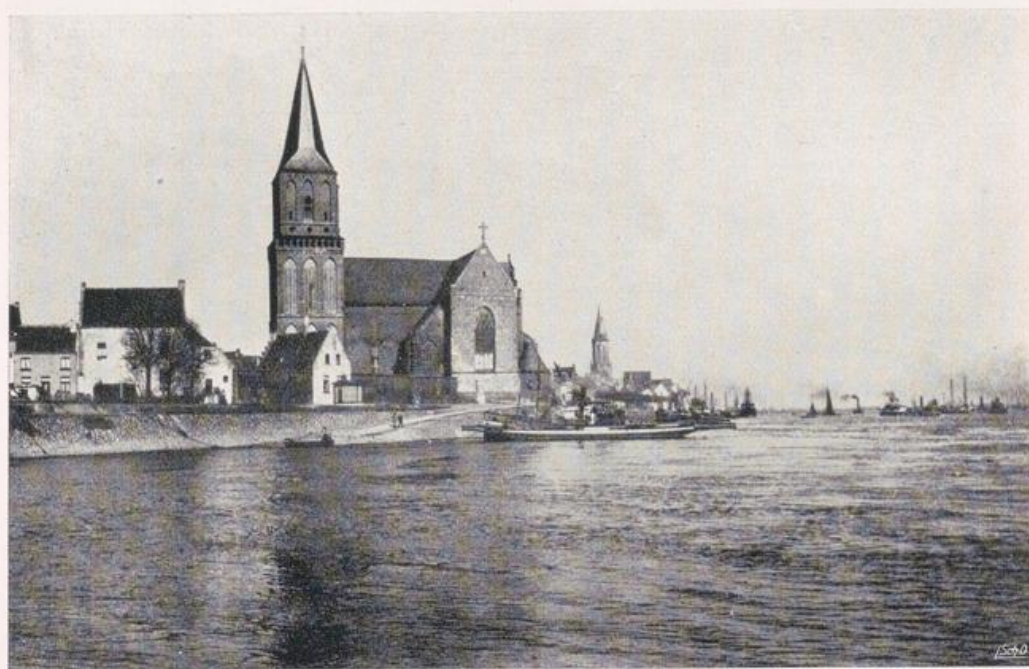
Emmerich.

Links Martinikirche. (Vgl. Bilder S. 230 u. 237 a.) — Rechts Aldegundiskirche. (Vgl. Bild S. 231.)



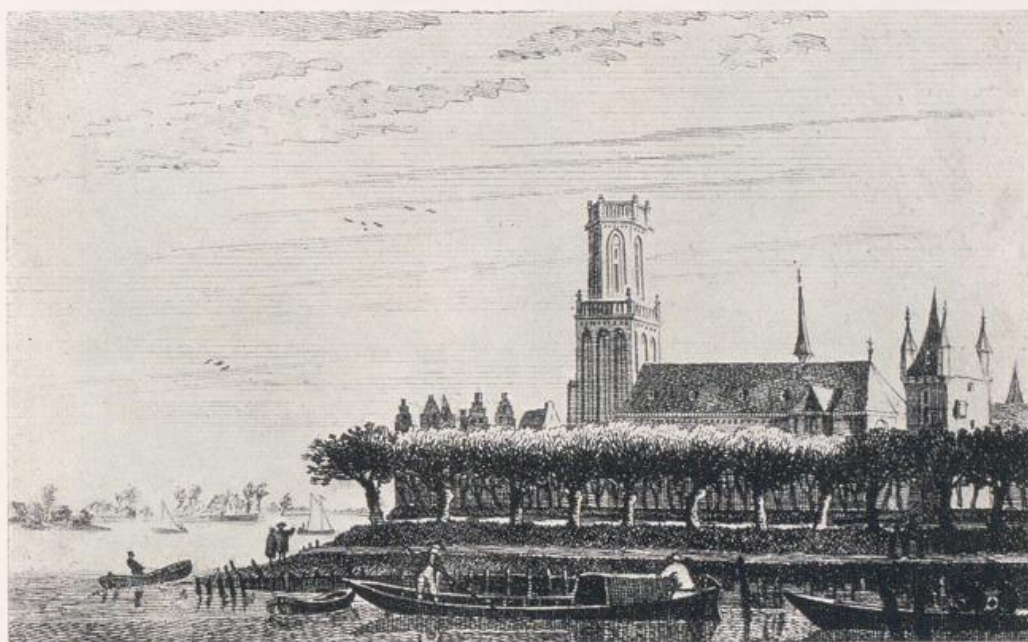
Emmerich.

Martinikirche im Jahre 1732. — Stich von Paul van Liemder nach Zeichnung von Jan de Beyer.
Vgl. Bild S. 237 a.



Emmerich.

Martinikirche. — Vgl. Bild S. 237 a.



Emmerich.

Aldegundiskirche im Jahre 1732. Stich von Paul van Liemder nach Zeichnung von Jan de Beyer. Neubau des Turmes nach der Brand- und Sturmkatastrophe von 1651 u. 1660. — Rechts das ehemalige Wassertor. — Vgl. Bild S. 233.

Tuffsteingliederung des quadratischen Unterbaus mit seinen hohen Spitzenbogenblenden, oben mit der Galerie; auf seiner Plattform, ähnlich gegliedert, ein schmalerer achtseitiger Aufbau (Bild S. 231). Ihm zu Füßen bescheidene schmucklose Bürgerhäuser; das ist der besondere Reiz des Bildes, der dem Aldegundisturm den schlanken Wuchs gibt. Der Martiniturm dagegen schwerer, wuchtiger, weniger zierlich, obwohl auch er sich im Oberbau verjüngt (Bild S. 230). Steht er nicht da wie ein wachhaltender Zollturm, der den von Holland einfahrenden Schiffen schon von weitem zuruft: „Stopp! Zollrevision!“ Früher war das Stadtbild zwischen den beiden Türmen noch malerischer, als Moritz von Oranien von 1614 ab die Stadt neu befestigt hatte, als von dem anderen Ufer das Fort Oranien herübergrüßte und unter dem Schutze des Oraniers die Stadt nach der vorausgegangenen Leidenszeit unter den Spaniern eine rege Bautätigkeit entfaltete und zwischen den beiden Kirchtürmen den lustigen Reigen der Giebelhäuser aufführte (Bild S. 233). Heute stören auch empfindlich das schöne Stadtbild die drei hohen Industrieschlote (Bild S. 229b). In großem Bogen steuert unser Schiff um die wartende Rheinschiffsflotte, bis es langsam die Anlegestelle erreicht.

Schattige Alleen begleiten den Zug der breiten Rheinwerft. Durch das Christophstor betritt man das Innere der Stadt (Nr. 18 auf Bild S. 233), Christophstor genannt, weil hier anfangs des 16. Jahrhunderts auf der Innenseite überlebensgroß unter einer Steinblende eine ausgezeichnete farbige Steinfigur des Heiligen Christophorus angebracht worden ist. Aber so schlicht wie diese Rheinpforte waren die übrigen, nach der Landseite gelegenen Stadttore nicht. Da war hinter St. Aldegundis am Strom das stattliche Wassertor (Bild S. 231 u. Nr. 20 auf 233). Ähnlich waren Steintor und

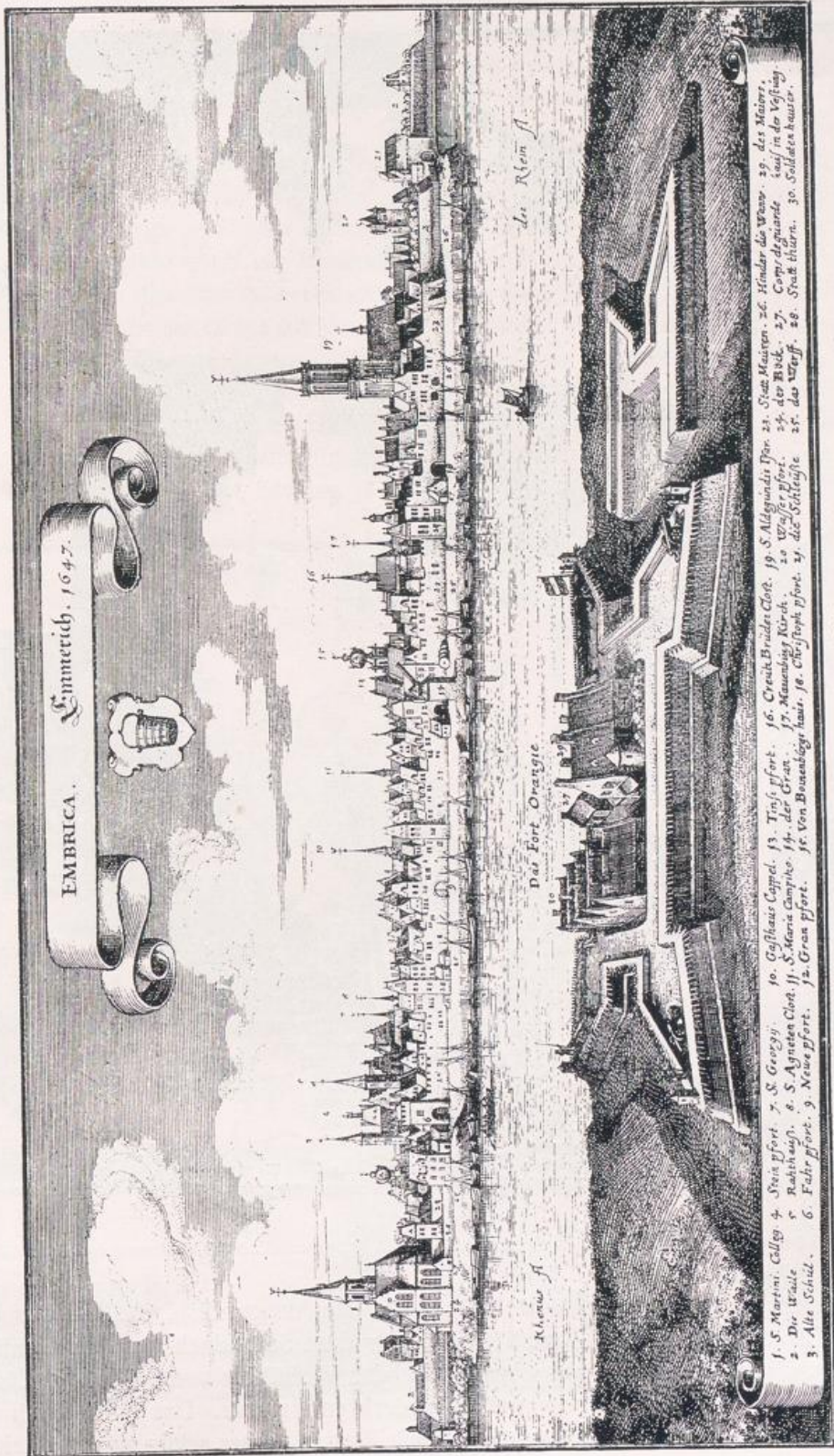


Emmerich.

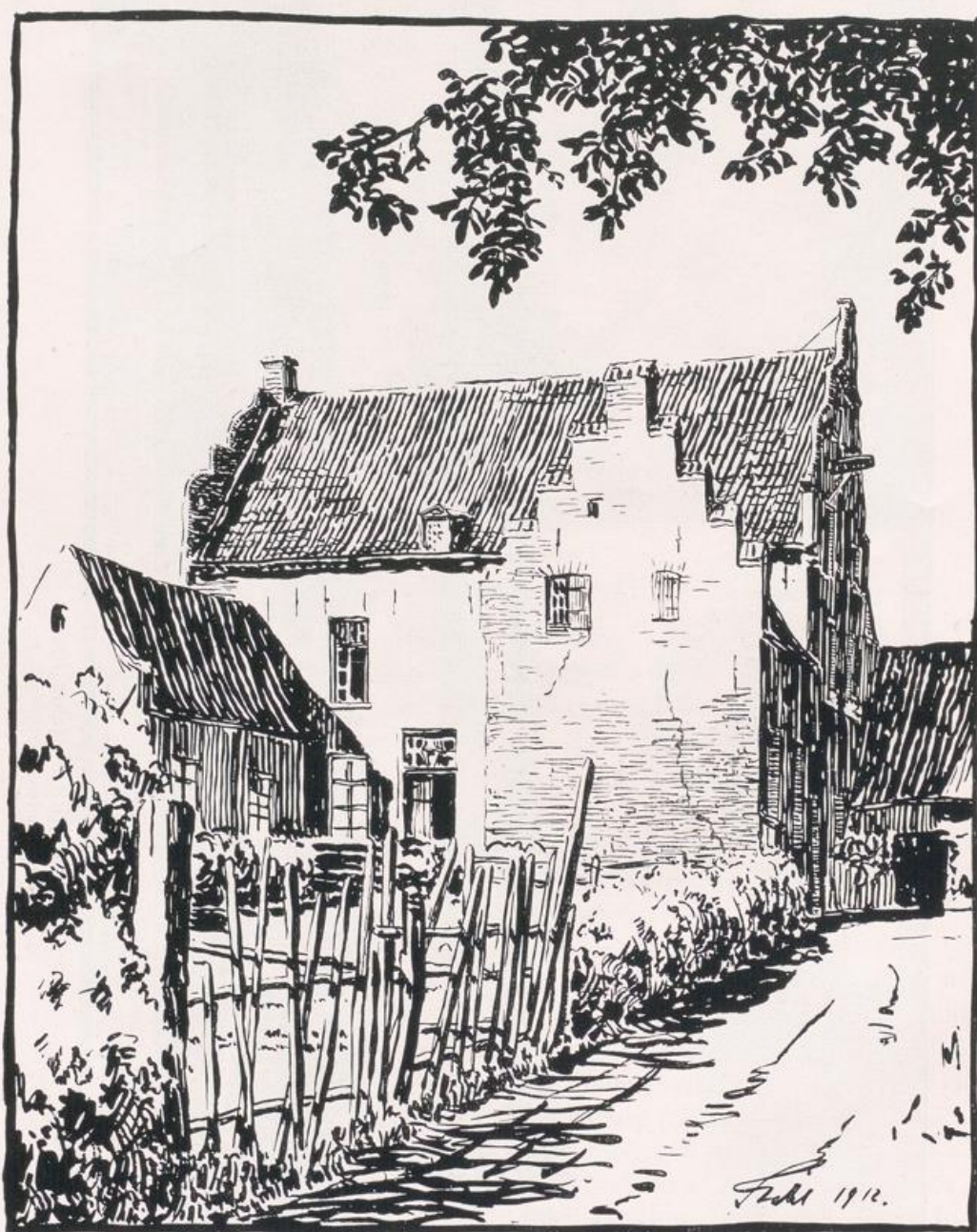
Ehemaliges Löwentor nach Jan de Beyer (1745).

Löwentor, die uns wieder in alten Aufnahmen des Jan de Beyer vom Jahre 1745 erhalten sind (Bild S. 232), monumentale Akzente im Stadtbilde, ausgedehnter noch als das Klever Tor in Xanten, an das sie erinnern mit den beiden Türmen, des Vordertores und dem mit Wehrerkern geschmückten Haupttor (Bild S. 199). Moritz von Oranien hatte vor diesem Tor noch eine halbrunde Verstärkung anbringen lassen (Bild S. 232).

Und nun folgt eine arge Enttäuschung, wenn man das Innere der Stadt betritt. Wo sind nur die vielen schmucken alten Giebelhäuser aus Merians Stadtansicht geblieben (Bild S. 233)? In der Kirchstraße noch ein Treppengiebelhaus, in der Steinstraße noch einige alte Bürgerhäuser mit Volutengiebeln, auf dem Marktplatz der stattliche sechsgeschossige „Hof von Holland“ (1650), aber wie wenig gepflegt, dann die malerische Baronie der Droste-Vischering zwischen Gärten und Stadtmauer mit ihren verschiedenen Giebelformen (Ende 17. Jahrhunderts, Bild S. 234, 235). Ähnlich müssen früher die anderen Adelssitze in der Stadt gewesen sein, die Häuser der Aswijn, Rijswijk, Zwalwenburg und Boinenburg (Nr. 15 auf S. 233). Und was ist aus dem alten spätgotischen Rathause geworden, das Merian vorfand mit Turm und Giebeln (Nr. 5 auf S. 233), und dessen Front einst mit Statuen geziert war wie das Rathaus zu Wesel (Bild S. 161)! Verschwunden ist auch die ehemalige Burg der Herzöge von Kleve. Erst am Aldegundiskirchplatz tritt einem ein freundlicheres Bild entgegen, Backsteingiebel, leuchtend rote Dächer, ein Pfarrgarten mit dem reizenden achtseitigen Biedermeiergardenhäuschen, das sich so lustig neugierig durch die Gartenmauer vordrängt (Bild S. 236). Aus dem stillen Kirchplatz reckt St. Aldegundis ihren schönen schlanken Turm auf. 1651 hatte ihn der Blitz getroffen. 1660 hatte der Sturm den ausgebrannten Turm umgeworfen und dabei auch die Kirche beschädigt. Der Neubau war lange ohne Helm, den er erst 1854 wieder erhielt (Bild S. 231, 229).



Emmerich im Jahre 1647.
Nach Merians Topographia etc.



Emmerich.

Ehemalige Baronie der Familie Droste-Vischering. Erbaut 17. Jahrhundert. Nach Zeichnung von Ernst Stahl.
Vgl. Bild S. 235.

Eigenartig wie das Äußere des Langhauses der Aldegundiskirche, bei dem die Pultdächer der Seitenschiffe unmittelbar unter dem Satteldach des Mittelschiffes ansetzen, ist auch die Wirkung des Inneren, das Verhältnis von Höhe und Länge des dunklen, von reichen Sterngewölben bedeckten Raumes. Das erklärt sich aus der späteren Erweiterung des Bauwerks nach Westen. Aber schön sind die beiden

Statuen der Heiligen Agnes und Katharina (um 1490), die von den zahlreichen anderen Plastiken auffallend sich abheben. Die kostbare Monstranz ist „eines der größten und prächtigsten Werke der Klever Hofgoldschmiedekunst um 1500“ (Clemen).

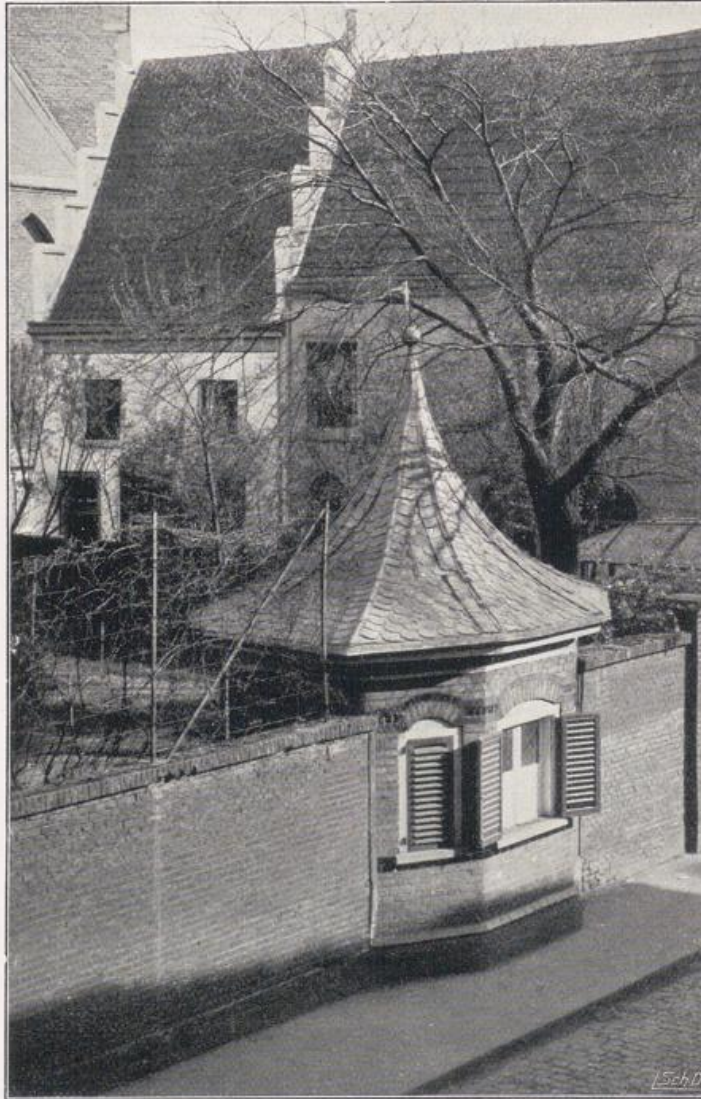
Auch der Weg durch die Stadt zur Martinikirche ist nicht erfreulich, und man freut sich, wenn man auf dem lindenbestandenen Platz bei St. Martini anlangt, wo noch einige alte getünchte Backsteinhäuser mit Schiebefenstern und verschnörkelten Oberlichtern durch die Baumkronen lugen (Bild S. 237b). Auch die nähere Umgebung um den Martinikirchturm ist nicht ohne Reiz. Das Innere der Kirche wirkt indes noch seltsamer als das der Aldegundiskirche: hinter dem Turm eine einschiffige Halle, quer dazu gestellt eine dreischiffige, nicht sehr tiefe Halle. Hier führen links Stufen hinunter zu einer in der ganzen Anlage interessanten Krypta und hinauf zu einem tiefen Hochchor mit Barockaltar und langem Chorgestühl (1486), das reichen Wappenschmuck und höchst belustigende Darstellungen aus der Tierfabel zeigt. Man bewundert unten im Seitenschiff den reich gegliederten



Emmerich.

Ehemalige Baronie. — Vgl. Bild S. 234. — Zeichnung von Ernst Stahl.

kupfernen Taufbrunnen (um 1550) und die im Raum verteilten anderen Arbeiten. Doch was mehr reizt als alle diese Kostbarkeiten, zu denen noch ein reicher Kirchenschatz zu zählen ist, ist die Frage, die einem von selbst kommt: Wie ist der eigenartige Raum nur entstanden, in dem man sich anfänglich nicht zu orientieren weiß? Draußen auf der Rheinwerft wird einem die Baugeschichte von St. Martini klarer (Bild S. 237, 230): Der dreischiffige kurze Querbau ist die alte, von Westen nach Osten orientierte Kirche. Ursprünglich war sie viel länger, aber der West-



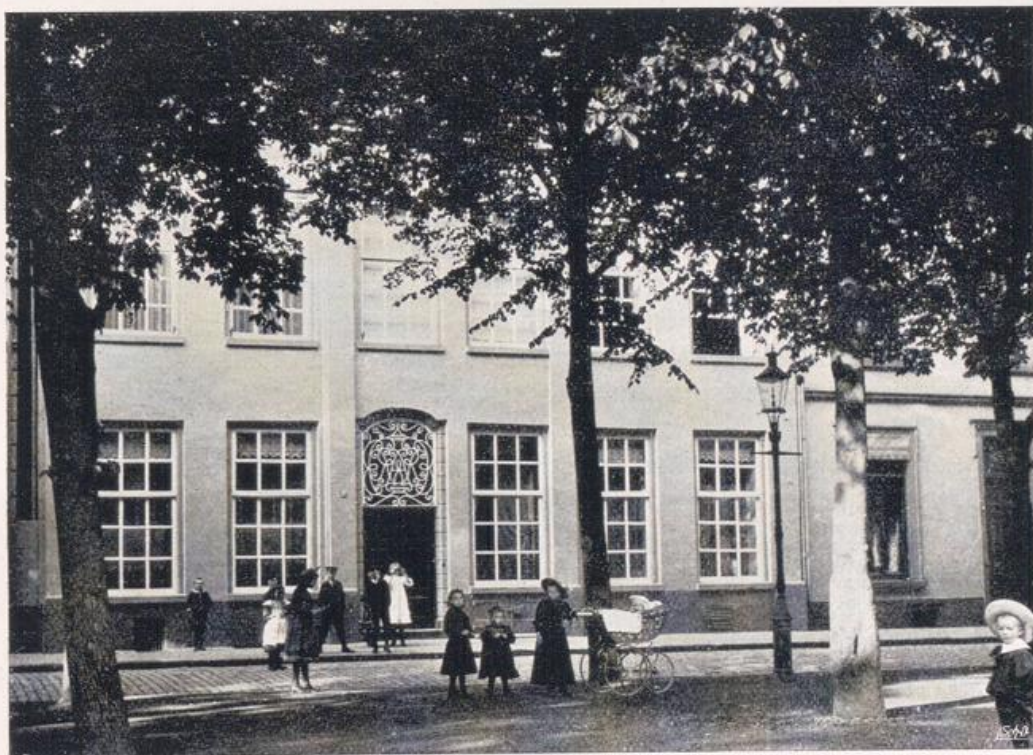
Emmerich.
Partie am Pfarrgarten von St. Aldegundis.

teil war dauernd dem Ansturm des Hochwassers ausgesetzt. Vergeblich hatte man der Gefahr mit einem Entlastungskanal und Bittprozessionen zu begegnen versucht. In den Jahren 1233—1237 brachten die Fluten den Westteil mit seinen beiden Türmen zu Fall. Ende des 14. Jahrhunderts richtete das Hochwasser neue Verwüstungen an. Im folgenden Jahrhundert beschloß man, die Kirche nach Norden auszubauen. So entstand die einschiffige Halle mit dem Turm, der Mitte des 15. Jahrhunderts vollendet war. Aus der ersten Hälfte stammt der Südgiebel zum Rhein usw. (Bild S. 237a). Dazu kamen im Laufe der Jahre noch andere bauliche Veränderungen.



Emmerich.

St. Martinikirche. Der Giebel zum Rhein (Südgiebel) Mitte 15. Jahrhunderts. Rechts davon das Ostchor. Links verkümmerter Westteil, nachdem das Hochwasser von 1233—1237 Westfront und Türme gestürzt hatte. Ausbau nach Norden 15. Jahrhundert. Nordturm Mitte des Jahrhunderts. — Vgl. Bilder S. 230.



Emmerich.

Partie am Platz bei St. Martini.



Hochelten.

Ehemalige Stiftskirche. Erbaut 1129. Zerstört 1585. Verkürzt wieder hergestellt 1671. — Inneres s. S. 240.

schlichten einschiffigen Backsteinkirche aus dem 18. Jahrhundert. Rechts von der Landstraße liegt im Schutze uralter Eichbäume und Wassergräben Haus Borghees, die ehemalige Besitzung des „schönen Kätchens von Emmerich“ aus der heute noch am alten Krantor zu Emmerich erhaltenen Kneipe, die als „Frau Kurfürstlich Brandenburgischen Geheimen Sekretär Biedekapp“ nach Berlin kam und als Exzellenz und Reichsgräfin von Wartenberg, als Ehefrau des einflußreichen Ministers am Hofe des ersten Preußenkönigs oft bestimmenden Einfluß gewann. Borghees ist ein zweistöckiges klassizistisches Backsteinhaus vom Jahre 1680 mit Pilastern und schlankem Treppenturm, über der Haustür das Wappen der Rickers, an den Ecken des Hauses auf ihren Hinterpranken aufgerichtet wappenhaltende Löwen. — Vor uns der breite Rücken des bewaldeten Eltenberges dicht an die Landstraße herangerückt, und weithin sichtbar sein altes Kirchlein. Zu seinen Füßen sucht die Wild den Rhein. Malerisches Bild, wie alles, was den Eltenberg umgibt.

Steil geht der Weg bergan. Oben ein herrliches Panorama, das noch einmal die letzten Erlebnisse unserer Rheinreise zusammenfaßt. Ungehindert schweift

In Emmerich endigt unsere Schiffsreise auf dem Rhein. Drüben, stromabwärts liegt schon Lobith, die holländische Zollstation. Die Martinikirche am Ende der Rheinwerft wirkt auch tatsächlich wie ein Grenzwahrzeichen: — Schluß, der Weg biegt landeinwärts. Links und rechts zu beiden Seiten des Stromes tauchen aus der Landschaft zwei hochgelegene Punkte auf. Sie zählen noch zu Deutschland. Sie bilden die deutsche Rheinpforte, der Klever Berg mit der Schwanenburg und der Eltenberg mit der alten Stiftskirche. Laßt uns zum Schluß noch dorthin wandern und von den Höhen aus verfolgen, wie der Vater Rhein uns verläßt, dann bald hinter der Grenze in seinem breiten Überfluß sich teilt in Waal und Leek und seinen guten alten Namen ablegt.

Eine baumbestandene Landstraße begleitet uns gleich vom Ausgange Emmerichs. Der Weg geht über Hüthum mit seiner

der Blick aus der Halle des Kurhauses, oder besser noch vom Aussichtsturm, über das Land. Deutlich erkennt man die Türme von Emmerich, Rees und Wesel und auf dem anderen Ufer Xanten, Kalkar und Moyland, gegenüber die Schwanenburg zu Kleve. Man verfolgt den Rheinstrom weithin nach Holland. Dort liegt Nymwegen, dort Arnheim. Mitten durch unsere waldige Anhöhe läuft die holländische Grenze: Dort liegt Montferberg, dort s'Herrenberg. Dazwischen reiche Höfe und fruchtbare Felder und Weiden.

Wie der Monreberg bei Kalkar, der Burghügel zu Kleve und der Fürstenberg bei Xanten, so mag auch der Eltenberg eine römische Grenzwarde gewesen sein. „Drususbrunnen“ ist kein Zufallsnamen, wenn auch der 72 Meter tiefe Brunnen auf dem Eltenberg kein Römerdenkmal ist. Grafen von Hamaland aus dem Stamme der Chamaver sind nach der Römerherrschaft Herren des Eltenberges. 963 errichtet hier Graf Wichmann ein adeliges Damenstift, das 973 auf dem Reichstage zu Nymwegen durch Kaiser Otto II. Reichsunmittelbarkeit erlangt. Groß war freilich das „Gefürstete, Kaiserliche, freiweltliche Reichsstift“ nicht, einundeine halbe Stunde lang, eine Stunde breit. Aber die Äbtissin war „Fürstin von Gottes Gnaden“ und durfte sich einen Erbmarschall, einen Erbhofmeister, einen Erbkämmerer, einen Erbmundschenk und einen Erbjägermeister halten. Mit dem Zwang der adeligen Fräuleins in dem „Jufferenstift“ war es auch nicht weit her. Sie brauchten kein Gelübde abzulegen, waren nicht einmal gezwungen, dauernd im Stift zu wohnen, konnten im Grunde machen, was sie wollten und auch heiraten, wenn sie etwas Passendes finden mochten. Unter der fünften Fürstäbtissin Irmgardis (1100—1129) wurde eine neue romanische Kirche aufgeführt. Unter der Fürstäbtissin Elisabeth aus dem Hause Holsaten (1365—1402) zählte das kleine Fürstentum nicht weniger als 26 Bierbrauereien. 1585 zerstörten leider die puritanischen Holländer sämtliche Gebäude. In der Folgezeit sah der Eltenberg eine holländische Redoute auf seinem Rücken. Dann begann unter Maria Sophia aus dem Hause Salm-Reifferscheidt (1645—1674) und Maria Franziska aus dem Hause Manderscheidt-Blankenheim (1674—1708) der Wiederaufbau. Die 30. und vorletzte Fürstin von Elten war die achtjährige Nichte Friedrich Wilhelms III. von Preußen, Luise Wilhelmine Friederike, Prinzessin von Radzivil. Die letzte Fürstin die Nichte Napoleons I., die neunjährige Prinzessin Laetitia Murat. 1811 war es mit der Stiftsherrlichkeit vorbei: 1834 wurde der größte Teil der Abteigebäude auf Abbruch verkauft.

Was heute sich aus Friedhofs- und Waldesgrün auf dem Eltenberg erhebt, ist nur noch der Rest der altromanischen Stiftskirche der Äbtissin Irmgard (1129) nach der Zerstörung von 1585 durch die Holländer und dem Wiederaufbau von 1671 (Bild S. 238). Ursprünglich war die Kirche bedeutend großräumiger. Hugo Rathgens hat 1912 in der „Zeitschrift für Geschichte der Architektur“ an der Hand alter Aufnahmen einen zeichnerischen Wiederherstellungsversuch unternommen. Darnach darf man die ehemals dreischiffige Irmgardiskirche zu den größten frühromanischen Kirchenschöpfungen der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts am Niederrhein zählen. Der Wiederaufbau 1671 mußte sich aber mit dem nördlichen Seitenschiff begnügen und etwa der Hälfte der früheren Länge. Am Eingange des



Hochelten.

Inneres der ehemaligen Stiftskirche. — Vgl. Bild S. 238.

Seitenschiffes erzählt die Inschrifttafel unter dem von Engeln gehaltenen Wappen der damaligen Fürstäbtissin von deren Wiederaufbauarbeit. Der alte Tuffsteinturm zeigt reiche fünfstöckige Gliederung (Bild S. 238). Wuchtige Schwere frühromanischer Raumgebilde atmet das Innere mit Ausnahme des gotischen Chores aus den Tagen der Wiederherstellung und des barocken Altares (Bild S. 240). Interessant ist auch der alte Schmuck der romanischen Kapitäle und Friese und der Kirchenschatz.

Bis zur Zerstörung durch die Holländer umstanden die Abteigebäude unmittelbar die Stiftskirche. Von den Neuschöpfungen des 17. Jahrhunderts sind noch erhalten das Äbtissinnengebäude vom Jahre 1667 und zwei angrenzende Häuser. Vom Hause der Fürstäbtissin zieht sich ein herrlicher Park talabwärts. Vor uns breitet sich von neuem aus das Rheintal von Rees bis Nymwegen. Drüben vom anderen Ufer grüßt wieder die Schwanenburg zu uns herüber.

Steil geht der Weg hinab nach Niederelten. Ganz ausgezeichnet steht die gotische Pfarrkirche (um 1450) im Rahmen der Lindenallee, an die sich die ersten Bürgerhäuser Niedereltes anreihen. Ausgezeichnet steht auch die Kirche zum Marktplatz. Niederelten ein stilles, ganz holländisch anmutendes Nest. An dem klassizistischen Backsteinhaus des 18. Jahrhunderts der Barone von Lochner vorbei, das ebenso gut in Holland stehen könnte, führt unser Weg zum Postauto, das uns zur Rheinfähre nach Emmerich bringen soll, zur Weiterfahrt nach Kleve. Auf der Rheinfähre haben wir Gelegenheit festzustellen, was eigentlich der Mensch tarifmäßig wert ist: „Federvieh“ und Kinder zahlen 10 Pfennig, „Fohlen, Schaf, Ziege, Hund, Schwein, Kalb oder sonst ein beliebiges Stück dieser Art“ und — der

erwachsene Mensch 20 Pfennig. Ein Esel muß schon 45 Pfennig zahlen. Pferd und Rindvieh werden mit 60 Pfennig am höchsten bewertet!

Und nun noch einmal das wunderbare Bild am Strom, wohin wir auch blicken mögen. Vor uns das Stadtbild Emmerichs. Drüben der Abschiedsgruß von Hochelten. Auf dem linken Ufer wächst die Schwanenburg zu Kleve mehr und mehr aus der Landschaft auf. In zwanzig Minuten grüßen wir von ihren Zinnen zurück nach Emmerich und Hochelten.

In Kleve muß man sein, wenn das Hochwasser des Rheines den sonst so stillen und schläfrigen Kermisdahl zu Füßen der Schwanenburg ebenso aufwühlt wie seine anderen verlassenen alten Stromrinnen: wenn das Wasser die Ufer hinaufsteigt und die Parade der Baumstämme umspült; wenn die Schwanenburg wieder wie zu Römerzeiten an einem Flusse liegt (Bild S. 241). Der Herbstwind vom Niederrhein raschelt in den Blättern der Pappeln, hält das Wasser in Bewegung und treibt schwere Wolkenballen am Firmament vor sich her. Aus dem dunklen Bergmassiv steigt der düstere Umriß des Schwanenturmes auf — Boecklinstimmung. In Trauer gehüllt Natur und Burg, auf der Elsa ihre Neugierde beweint. Von der Spitze des Burgturmes schreit klagend der silberne Schwan durch seine Schalllöcher über das Land. An solchen Tagen ist das Bild der Burg am Kermisdahl



Kleve.

Die Schwanenburg am Kermisdahl.

derart eindrucksvoll, man fühlt: nur hier konnte die Sage vom Schwanenritter ihren Wohnsitz haben.

Aber die Schwanenburg bedeutet uns noch ganz etwas anderes als nur die Erinnerung an den sagenhaften Schwanenritter Elias Grail, den Kleves Grafen als ihren Jesse verehrten. Hier, auf der Klever Burg des Grafen Rüttger von Flandern aus dem Hause St. Antoing im Hennegau, der 1121 auf dem Reichstage zu Nymwegen von Kaiser Heinrich II. zum ersten Grafen von Kleve ernannt worden war, weilte Heinrich von Veldeke, der Vater mittelalterlichen deutschen Heldengesanges. Auf der Klever Burg hat er den größten Teil seiner „Eneide“ gedichtet.

1439 stellte Herzog Adolf von Kleve den eingestürzten Burgturm wieder her und ließ sein Bergschloß auf das prächtigste ausstatten. Er hatte Maria, die Tochter des Herzogs Johann von Burgund heimgeführt. Sein Sohn Johann I. († 1481) und sein Enkel Johann II. († 1521) waren am burgundischen Hofe erzogen worden. Die künstlerische Prachtentfaltung des burgundischen Hofes übertrug sich nun auch auf den Klever Hof. Niederländische und burgundische Künstler standen in seinen Diensten. Und von hier ausstrahlend erlebte das Klever Land eine baukünstlerische Entwicklung wie nie zuvor. In Büderich, Orsoy, Ruhrort, Sevenaar, Sonsbeck, Griethausen, Iselburg, Wesel und Kalkar entstanden Burgen und Schloßbauten (Bild S. 144, 154, 163). Die Städte bauten sich stattliche Rathäuser (Bild S. 161, 206, 217) und imponierende Torhäuser (Bild S. 173, 196—199, 215, 232). Kirchen des Klever Landes wurden zu Schatzkammern der Plastik und Malerei,



Kleve. —

Eingangstor zum Zwinger am Fuß der Schwanenburg. (Dasselbe Tor unten links auf S. 244.)



Kleve.

Die Schwanenburg, heutiger Zustand. Früherer Zustand S. 245.

der Goldschmiede- und Textilkunst. Unter Johann III. († 1539) bildeten die Herzogtümer Kleve, Jülich und Berg ein geeinigtes niederrheinisches Reich. Wilhelm der Reiche (1539—1599) ließ die Schwanenburg weiter ausbauen. Sie war der Hauptsitz des Humanismus am Niederrhein. Wilhelms Lehrer Konrad von Heresbach war der Freund des Erasmus von Rotterdam. Neben ihm zählten die Johann von Vlatten, Johann von Gogreve, Stephan Pigius, der spätere Sekretär des Kardinals Granvella, und der Orientalist Masius zu dem Klever Gelehrtenkreise. Auf der Klever Burg war ein Antikensaal, dessen Schätze heute das Bonner Provinzialmuseum bewahrt und die wir nach einem Verzeichnis des verdienten Kammerdirektors Buggenhagen vom Jahre 1795 kennen, römische Altertümer und Gemälde.

Im folgenden Jahrhundert unter Herzog Friedrich Wilhelm von Kleve, dem Großen Kurfürsten, eine neue glänzende Blüte der Schwanenburg. Hier verlebte der Brandenburger von 1646—1649 die ersten Jahre seiner Ehe. Hier wurde ihm der Thronfolger geboren, der spätere erste Preußenkönig. Oft kehrte der Große Kurfürst wieder nach Kleve zurück. 1666 sah die Schwanenburg die Auffahrt außerordentlicher Gesandtschaften aller Großmächte, die für einen drohenden neuen Krieg um die militärische Hilfe des Brandenburgers buhlten. Friedrich Wilhelm wußte wohl, was ihn immer wieder nach Kleve zog: Die große Vergangenheit und herrliche Lage des Ortes und die Nachbarschaft der Niederlande. Er hatte als Student in Holland die Überlegenheit holländischer Staatsverwaltung und Kriegskunst unter den Oraniern bewundern gelernt. Holländische Admiräle wurden später



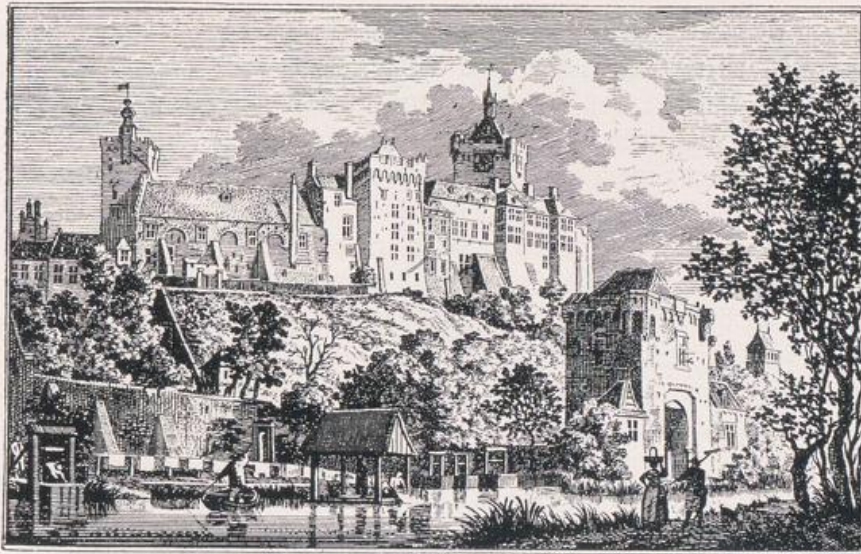
Kleve.

Ehemaliger Eingang zur Schwanenburg nach einem Stich nach Jan de Beyer von 1745. Links Spiegelturm (vgl. Bild S. 247). In der Mitte der Schwanenturm. Rechts der Johannisturm (vgl. Bild S. 245). Der Torbau von 1560. Rechts davor die Kanzlei von 1580. Die drei letzteren nicht mehr erhalten. Unten links Eingang zum Zwinger (vgl. Bild S. 242).

die Schöpfer seiner Flotte. Holländische Baumeister waren am Schloßbau zu Berlin tätig und sonst in der Mark Brandenburg. Holländische Ingenieure bauten ihm Kanäle, Deiche, Schleusen, Brücken und entwarfen ihm den Ausbau seiner Festungen. Holländer waren die wichtigsten Förderer des Aufschwungs von Handel und Wohlstand in Brandenburg. Aus Holland führte er die Kurfürstin heim, Henriette von Nassau-Oranien. In Holland gewann er die Hauptstütze seiner späteren Kulturpolitik in seinem gelehrten Freund und Vetter Johann Mauritz von Nassau-Siegen, dem großen Feldherrn und kunstsinnigen Sammler, dem ehemaligen Gouverneur von Brasilien. 1647 wurde Johann Mauritz Statthalter von Kleve. Er ließ die Schwanenburg von neuem ausbauen und schuf gleichzeitig ein ganz neues Kleve. Weit über Kleve hinaus wirkte der wohltuende Einfluß des Statthalters, auch über Niederrhein und Münsterland hinaus. „Die Mark Brandenburg“, so liest man in Koenigs „historischer Schilderung von Berlin“ vom Jahre 1793, „hat dem Fürsten Johann Moritz, der die ganze Welt verschönt haben wollte, wenn es von ihm abhing, in Absicht der Bekanntmachung und Fortpflanzung der Litteratur, Wissenschaften und Künste, sehr viel zu verdanken; sowie besonders eine Menge trefflicher Anlagen von und durch ihn in Berlin gemacht worden sind.“

So ist die Schwanenburg zu Kleve jahrhundertlang ein Sammel- und Ausstrahlungspunkt künstlerischer und geistiger Kultur am Niederrhein gewesen.

Wie stolz die Burg mit dem Schwanenturm auf dem Rücken des Burghügels über das Geschiebe der roten Dächer der Bürgerhäuser ihr zu Füßen sich erhebt (Bild S. 243) — aber sie ist doch nur der Rest einer früher weit ausgedehnten Anlage. Alte Aufnahmen von Jakob von Biesen von 1653, Jan de Beyer von 1745, Petrus Schenck von 1770, Buggenhagen von 1795, die 1909 durch Ausgrabungen



Kleve.

Die Schwanenburg im Jahre 1745 nach einem Stich nach Jan de Beyer. Links der Johannisturm. In der Mitte der Cäcilienturm. Dazwischen der romanische Palas. (Alle drei heute verschwunden.) Rechts der Schwanenturm (vgl. Bild S. 243).

bestätigt wurden, zaubern ein ganz anderes Bild vor unser Auge. Unten am Wasser stand ein Torhaus (Bild S. 245). Vom Burghügel schaute ehemals der Cäcilienturm zu ihm herunter. Anschließend der alte Rittersaal des romanischen Palas, dann der Johannisturm. Davor lag das Torhaus Wilhelms des Reichen vom Jahre 1560 (Bild S. 244). Fast bis an das heute noch erhaltene schöne Renaissanceportal an der Burgstraße reichten früher die Bauten (Bild S. 242). Vor dem Torhause von 1560, an dieses und den romanischen Rittersaal anschließend, hatte Wilhelm der Reiche 1580 die Kanzleigebäude mit offenen Bogenstellungen anlegen lassen (Bild S. 244). 1702 und 1794 haben dann die Franzosen die Burg ausgeplündert. Aber ebenso gefährlich für den Bestand der Schwanenburg war die Verstandnislosigkeit der Nachfolger des ersten Preußenkönigs für das Bauwerk und seine große geschichtliche Vergangenheit: 1771 wurde der Rittersaal abgetragen, „um die notwendigen Reparaturen zu sparen“; 1784 wurde der Johannisturm niedergelegt, „weil er füglich unter die lästigen Gebäude gerechnet werden könne, welche viel Unterhaltungskosten erforderten und keinen wesentlichen Nutzen hätten.“ 1817 stürzte der Antikensaal ein. Dann wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts die Schwanenburg Gericht und Gefängnis. An einer schauerlichen Gefängnismauer vorbei wandert man zum heutigen Eingange der Burg, dem schönen Portal des Johann Mauritz von 1664. Früher war es ein Binnentor zum oberen Schloßhof. Die beiden vorderen Torbauten sind ebenfalls niedergelegt worden. Rechts vor dem heutigen Eingange, wo früher der Rittersaal zum Kirmesdahl schaute, freier Blick auf die weite Landschaft. Im Inneren der Schwanenburg ist alles kahl, bis auf die romanischen Portale mit ihrem interessanten Schmuck der Kapitäle und Bogenleibungen. Sie stammen von dem 1771 abgetragenen romanischen Palas.

Der baulustige und naturfreundige Johann Mauritz, der als Gouverneur von Bra-

silien das bisherige Sumpfgebiet von Antonio Vaz in einen blühenden Hain mit Lusthäusern und einem terrassen- und hallenreichen Gouverneurspalast verwandelt hatte — Moritzstadt hieß seine Schöpfung, die in das heutige Pernambuco aufgegangen ist — wollte auch Kleve innerhalb und außerhalb des Festungsrings in eine Gartenstadt verwandeln und das Stadtbild zum Kermisdahl reicher ausgestalten. Das waldig und bergig belebte Gelände kam seinen Plänen entgegen, mußte ihn direkt zu Ausgestaltungsplänen reizen. Wie er sich in Brasilien umgeben hatte mit einem Stab von Gelehrten und Künstlern — dem Dichter Franziskus Plante, dem Naturforscher Willem Piso, dem Geographen Georg Markgraf, dem Astronomen Cralitz, dem Maler Franz Post, dem Baumeister Pieter Post — so waren dem Feldherrn und Staatsmann auch in Kleve Künstler und Gelehrte der bevorzugte Umgang. Die besten Köpfe des damaligen künstlerischen Amsterdam sollten seine Klever Pläne verwirklichen: Pieter Post, der Baumeister von Moritzstadt und Mauritshuis im Haag, genannt nach Johann Mauritz; Jakob van Kampen, der Schöpfer des Rathauses, des heutigen königlichen Palais in Amsterdam; Philipp Vinboons, der Architekt des berühmten Trippenhuis ebendort; Simon Schynvoet, der Gartenkünstler und der gefeierte Bildhauer Artus Quellinus, der Kampens Rathausbau im Inneren und Äußeren mit seinen Kunstwerken verzierte. Das war bei den überlieferten uralten engen kulturellen Zusammenhängen des Klever- und Gelderlandes mit den Niederlanden kein fremder Import. Man denke an die sog. „Meister von Kalkar“ oder die Meister, die St. Viktor zu Xanten ausgestattet haben.

Nichts charakterisiert den feinsinnigen und beschaulichen Lebenskünstler Johann Mauritz, für den Freude an der Natur, an gelehrten Dingen und Kunst Lebensbedürfnis war, besser, als eine Stelle aus einem seiner Briefe an den Großen Kurfürsten: „Allhier am Schloß unter Ew. Durchlaucht Kabinet hat am Hang des Berges am 28. August ein Nachtigall des Morgens und Abends angefangen zu singen und continuiert darin annoch. Ut in litteris! Verhoffe, weil es ein lieblich Vögelein ist, was gutes bedeuten werde.“

Unterhalb der Burg, angereicht an die Kanzleigebäude vor dem Torhause Wilhelms des Reichen (Bild S. 244), baute Johann Mauritz sich einen eigenen Prinzenhof auf dem Burghügel. Der Garten, zwar stark umgestaltet, und die angrenzende öffentliche Allee, die Nassauer Allee, sind noch erhalten. Aber die intime Schönheit des von Pieter Post entworfenen Prinzenhofes kann nur noch das Kennerauge an der Hand des Stiches von Hans de Leth aus dem 18. Jahrhundert aus der jetzigen Situation wieder herauschälen. Geschwunden sind die schönen, einstöckigen Bauten mit ihren Tordurchfahrten, die früher den Hof einschlossen; und das Herrenhaus mit seinen beiden zum Kermisdahl Ausschau haltenden Eckpavillons ist völlig verändert. Der Prinzenhof war Johann Mauritz' Winterresidenz. Im Sommer zog es ihn hinaus in behagliches Landleben. Hinter dem Lustgarten des Prinzenhofes legte er den „Sternbusch“ an, dann die Gartenschöpfungen „Freudenberg“ und „Berg und Tal“, die er mit schönen Aussichts- und Ruheplätzchen, mit Statuen und Lusthäuschen belebte. In einem größeren Lusthause in „Berg und Tal“ umgab er sich mit seinen antiken und überseeischen Sammlungen. In seinem privaten Tiergarten und Königsgarten mit seltenen Blumenarten konnte er seinen zoologischen



Kleve.

Blick vom Schwanenturm auf die Stiftskirche. Im Vordergrund der Spiegelturm (vgl. Bild S. 244).
Stiftskirche: Chor geweiht 1356. Türme 1380 begonnen.

und botanischen Liebhabereien nachgehen. In diese idyllische Einsamkeit baute er auch seine Kapelle und noch zu Lebzeiten sein Grabmal: Antike Urnen und Krüge schmückten die halbkreisförmige Mauer, antike Plastiken die Wände. Auch das gegenüberliegende Ufer des Kermisdahl ließ er mit Gärten, Alleen, Fontainen usw. ausstatten. Diese künstlerischen Schöpfungen kann heute auch nur das geschulte Auge einigermaßen wieder erkennen. Wie Schwanenburg und Prinzenhof, so haben 1702 und 1794 die Franzosen auch die Gartenschöpfungen übel heimgesucht. Selbst vor dem Grabmal des Johann Mauritz machte der Vandalismus nicht halt! Was heute die Landschaft über dem Kermisdahl an Naturschönheit birgt, ist nur möglich gewesen durch systematischen Ausbau des Statthalters, durch Austrocknen des sumpfigen Landes und künstliche Anlage der Wege.

Kleve hat für die Liebe, die Johann Mauritz und der Große Kurfürst ihm entgegenbrachten, immer ein dankbares Gedenken gehabt. Keiner der Hohenzollernschen Landesherren hat es verstanden, wohl zu verstehen, sich eine solche Volkstümlichkeit bei den Klevern zu erwerben, wie Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Im Jahre 1909 hat ihm die Stadt durch Peter Breuer auf dem kleinen Markt ein Reiterstandbild gesetzt, das sich ganz ausgezeichnet aus dem kleinen Platz heraus auf seinem hohen, schmucklosen Sockel entwickelt. Die Idee der Aufstellung hat einen tieferen Sinn: ernst schaut da der Kurfürst hinüber zur Stiftskirche, zu den Grabdenkmälern seiner klevischen Ahnherren.

Die Stiftskirche nimmt die ganze Breite des Platzes ein, liegt vor uns wie ein Schiff im Dock (Bild S. 247). Sie ist auch sonst auf der Klever Höhe städtebaulich gut postiert, überragt das Stadtbild mit seinem Auf und Ab der roten Dächer der

Bürgerhäuser. Von dem Marktplatz fällt die Straße steil ab zur Stadt. 1341 hatte man den Grundstein zu dem Kirchenbau gelegt. 1356 konnte man das Chor weihen. 1380 begann man mit dem stattlichen Turmpaar an der Westfront. Es ist das einzige Backsteinturmpaar am Niederrhein. 1426 war der Bau vollendet nach den Plänen des Meisters Konrad von Kleve, der auch beim Bau von St. Viktor in Xanten tätig war (s. S. 180). Zwischen den beiden Türmen ist der Mittelschiffsgiebel mit reichem Stab- und Maßwerk ausgestattet, ebenso haben darunter Fenster und Portal — gegenüber den schlichten, viergeschossigen Blendengliederungen der von ab-



Kleve.

Eingang zur neuen Grabkapelle der Grafen und Herzöge von Kleve.
Blick rechts über die Balustrade s. S. 251.

getreptten Strebepfeilern eingefaßten Türme — reichere Ausbildung erhalten. Geheimnisvolles Dunkel erfüllt das Innere der Kirche. Schmucklos sind die acht Pfeilerpaare, die die Gewölbe tragen. Diese Stimmung des Inneren ergibt sich aus der ganzen Anlage der Kirche, denn „wichtig ist Kleve vor allem durch den Kompromiß im System zwischen Basilika und Hallenkirche — der Obergaden ragt nur wenig über die Seitenschiffsdächer hinaus, er hat im Inneren weit hinabreichende Maßwerkblenden, und nur deren Krönungen sind als Fenster wirklich geöffnet gewesen“ (Renard). Man denkt zurück an die Matenakirche zu Wesel (s. S. 164).

Von den ehemaligen acht Altaraufbauten sind nur noch zwei erhalten, der Marien- und der Kreuzaltar. Bei dem Marienaltar haben Heinrich Douvermann und Jakob Dericks, uns schon alte Bekannte aus Kalkar und Xanten (s. S. 189, 191, 225), in den Jahren 1513—1515 um eine ältere Madonnen-

statue einen Aufbau geschaffen, wieder mit der Wurzel Jesse im Unterbau und als Rahmenwerk. In den Einzelheiten die drei gotischen Gruppen des Aufbaus sehr schön, vor allem hoch oben die Darstellung der Himmelfahrt der Maria. Der Kreuzaltar, einige Jahrzehnte später, ist dagegen schon ganz von Renaissanceformen durchsetzt. In der südlichen Vorhalle der Kirche stehen holzgeschnitzte Apostelfiguren vom Ende des 14. Jahrhunderts, ausgezeichnete Stücke in der Gewandbehandlung, die früher wohl einem der acht Altäre angehört haben werden. Der Hochaltar ist neu. Es ist ein Werk Zwirners vom Jahre 1845. Verschwunden ist auch der Lettner vor dem Chor. Wohl stehen noch im Chor das einfache gotische Sakramentshäuschen des 14. Jahrhunderts, der interessante Sandsteinreliquienschränk (um 1450) und der ebenfalls aus dem 14. Jahrhundert stammende reichgliederte gotische Dreisitz.

Doch wie ganz anders wirkte früher das Chor, als hier die Hochgräber der Klever Landesherrn standen, im Tode umgeben von den Getreuen ihres Hauses, ringsherum Grabsteine des Klever Landesadels. Um 1850 hat man die Hochgräber beseitigt und im nördlichen Seitenschiffschor verkümmern lassen. Aber den eifrigen Bemühungen des 1917 verstorbenen Dechanten Sprenger ist es zu danken, daß heute die Grabdenkmäler eine würdige Aufstellung gefunden haben. Darüber unterrichtet ausführlich der Provinzialkonservator im 1. Heft 1925 der „Zeitschrift des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz“.

An das nördliche Seitenschiffschor legen sich seit 1482 zwei Kapellen. Die östliche, zweigeschossig, diente früher im Unterbau als „Beinhaus“, darüber war die Michaelskapelle. Die westliche, die Dionysiuskapelle, ist eingeschossig. Beide Kapellen benutzte man später als Sakristei. Für den Zweck waren sie indessen wenig geeignet. Man hat daher in den Jahren 1902 und 1903 an der Südseite der Kirche eine geräumigere neue Sakristei erbaut. Die alte wurde dann — glücklicher Einfall — für die Aufnahme der Grabdenkmäler bestimmt. Hier fand noch ein anderes monumentales Denkmal der Klever Landesherrn Aufstellung, das man schon vor vielen Jahren auf dem Friedhof des früheren Prämonstratenserklosters in dem benachbarten Bedburg ausgegraben (!) hatte (Bild S. 250). Die neu geschaffene Grabkapelle ist einer der erfreulichsten Erfolge der rheinischen Denkmalpflege!

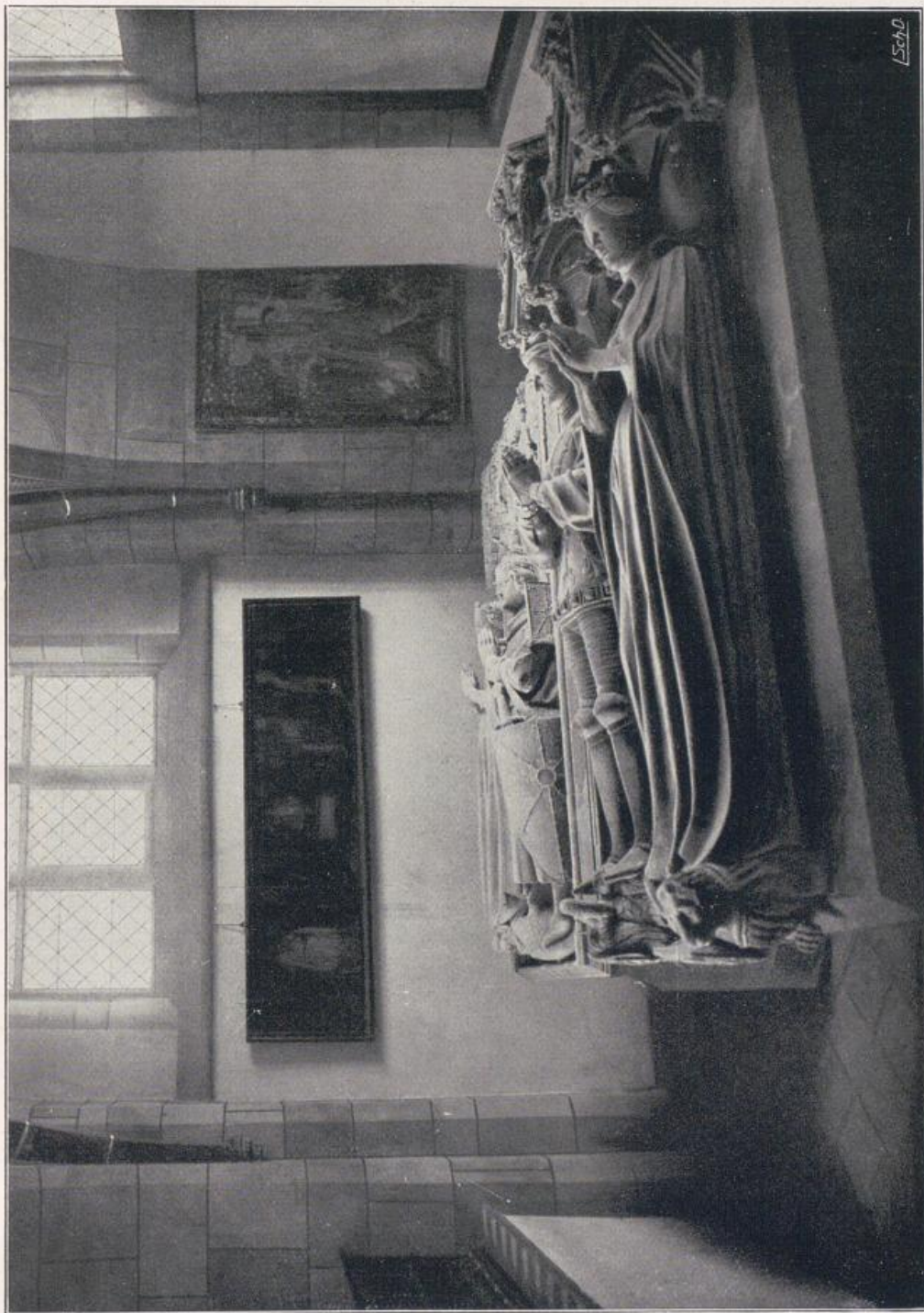
Durch eine Gittertür mit dem Wappen der Klever Grafen und Herzöge betritt man die Dionysiuskapelle (Bild S. 248). Hier ist das Hochgrab Johanns I. († 1481) und seiner Frau Elisabeth von Burgund. In die Wand eingelassen das Epitaph Johannes II. († 1521) und seiner Frau Mechtild von Hessen. Man hat den Raum geschickt mit alten Stücken ausgestattet. Aus der Dionysiuskapelle schaut man rechts über eine Balustrade in das frühere Beinhaus (Bild S. 248 u. 251). Hier hat neben dem wiederzusammengesetzten Grabmal aus Bedburg — es ist das Grabmal Arnolds II. († 1150) und seiner Frau Ida, das aber erst im 14. Jahrhundert geschaffen worden ist — auch das Grabmal Adolfs VI. († 1394) aus dem 15. Jahrhundert Aufstellung gefunden (Bild S. 250, 251). Auch diesen Raum hat man mit alten Stücken stimmungsvoll auszustatten gewußt.

Die Grabmäler sind höchst bedeutsame Denkmäler zur Geschichte der Bildnerei in den Rheinlanden. „Das Bedburger Denkmal gehört in jene große Gruppe



Kleve.

Hochgrab Arnolds II. von Kleve († 1150) und seiner Frau in der Stiftskirche.
Ehemals im Prämonstratenser-Kloster zu Bedburg. Arbeit des 14. Jahrhunderts.



Kleve.

Grabkapelle in der Stiftskirche (vgl. Bild S. 248). Vorne das Grafenpaar Adolf VI. († 1394), Arbeit erste Hälfte 15. Jahrhunderts. Im Hintergrund das Grafenpaar Arnold II. (vgl. Bild S. 250).

plastischer Monumentalwerke, die sich von Lothringen über das Maastal bis tief nach Westfalen hineinstreckt“ (Renard). Bei dem Denkmal Adolfs VI. ist der Zusammenhang mit Burgund leicht gegeben: Adolfs Sohn und Enkel, der erste Herzog Adolf, der Burgenbauer, und Johann I. hatten, wie wir schon hörten, vom Hof zu Burgund ihre Frauen Maria und Elisabeth heimgeführt. Leider fehlen heute der Tumba am Grabmal Adolfs VI. die Seitenfiguren, die noch bis zum Jahre 1850 vorhanden waren. Nur eine ist ganz erhalten und mag von der Schönheit der übrigen zu berichten wissen. Die Grabdenkmäler der beiden Johann haben prachtvoll gezeichnete Metallplatten, ihre Linien mit Lackfarben ausgefüllt. Von der Tafel Johanns I. wissen wir, daß sie in Köln gefertigt wurde.

Auf der abfallenden Hauptstraße der Stadt stehen dicht beieinander am Fuße der Schwanenburg zwei Backsteinbauten, die wieder von dem engen Zusammenhang Kleve-Amsterdam in den Tagen des Johann Mauritz reden und die ebenso gut in Amsterdam stehen könnten; die schlichte puritanische Große Evangelische Kirche (1677 — Bild S. 252) und ein jüngeres Wohnhaus (1697 — Bild S. 253).



Kleve.

Die Große Evangelische Kirche (1677). Vgl. Bild S. 253.

Dieser Wohntyp mit hohem Giebel und Girlanden, der in Düsseldorf wie in Münster wiederkehrt (s. S. 95), spricht von neuem von der starken ausstrahlenden Kraft niederländischer Kunst in Kleve unter Johann Mauritz. Daneben hat Kleve noch eine ältere, die sogenannte Kleine Evangelische Kirche (1620), ein einschiffiges gotisches Kirchlein, ein Idyll inmitten seiner schützenden Baumkronen (Bild S. 254).

Vor dem Ausgange der Hauptstraße liegt in der Cavarinerstraße die alte, langgestreckte, zweischiffige und außen schlichte Minoritenklosterkirche, die wir wegen ihres Chorgestühles aufsuchen müssen. 1474 geschaffen, älter als das zu Emmerich vom Jahre 1486 (s. S. 235), zu Kempen von 1493 und zu Kalkar vom Jahre 1508 (s. S. 222); aber auch reicher an künstleri-



Kleve.

Links Große Evangelische Kirche (1677 — s. Bild S. 252). — Rechts Wohnhaus von 1697.

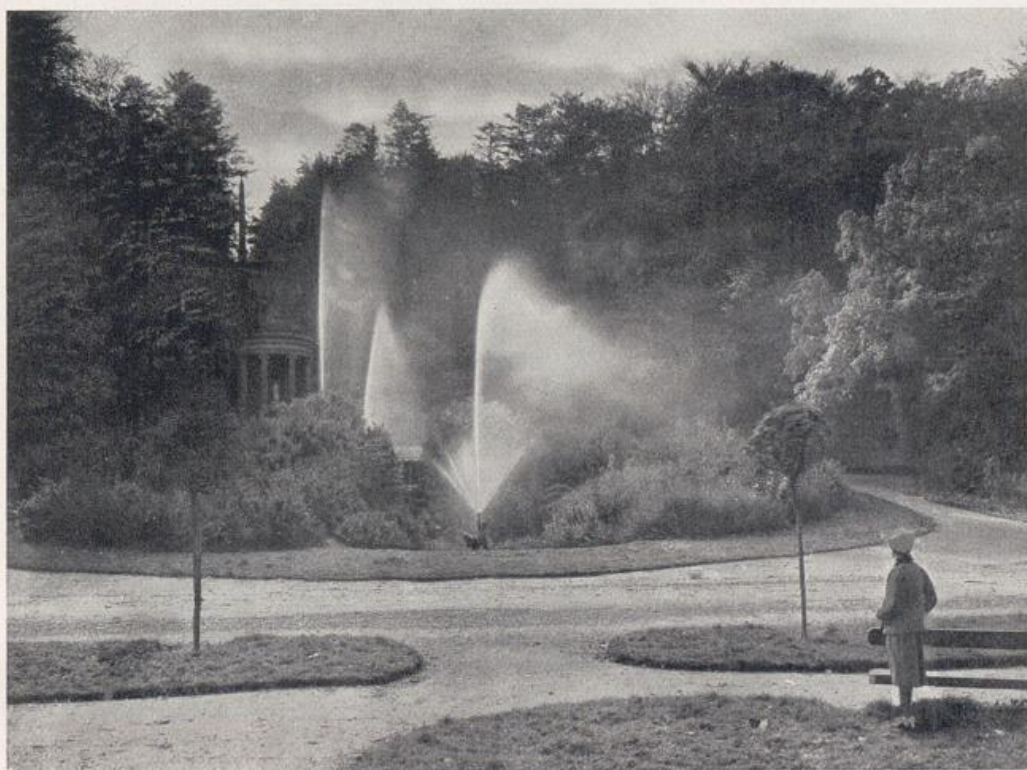


Kleve.
Kleine Evangelische Kirche (1620).

schen und gedanklichen Einfällen. Das Klever Gestühl zählt überhaupt zu den besten Schnitarbeiten am Niederrhein. An den hinteren Seitenwangen des doppelreihigen Gestühls ausgezeichnete Vollfiguren, an den vorderen ein köstlicher Humor grotesker naturalistischer Darstellungen, die sich schließlich unter den Sitzbrettern, den Miserikordien, an drastischer Komik selbst überbieten. Die geschnitzte Barockkanzel des Meisters Nikolaus Alberts vom Jahre 1698 mag erzählen, wie lange noch am Niederrhein die altüberlieferte Holzschnitzkunst lebendig blieb.

In der benachbarten Tiergartenstraße fallen einem eine Anzahl vornehmer Wohnbauten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf, Entwürfe ganz eigener Färbung und anderen Charakters als die gleichzeitigen klassizistischen Bauten in Krefeld und Ürdingen (s. S. 122, 123, 128—131), in Düsseldorf und Elberfeld (s. S. 102, 104—107), in Aachen und Düren. Das muß ein feinsinniger Baukünstler im damaligen Kleve gewesen sein, dem man einmal nachgehen sollte. Wir kennen leider seinen Namen nicht. Er hat den richtigen Vortakt geschaffen zum Tiergarten in Kleve. Und so sind wir wieder im Bereich des Johann Mauritz von Nassau (Bild S. 255—257).

Wie wenige in Deutschland, selbst in den Rheinlanden, wissen etwas von der eigenen Schönheit des deutschen Grenzlandes um den Klever Tiergarten und den Reichswald, den größten Wald der Rheinprovinz, der sich auf bewegtem Gelände bis nach Holland erstreckt. Wohl aber die Holländer, die jährlich zu Tausenden



Kleve.

Partie aus dem Tiergarten. Angelegt 1652 durch Jakob van Kampen. Zerstört 1794 von den Franzosen. Wiederhergestellt erste Hälfte 19. Jahrhunderts durch Maximilian Friedrich Weyhe. Vgl. Bild S. 256, 257.



Kleve.

Partie aus dem Tiergarten (vgl. Bild S. 255). Minervastatue von Artus Quellinus († 1668). Der Tempel erste Hälfte 19. Jahrhunderts nach der Wiederherstellung des Parkes. Oben Erinnerungsobelisk für 1870/71.



Kleve.

Partie aus dem Tiergarten. Blick vom Rundtempel des „Amphitheaters“. Im ersten Becken die Minervastatue (s. Bild S. 256).



Kranenburg.

hier sich aufhalten, wo der Mynheer in der idyllischen Ruhe sich heimisch fühlt wie zu Hause. In der Tiergartenstraße am Springberg, dem Ausläufer des Reichswaldes, links eine Terrassenanlage in die bewaldete Anhöhe hinauf, vier Wasserbecken übereinander mit Springfontainen (Bild S. 255, 256). Inmitten des obersten Beckens steht nachdenklich auf der Erdkugel, begleitet von der Eule, behelmt, bepanzert, in bauschigem Mantel, die Marmorstatue der Minerva (Bild S. 256). Delphine blasen an den vier Ecken des Sockels Wasserstrahlen in das Becken. An der Vorderseite des Sockels gewahrt man das Stadtwappen von Amsterdam. Die Statue ist nämlich ein Geschenk Amsterdams. Joost van den Vondel hat sie in seiner bilderreichen Sprache besungen. Ihr Künstler war kein geringerer als der gefeierte Artus Quellinus, „Fidias Quellyn“, wie van den Vondel singt. Über dem Minervabecken ein Rundtempelchen, darüber hoch auf der Anhöhe zur Erinnerung an die Gefallenen von 1870/71, gut als Abschluß in der Lichtung, ein Obelisk. Breite, bequeme Wege führen seitlich der Wasserbecken nach oben. — Gegenüber, rechts von der Tiergartenstraße, genau in der Achse der übereinanderliegenden Becken, der Minervastatue, des Tempelchens und des Obelisks, ein schnurgerader Kanal, begleitet von seltenen Baumarten, die auch dem angrenzenden sogenannten „Forstgarten“ einen besonderen Reiz geben (Bild S. 257). Vornehm zurückhaltende Bauten über die Nachbarschaft verteilt.

Aber so stimmungsvoll und künstlerisch schön der Tiergarten heute noch wirkt, er ist wieder nur noch ein Rest der gärtnerischen Herrlichkeiten, die ein Johann



Weg von Kranenburg nach Zyflich.

Mauritz über das Land gezaubert hatte, seitdem die Franzosen sich hier im Jahre 1794 ausgetobt haben. Ein Stich von Fokke nach einer Zeichnung von Jan de Beyer vom Jahre 1745 mag uns wieder schildern, wie vorher der Tiergarten aussah. Da begleiteten Statuen den langen Kanal und die Wege hinauf in die gegenüberliegende Anhöhe. Vor dem Kanal stand auf einer hohen Säule der sogenannte „Eiserne Mann“. Vor dem untersten Wasserbecken hielten Löwen die Wappen von Amsterdam und Holland. Ein schwarzer Adler mit ausgebreiteten Flügeln spie eine hohe Wassersäule in die Luft, während aus dem Becken sechs kleinere nachfolgten und im Hintergrunde aus Grotten und Masken ein Wasserfall den Weiher immer wieder von neuem füllte. Delphine und Wasservögel spieen in die anderen Becken ihre Wasserstrahlen. Und dort, wo heute der klassizistische Rundtempel aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts steht, stand früher ein achtseitiger Rundbau, an den sich zu beiden Seiten Galerien zu je 14 Arkaden halbkreisförmig anlegten (Bild S. 256). Dieses „Amphitheater“ war der monumentale Abschluß der Anlage. Es stammt aus der Zeit nach Johann Mauritz und ist durch den Nachfolger des Großen Kurfürsten geschaffen worden. Alles übrige war das Werk des Amsterdamer Baumeisters Jakob van Kampen. Damals konnte Johann Mauritz mit Recht seinem Kurfürsten schreiben: „Der Ort falle so admirable schön und angenehm aus, daß viele vornehme und auch geringe Leute aus Holland expreß kämen, um allein diesen Ort zu sehen. Alle wunderten sich, daß die Fontainen so hoch hätten

getrieben werden können“ (Bild S. 255). Johann Mauritz ließ ferner auf der Anhöhe hinter dem Amphitheater durch den Forst Alleen schlagen. Hoch oben treffen sich ihrer zwölf in einem Stern. Daher der Name „Sternbusch“. Jede Allee mit einem reizenden Abschluß, wie durch die Gucklöcher des seligen „Kaiserpanoramas“ unserer Kinderzeit: durch die eine sieht man Hochelten, durch die anderen für sich die Türme von Rhenen, Arnheim, Nymwegen, Kalkar, Gennep usw., dann die Schwanenburg. Da fällt einem ein, daß noch ein anderer großer Nassauer, der sich ebenfalls um Preußen höchst verdient gemacht hat, jahrelang auf der Klever Burg als Kammerpräsident wohnte, Preußens Retter in größter Not, nachdem er vorher in glücklichen Tagen wegen seiner ehrlichen rheinischen Offenheit ob preußischen Beamtenklüngels in Ungnade gefallen war, der Schöpfer menschlicher, liberalerer Gesetzgebung und Verwaltungsreformen in Preußen und, weitsichtig wie er war, der „Städteordnung“, der hochverdiente Gründer der „Monumenta Germaniae“ — der Freiherr von Stein. Und Nassauer waren auch die Retter Hollands vor brutalem Glaubens- und Gewissenszwang und politischer Knechtschaft, Grundsteinleger des heutigen Wohlstandes der uns am Niederrhein durch Geschichte und Blut verwandten Niederländer. Ein Dankeslied auf die Nassauer, ergreifend in Wort und Gesang, ist Hollands Nationallied: „Wilhelmus von Nassauen bin ich aus deutschem Blut.“

Welch eine Fülle der Geschichte umgibt das schöne Land rings um die Schwanenburg! Vom hohen Aussichtsturm über dem Amphitheater kann man es weit und breit überschauen. An hundert Orten melden sich im weiten Umkreise mit ihren Kirchturmspitzen weit nach Holland hinein. Dort verläuft sich am Fuße der waldigen Anhöhe die einsame Landstraße vorbei an Kranenburgs interessanter Kirche und Stadttürmen (Bild S. 258), vorbei am Wyler Meer über Zyflich (Bild S. 259) nach Nymwegen zur Kaiserpfalz Karls des Großen auf dem hochgelegenen Valkhof am Waal, dem einen Rheinarm. Dort zwischen Hochelten und uns rauscht noch ungeteilt der Strom dahin.

Ich hab das Land so lieb, den Strom so lieb,
 Der kraft- und ruhevoll und unaufhaltsam
 Zu den geheimnisvollen Fernen gleitet,
 Um endlich, endlich ganz sich hinzugeben
 Der Größe, der Unendlichkeit, dem Meer.

(Hildegard Carnap.)

Ortsregister aller vier Teile.

Die kursiv gedruckten Ziffern verweisen auf die Abbildungen.

- Altenberg, Abtei IV, 34. 38—47
 Altwied II, 62. 61. 63
 Andernach II, 66. 66—94
 Burg, kurfürstliche II, 74. 75 f.
 Evangelische Pfarrkirche II, 74. 76 f.
 Katholische Pfarrkirche II, 80. 81 f.
 Rheintor II, 68. 70
 Runder Turm II, 68. 69
 Arenfels, Burg II, 98. 99
 Ariendorf II, 100
 Aspel, Schloß IV, 211. 210
 Aßmannshausen I, 85. 86
 Bacharach I, 101. 101—119
 Befestigung I, 117. 117
 St. Peter I, 112. 111—113
 Stahleck, Burg I, 114. *Titelbild*
 Wernerkapelle I, 113. 113 f.
 Baumberg IV, 56.
 Beek IV, 175.
 Bendorf II, 44. 47
 Benrath, Schloß IV, 67. 66—75
 Bensberg III, 26. IV, 47. 48—53
 Beuel III, 1
 Biebrich, Schloß I, 22. 25—27
 Bingen I, 78. 78—83
 Birten IV, 174
 Bislich IV, 197
 Bislicher Insel IV, 171. 213. 171 f.
 Bockum IV, 118
 Bonn II, 158. 160. 158—187
 Kreuzberg II, 176. 174—178
 Münster II, 177. 181—183
 Poppelsdorf, Schloß II, 166. 167—171
 Rathaus II, 176. 173. 179. 186
 Universität II, 160. 162—166
 Boppard I, 161. 161—167
 Borghees, Haus IV, 238
 Bornhofen, Kloster I, 156. 158. 159
 Braubach I, 166. 168. 170—173
 Brohl II, 93. 96
 Bruchhausen II, 130. 134
 Brühl, Schloß III, 12. 34. 11—31
 Buderich (Bürick) IV, 155. 154
 Camp I, 158. 160
 Caub I, 126. 127
 Cauber Werth I, 120
 Clemenskapelle bei Trechtingshausen I, 89
 Coblenz s. Koblenz
 Deuernburg s. Maus
 Deutsches Eck bei Koblenz II, 42. 42
 Dormagen IV, 56
 Dornick IV, 228
 Drachenfels II, 144. 143—147
 Dreven, Haus IV, 134
 Duisburg IV, 134. 134. 137—145
 Alt-Duisburg IV, 139. 138—143
 Groß-Duisburg IV, 142. 134
 Hafen IV, 142. 134. 139. 145
 Rheinfront IV, 137. 137
 Düsseldorf III, 78. IV, 89. 89—113
 St. Andreas IV, 95. 96—98
 Düsseldorf, das neue IV, 108. 109—111
 Gesolei IV, 110. 110. 111. 113
 Hofgarten IV, 102
 Jägerhof IV, 102. 99. 103
 Karmelitessenkloster IV, 94. 94
 St. Lambertuskirche IV, 93. 90. 92 f.
 Marktplatz IV, 94. 92. 107
 Maxkirche IV, 100. 101
 Düsseldorf-Hamm IV, 87
 Düsseldorf-Heerdt IV, 88
 Düsseldorf-Oberkassel IV, 88
 Düsseldorf, Hof Schnellenburg IV, 113. 112
 Düssem IV, 145
 Eberbach, Kloster I, 42. 42—47
 Ehrenbreitstein I, 190. 190—197. II, 2. 25. 1.
 22. 24—31
 Ehrenfels, Ruine I, 83. 83—85
 Ehrental I, 150
 Elfeldt (Eltville) I, 28. 28—34
 Eltenberg IV, 238. 238
 Eltville s. Elfeldt
 Emmerich IV, 229, 240. 229—237
 Engers II, 48. 50—55
 Ensen III, 35
 Erbach I, 50
 Erpel II, 111. 116. 118—121
 Erpeler Ley II, 109. 111. 109
 Fahr II, 64. 64
 Falkenburg s. Reichenstein bei Trechtings-
 hausen
 Falkenlust, Schloß bei Brühl III, 21. 32. 33 f.
 Feindliche Brüder, Burgruinen bei Bornhofen
 I, 156. 158. 159 f.
 Filsen I, 161. 166. 162 f.
 Flehe IV, 76
 Flittard bei Köln IV, 24
 Fornich II, 93

- Freiweinstein I, 62
 Friemersheim IV, 134. 135
 Friesdorf II, 156
 Fürstenberg, Burgruine II, 95. 94
 Geisenheim I, 66. 67. 69—71
 Gellep IV, 118
 St. Goar I, 148. 153—155
 St. Goarshausen I, 144. 144 f. 147
 Godesberg II, 152. 155—157. 185. 187
 Godorf III, 35
 Gørsicker s. Götterswickerham
 Götterswickerham IV, 148
 Gracht, Schloß III, 21
 Grafenwerth, Insel II, 142. 141. 143
 Graswerth, Insel bei Koblenz II, 43. 43
 Graurheindorf III, 8
 Grieth IV, 213. 228. 228
 Grimlinghausen IV, 76
 Gutenfels, Burg bei Caub I, 120. 126. 122. 127
 Haldern IV, 211
 Hamborn IV, 134. 147
 Hammerstein, Burgruine I, 5. II, 84. 90. 92. 94
 Hammersteiner Werth, Insel II, 93. 92
 Hattenheim I, 51. 53
 Heileser Werth (Bacharacher Werth) I, 120
 Heimbach, Burg bei Niederheimbach (Hohneck)
 I, 91. 90. 91
 Heister II, 116. 120
 Heisterbach, Klostersruine II, 148. 148—153
 Herdringen, Schloß bei Arnsberg II, 98
 s'Herrenberg IV, 239
 Hersel III, 11
 Himmelgeist IV, 76
 Hirzenach I, 156. 157
 Hitdorf IV, 56
 Hochelten IV, 238. 238. 240
 Hochfeld IV, 145
 Hohenbudberg IV, 133. 132
 Homberg IV, 134. 136
 Honnef II, 142. 140 f.
 Hönnepel IV, 213, 228
 Hönningen II, 97
 Horchheim I, 190
 Hüthum IV, 238
 Johannisberg, Schloß bei Geisenheim I, 70. 73
 Ingelheim I, 62. 62
 Irlich II, 64. 65
 Kaiserswerth I, 3. IV, 113. 114—117
 Kalk IV, 25
 Kalkar IV, 213. 212—224
 Kaltenengers II, 48
 Kapellen I, 180. 181
 Kasbach II, 111.
 Kasselerfeld IV, 145
 Kaub s. Caub
 Katz, Burg bei St. Goarshausen I, 144. 144 f.
 Kesselheim II, 42
 Kiedrich I, 35. 36—43
 St. Michaelskapelle I, 38. 40. 43
 St. Valentin I, 36. 37. 39. 41. 48
 Klemenskapelle s. Clemenskapelle
 Kleve IV, 241. 241—257
 Grabkapelle IV, 249. 248. 250 f.
 Schwanenburg IV, 241. 241—245
 Stiftskirche IV, 247. 247
 Tiergarten IV, 255. 255—257
 Klopp, Burg zu Bingen I, 78. 78. 81
 Koblenz I, 196. 195. 198. II, 1. 26. *Titelbild.*
 I—42
 Alte Burg II, 4. 5. 7.
 Deutschordenskapelle II, 20. 21
 St. Florin II, 9. 11
 Kastorkirche II, 12. 18. 15. 19
 Stadthaus II, 22. 22. 23
 Unser-Lieben-Frauenkirche II, 10. 14. 16
 Köln III, 35. *Titelbild.* 37 ff. IV, 1. 1 ff.
 St. Alban III, 194. 194
 St. Andreas III, 70. 71—74
 Antoniterkirche III, 209
 St. Aposteln III, 109. 109. 111 f.
 Baugeschichte Kölns III, 65
 St. Cäcilia III, 115. 115—117
 Dau, ehemalige Klosterkirche im III, 140.
 140. 141. IV, 25
 Dom III, 48. 50. 39—41. 49 f. 53. 57—63.
 IV, 5
 Elendskirche III, 142. 143
 Erzbischöfliches Palais III, 94. IV, 7
 St. Georg III, 146. 148—151
 St. Gereon III, 96. 95—108
 Grünanlagen IV, 7. 8—19
 Gürzenich III, 190. 191—193. IV, 7
 Heumarkt III, 180. IV, 6
 St. Jakob III, 148. 148
 St. Johann Baptist III, 144. 145. 147
 Kartause III, 130
 Köln, das neue III, 227. IV, 1. 4 ff.
 St. Kolumba III, 209. 208. 210 f.
 St. Kunibert III, 215. 214—225
 St. Maria Ablaß III, 94
 St. Maria Himmelfahrt (Jesuitenkirche) III,
 76. 76—87. IV, 25. 95.
 St. Maria im Kapitol III, 113. 160. 158—177.
 IV, 7
 St. Maria in der Schnurgasse III, 129. 128.
 131. IV, 26

- St. Maria Lyskirchen III, 154. 153—159
 Groß-St.-Martin III, 42. 39. 42—45
 Minoritenkirche III, 206. 209. 206 f.
 Overstolzenhaus in der Rheingasse III, 158.
 47
 St. Pantaleon III, 120. 123—127
 St. Peter III, 118. 118. 121
 Rathaus III, 197. 196—205. IV, 6
 Ringstraßen III, 134. IV, 3. 8
 St. Severin III, 138. 136. 138
 Stadttore und ehemalige Befestigung III,
 134. 132 f. 135. 137
 St. Ursula III, 88. 88—94
 Ursulinenkirche III, 213. 212
 Wallraf-Richartz-Museum III, 205. 206
 Köln-Bayenthal III, 36
 Köln-Deutz IV, 25. 32. 25. 27
 Köln-Dünnwald IV, 33. 35
 Köln-Ehrenfeld IV, 22. 24. 23
 Köln-Kriel IV, 21 f. 21
 Köln-Marienburg IV, 20
 Köln-Marienthal IV, 36
 Köln-Mauenheim IV, 19. 19
 Köln-Melaten IV, 18
 Köln-Merkenich IV, 54
 Köln-Mülheim IV, 26. 32. 28—31
 Köln-Niehl IV, 22. 24. 24
 Köln-Raderthal IV, 20
 Köln-Rheinkassel IV, 54. 55
 Köln-Stammheim IV, 31. 32
 Köln-Sülz IV, 21. 20
 Königswinter II, 144. 150
 Kranenburg IV, 260. 258
 Krefeld IV, 118. 127. 118 f. 127—131
 Hafen 118. 118 f.
 Stadt 127. 127—131
 Kripp II, 109
 Lahneck, Burg I, 168. 188. 182. 189
 Lahnstein, Burg I, 180
 Langel III, 35
 Langst IV, 118
 Leubsdorf II, 100. 101
 Leutesdorf II, 84. 85—89
 Leverkusen IV, 24. 54
 Liebenstein, Burgruine bei Bornhofen I, 156.
 158
 Linn, Burg bei Krefeld IV, 122. 123—126
 Linz II, 102. 102—108
 Linzhausen II, 111
 Lobith IV, 238
 Lorch I, 95. 95—100
 Lorchhausen I, 101
 Lorcher Werth I, 91
 Loreley I, 143
 Lüttingen IV, 197
 Macherscheid IV, 76
 Mainz I, 6. 8—23
 Dom I, 19. 19—23
 Häuser und Höfe 17. 17 f.
 Kirchen I, 14. 17. 13. 15
 Manubach I, 91. 92 f.
 Marienbaum IV, 197
 Marienberg, Kloster bei Boppard I, 166
 Marienthal, Kloster bei Geisenheim I, 71. 73
 Marksburg, Burg bei Braubach I, 166. 169 bis
 171
 Martinsburg, Burg bei Oberlahnstein I, 184.
 182 f. 185. 187
 Maus, Burg bei Wellmich I, 150. 157
 Mäuseturm bei Bingen I, 83. 83—85
 Mehlem II, 142
 Mehrum, Haus IV, 149. 151
 Meiderich IV, 145
 Mittelheim I, 56. 57
 Mönchenwerth IV, 113
 Mondorf III, 9
 Monheim IV, 56
 Monrepos, Lustschloß bei Neuwied II, 62. 62
 Montferberg IV, 239
 Moosburg bei Biebrich I, 24
 Mörmter IV, 200. 213. 200
 Moyland, Schloß bei Kleve II, 98. IV, 225.
 226 f.
 Muffendorf II, 156. 187
 Namedy II, 88
 Namedy, Burg II, 89. 91
 Namedyer Werth, Insel II, 84. 84
 Neudorf IV, 145
 Neuendorf II, 42
 Neuenkamp IV, 145
 Neu-Katzenelnbogen s. Katz.
 Neuß IV, 77. 76—88
 Neuwied II, 58. 58—60
 Niederbreisig II, 97. 95. 97 f.
 Niederelten IV, 240
 Niederheimbach I, 91. 90 f.
 Niederingelheim I, 62
 Niederkassel III, 11
 Niederkestert I, 156
 Niederlahnstein I, 189. 188 f.
 Niederspays I, 166. 173
 Niederwaldendenkmal I, 122
 Niederwalluf I, 26
 Niederwerth, Insel II, 42. 43
 Nierst IV, 118
 Nollig, Burg I, 95

- Nonnenwerth, Insel II, 142. 143
 Notgottes, Kloster bei Geisenheim I, 71
 Nymwegen IV, 260.
 Oberdiebach I, 91. 92
 Oberhammerstein II, 92. 93
 Oberingelheim I, 62. 63—65
 Oberkassel II, 158. 159
 Oberlahnstein I, 180. 190. 182—187
 Oberspay I, 166
 Oberwesel I, 128. 128—143
 Befestigung I, 128. 132
 Liebfrauenkirche I, 138. 138—141
 St. Martin I, 135. 135—137
 Schönburg, Burg I, 128. 142. 131. 142 f.
 Wernerkapelle I, 134. 133 f.
 Oberwerth, Insel bei Koblenz I, 190
 Oberwinter II, 131. 137 f.
 Ockenfels II, 111
 Odenthal IV, 33. 34. 36
 Oestrich I, 52. 54 f.
 Orsoy IV, 148. 147 f.
 Osterspay I, 166
 Peternach I, 166
 Petersaue, Insel bei Mainz I, 22
 Pfalzgrafenstein, Insel bei Caub I, 123. 123 bis
 125
 Philippsburg bei Braubach I, 168. 170 f.
 Plittersdorf II, 152
 Poppelsdorf II, 166. 167—171
 Porz III, 35
 Rees IV, 201. 201—211
 Reeserschanze IV, 201. 213
 Reichartshausen, Schloß bei Hattenheim I, 52
 Reichenstein, Burg bei St. Goarshausen I, 146.
 146—149
 Reichenstein, Burg bei Trechtingshausen I, 89
 Reiffenberg, Burgruine II, 48
 Reinhardshausen, Schloß bei Erbach I, 51
 Remagen I, 2. II, 112. 112 f. 115. 117.
 Rengsdorf II, 62
 Rheidt III, 11
 Rheinberg IV, 150. 150—153
 Rheinbreitbach II, 131. 136. 139
 Rheinbrohl II, 93
 Rheindorf IV, 55
 Rheindiebach I, 91
 Rheineck, Burg II, 93. 96
 Rheinfels, Burgruine bei St. Goar I, 148. 151
 bis 153
 Rheinhausen IV, 137
 Rheinstein, Burg bei Aßmannshausen I, 85.
 86 f.
 Rhens I, 168. 174—179
 Rhöndorf II, 142. 144
 Rodenkirchen III, 36. 36. IV, 22
 Rolandsbogen II, 142
 Rolandseck II, 142. 140 f.
 Rommersdorf, ehem. Prämonstratenserabtei II,
 52. 56 f.
 Rüdesheim I, 72. 7. 74—77
 Ruhrort IV, 134. 144 f.
 Rüngsdorf II, 152
 Salzig, Bad I, 156
 Sayn II, 48. 49
 Scharfenstein, Burgruine bei Kiedrich I, 36
 Scheuren II, 130. 131—133
 Schierstein I, 26
 Schönbornlust, Lustschloß bei Koblenz II, 48
 Schönburg, Burg bei Oberwesel I, 142. 131.
 142 f.
 Schwänenburg bei Kleve IV, 241. 241—245
 Schwarzhündorf III, 1. 2. 3—7
 St. Sebastian II, 44
 Siegburg III, 9. 7. 9 f.
 Sinzig II, 109. 111
 Sooneck, Burg bei Trechtingshausen I, 89. 88.
 94
 Stahlberg, Burgruine bei Bacharach I, 116. 120
 118
 Stahleck, Burgruine bei Bacharach I, 114
 Titelbild
 Stammheim, Schloß IV, 24
 Steeg bei Bacharach I, 116. 120. 106. 121
 Stein, Burgruine bei Sayn II, 48
 Sterrenberg, Burgruine bei Bornhofen I, 156.
 158. 159 f.
 St. Goar s. Goar
 St. Goarshausen s. Goarshausen
 Stolzenfels, Burg bei Kapellen I, 168. 180. 181
 Strauweiler, Burg IV, 34. 33
 Sürth III, 35
 Theuenburg s. Maus
 Thürnburg s. Maus
 Tönnisstein, Bad II, 93
 Trechtingshausen I, 89. 89. 94
 Üdesheim IV, 76
 Unkel II, 121. 122—129
 Unkelbach II, 130. 135
 Ürdingen IV, 118. 118—123
 Urfeld III, 11
 Urmitz II, 58
 Vallendar II, 43. 43. 45 f.
 Vilich III, 1. 1
 Vollrads, Schloß bei Winkel I, 56. 59. 61
 Volmerswerth IV, 76
 Vynen IV, 197

- Wallersheim II, 42
 Wardt IV, 197
 Weiß III, 35
 Weißenthurm II, 58. 58
 Wellmich I, 150. 157
 Wesel IV, 156. 154—169
 Berliner Tor IV, 164. 166 f.
 Klever Tor IV, 168. 168
 Markt IV, 160. 161 f.
 Matenakirche IV, 163. 164
 Willibrordikirche IV, 156. 155—160
 Zitadelle IV, 168. 169
 Wesseling III, 11. 35
 Westhoven III, 35
 Widdig III, 11
 Wiesdorf IV, 54
 Winkel I, 56. 57. 60
 Wissel IV, 213. 228
 Wittlaer IV, 118
 Wohnung, Haus bei Götterswickerham IV, 149.
 149
 Worringen IV, 24. 56
 Xanten IV, 174. 173—199
 Dom IV, 175. 173—191
 Immunität IV, 176. 174—177
 Kartause, ehem. IV, 195. 195
 Kreuzgang IV, 191. 192 f.
 Marktplatz IV, 194. 174. 194
 Stadumwallung IV, 196. 173 f. 196—199
 Zons IV, 56. 56—65
 Zündorf III, 35. 35
 Zyflich IV, 260. 259



Die Geschäftsstelle des Rheinischen Vereins
 für Denkmalpflege und Heimatschutz
 befindet sich Düsseldorf (Landeshaus), Berger Ufer 1a,
 Fernsprecher 8505—8509, Postscheckkonto 99615 Postscheckamt Köln,
 Bankkonto Landesbank der Rheinprovinz in Düsseldorf.
 Die Geschäftsstelle nimmt gerne Ihre Beitrittserklärung entgegen und
 sendet Ihnen sofort die gewünschten Veröffentlichungen zu.

Bitte! Lesen Sie auch die nächste Seite!

Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz.

Vorsitzender:

Oberlandesgerichtspräsident Dr. Franz Schollen in Düsseldorf.

Schriftführer: Landesrat Dr. Karl Vossen in Düsseldorf.

Schriftleiter: Professor Dr. Richard Klapheck in Düsseldorf.

Geschäftsstelle: Düsseldorf, Landeshaus, Berger Ufer 1a.

Fernsprecher Nr. 8505—09. Postscheckkonto Nr. 996 15 bei dem Postscheckamt in Köln.

Bankkonto: Landesbank der Rheinprovinz in Düsseldorf.



Der Verein bezweckt,

1. in Anlehnung an die Bestrebungen der staatlichen und provinziellen Denkmalpflege auf den Schutz, die Sicherung und Erhaltung der in der Rheinprovinz vorhandenen Denkmäler der Geschichte und der Kunst hinzuwirken;
2. zur Erforschung der Geschichte dieser Denkmäler beizutragen und sie durch Veröffentlichungen aller Art weiteren Kreisen bekannt zu geben;
3. die Verunstaltung und Schädigung der hervorragendsten Landschaftsbilder zu verhüten, für die Erhaltung der historischen Ortsbilder einzutreten und für eine gesunde Weiterbildung der rheinischen Bauweisen zu wirken.

Die Mitgliedschaft wird erworben

- a) als Stifter mit einer einmaligen Zuwendung von mindestens 500,— RM.,
- b) als Patron mit einer einmaligen Zuwendung von mindestens 300,— RM. oder jährlich mindestens 50,— RM.,
- c) als Mitglied mit einem Jahresmindestbeitrag von 8,— RM.,
- d) als körperschaftliches Mitglied mit einem Jahresmindestbeitrag von 20,— RM.

Der Verein war in der Lage, trotz der ungünstigen Verhältnisse der Nachkriegszeit, durch den Beitritt neuer Mitglieder und besondere Zuwendungen die Zahl seiner wertvollen Publikationen zu vergrößern. Möge doch jeder die kulturellen Bestrebungen des Vereins durch eifrige Werbung in seinem Bekanntenkreis unterstützen und die Anschrift von Interessenten der Geschäftsstelle (Düsseldorf, Landeshaus, Berger Ufer 1a) angeben, die jede weitere Auskunft bereitwilligst erteilt, wie auch durch sie Werbe- und Drucksachenmaterial bezogen werden kann. — „Die Zeitschrift“ erhalten die Mitglieder des Vereins gegen Zahlung des Jahresbeitrags kostenlos.

Neu hinzutretende Mitglieder können die Hefte, die vor ihrem Beitritt erschienen sind, zu 60 % der nachstehenden Ladenpreise durch die Geschäftsstelle des Vereins, Düsseldorf, Landeshaus, Berger Ufer 1a, Postscheckkonto Köln Nr. 996 15, beziehen.

I. Jahrgang.		Preis	III. Jahrgang.		Preis
Heft 1:	Aufruf, Aufgaben und Ziele	1,— M.	Heft 1:	Konferenz wegen Herbeiführung einer besseren Bauweise in Stadt und Land	2,— M.
„ 2:	Das bergische Bürgerhaus	2,— „	„ 2:	Trier	3,— „
„ 3:	Das Fachwerkhaus am Rhein und an der Mosel	1,— „	„ 3:	Hunsrück	vergriffen.
II. Jahrgang.			IV. Jahrgang.		
„ 1:	Bacharach und seine Stadtbefestigungen	2,— „	„ 1:	Industriebauten. Geschichtliche und neuzeitliche Industriebauten usw.	2,— M.
„ 2:	Koblenz	3,— „	„ 2:	Elberfeld	3,— „
„ 3:	Mittelalterliche Stadtbefestigungen und Landesburgen am Niederrhein	2,— „	„ 3:	Eifelburgen	vergriffen.

V. Jahrgang.		Preis	XIII. Jahrgang.		Preis
Heft 1:	Köln I	3,— M.	Heft 1/2:	Barocke Kunst und Künstler in Ehrenbreitstein	3,— M.
" 2:	Moderne Bauten und Entwürfe. Fassadenentwürfe in bergischer Bauart	1,— "	" 3:	Elektrizitätsleitungen	1,— "
" 3:	Oberbergisches Land	3,— "	XIV. Jahrgang.		
VI. Jahrgang.			" 1/3: Alte und neue Kirchenerweiterungen		
" 1:	Saarbrücken	3,— "	XV. Jahrgang.		
" 2:	Rheinische Städtebilder. Entwicklungsgeschichtliches	2,— "	" 1: Blockhäuser		
" 3:	Vom Niederrhein	3,— "	" 2/3: Mayen und das Maifeld		
VII. Jahrgang.			XVI. Jahrgang.		
" 1:	Die ländliche Bauweise der Eifel	3,— "	" 1/3: Oberwesel		
" 2:	Museen und Ladenbauten	2,— "	XVII. Jahrgang.		
" 3:	Aachen	3,— "	" 1: Schloß Benrath und das Bergische Land. Das neue Düsseldorf nach Schleifung der Wälle. Farbige Baukunst		
VIII. Jahrgang.			" 2/3: Eduard zur Nedden †. Kirchliche Bauten aus der Eifel. Bücherschau		
" 1:	Brücken, Backsteingebäude, Prunkgeräthe, Gartenbauten	2,— "	XVIII. Jahrgang.		
" 2:	Köln II	3,— "	" 1: Eine Kunstreise auf dem Rhein von Mainz bis Koblenz (I. Auflage)		
" 3:	Von Krieg und Kunst	2,— "	" 2: Jahrbuch der rheinischen Denkmalpflege (1925)		
IX. Jahrgang.			" 3: Naturschutz		
" 1:	Krieg und Heimat. Krieger-Grab- und Gedenkzeichen	2,— "	XIX. Jahrgang.		
" 2:	Arbeiten der Kriegszeit	2,— "	" 1: Jahrbuch der rheinischen Denkmalpflege (1926)		
" 3:	Fragen der Kriegszeit	2,— "	" 2: Paul-Clemen-Ehrung		
X. Jahrgang.			" 3: Das Kölner-Dom-Heft		
" 1:	Friedhof und Grabmal	vergriffen.	XX. Jahrgang.		
" 2:	Front und Land	2,— M.	" 1: Jahrbuch der rheinischen Denkmalpflege (1927)		
" 3:	Zehnjährbericht	3,— "			
XI. Jahrgang.					
" 1:	Wege und Ziele. Zukunftsaufgaben des Heimatschutzes	1,— "			
" 2:	Aus römischer Zeit. Von eiserner Kunst	2,— "			
" 3:	Friedrich Wilhelm Bredt †	1,— "			
XII. Jahrgang.					
" 1:	Von alten rheinischen Glocken	3,— "			
" 2/3:	Jagd und Wild	3,— "			

In Vorbereitung Zeitschriftenhefte über Stuckarbeiten, rheinisches Steinzeug, jüdische Altertümer, Essen-Ruhr u. a.

Für sämtliche Jahrgänge der Zeitschrift sind Einbanddecken zum Preise von 2,— Mark durch die Geschäftsstelle zu beziehen.

Als Sondergabe erschien aus Anlaß der Tausendjahrfeier der Rheinlande, reich illustriert:

„Eine Kunstreise auf dem Rhein“ von Mainz bis zur holländischen Grenze von **Richard Klapheck**. I. von Mainz bis Koblenz (1. und 2. Auflage vergriffen), II. von Koblenz bis Bonn 6,— M., für Mitglieder 4,— M., III. von Bonn bis Köln 6,— M., für Mitglieder 4,— M. Der Schlußband von Köln bis zur holländischen Grenze erscheint Ende Herbst 1927.

Ferner können durch die Geschäftsstelle bezogen werden:

„Führer zum deutschen Westen“,

herausgegeben vom Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz und vom Westfälischen Heimatbund.

Band I: Schloß Benrath. Quartformat, 56 Seiten mit 26 Abbildungen, Preis 2,50 Mark.

„Heimatbilder“,

herausgegeben vom Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz, Verlag August Steiger in Mörs.

Folge I: „Aus einer niederrheinischen Kleinstadt.“ Federzeichnungen von G. Olms, Text von E. Renard.

" II: „Eifelbilder.“ Federzeichnungen von Fr. v. Wille, Text von Klara Viebig.

" III: „Die gute alte Zeit.“ Federzeichnungen von Karl Möhler, Text von Augustin Wibbelt.

" IV: „Alte Stadttore.“ Federzeichnungen von G. Olms, Text von Rudolf Herzog.

" V: „Burg Eltz.“ Federzeichnungen von E. Stahl, Text von E. Renard.

" VII: „Schloß Burg a. d. Wupper.“ Federzeichnungen von K. Möhler, Text von P. Clemen.

" VIII: „Rheinische Dorfkirchen.“ Federzeichnungen von O. Ackermann-Paseg, Text von E. Renard.

" IX: „Der Dom zu Xanten.“ Federzeichnungen v. O. Ackermann-Paseg, Text v. E. Renard.

Die Heimatbilder sind zum Preise von je 3,— RM. durch die Geschäftsstelle des Vereins, Düsseldorf, Landeshaus, Berger Ufer 1a, zu beziehen. Postscheckkonto Köln Nr. 996 15.

Von demselben Verfasser erschienen folgende Buchveröffentlichungen:

Alt = Westfalen

Die Bauentwicklung Westfalens seit der Renaissance
Erste Veröffentlichung des Westfälischen Heimatbundes
〈Gemeinsam bearbeitet mit Engelb. Frhrn. von Kerckerinck=Borg〉
Verlag Jul. Hoffmann, Stuttgart 1912



Die neue Synagoge in Essen a. d. Ruhr

Verlag Ernst Wasmuth, A.-G., Berlin 1914



Die Meister von Schloß Horst im Broiche

Das Schlußkapitel zur Geschichte der Schule von Calcar
Zweite Veröffentlichung des Westfälischen Heimatbundes
Verlag Ernst Wasmuth, A.-G., Berlin 1915



Die Baukunst am Niederrhein

Herausgegeben vom Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen
1. Band: Von der Baukunst des Mittelalters bis zum Ausgange des 17. Jahrh. · 1915
2. Band: Von Jan Wellem und dem Jahrhundert Karl Theodors von der Pfalz · 1919
3. Band: Von den Baumeistern des Klassizismus bis zur Gegenwart
〈noch nicht erschienen〉:

Verlag Ernst Wasmuth, A.-G., Berlin



Die Schloßbauten zu Raesfeld und Honstorff und die Herrnsitze des 17. Jahrhunderts der Maastal-Backsteinarchitektur

Dritte Veröffentlichung des Westfälischen Heimatbundes
Heimatverlag, G. m. b. H., Dortmund 1922



Theodor Mintrop

Das Wunderkind der Romantik
Sechste Veröffentlichung des Westfälischen Heimatbundes
Heimatverlag, G. m. b. H., Dortmund 1923



DIE KUNSTDENKMÄLER DER RHEINPROVINZ

Im Auftrage des Provinzialverbandes herausgegeben von PAUL CLEMEN.

Kürzlich sind erschienen:

Band XI, 1. Abteilung

Die Kunstdenkmäler des Kreises Monschau

bearbeitet von Karl Faymonville

Lex.-8^o, X und 138 Seiten mit 96 Abbildungen und 7 Tafeln

Preis broschiert Mark 8.—; in Ganzleinen gebunden Mark 11.—

Band XII, 1. Abteilung

Die Kunstdenkmäler des Kreises Bitburg

bearbeitet von Ernst Wackenroder

Lex.-8^o, X u. 315 Seiten mit 227 Textabbildungen und 12 Tafeln

Preis broschiert Mark 12.—; in Ganzleinen gebunden Mark 15.—

Band XII, 2. Abteilung

Die Kunstdenkmäler des Kreises Prüm

bearbeitet von Ernst Wackenroder

Lex.-8^o, X u. 222 Seiten mit 158 Textabbildungen und 9 Tafeln

Preis broschiert Mark 10.—; in Ganzleinen gebunden Mark 13.—

Die drei Eifelkreise, mit deren Publikation diese Bände einsetzen, stellen ein uraltes Kulturland dar, überreich an großen historischen Erinnerungen. Auf diese kerndeutschen Grenzländer will die erstmalige zusammenhängende Darstellung im Rahmen der rheinischen Denkmälerstatistik die Aufmerksamkeit der historischen Freunde und der archäologisch-kunstgeschichtlichen Forschung wie der Denkmalfreunde in ganz Deutschland und den Nachbarländern hinlenken. Die neuen Bände bilden nicht nur ein Handbuch zu der staatlichen und kirchlichen Denkmalpflege, sondern auch die unentbehrliche Grundlage für eine jede Art von geschichtlicher Forschung, für Heimatkunde und Unterricht. Sie wollen die Kreiseingesessenen zu ehrfürchtiger Liebe zu ihren historischen Denkmälern erziehen helfen, diesem viel zu wenig gekannten, erinnerungsreichen Land neue Freunde werben, seine Denkmäler in den Rahmen der großen historischen und kunstgeschichtlichen Forschung einfügen, einen unvergleichlichen Führer und ein Gedenkbuch für einen jeden gebildeten Einwohner und Besucher dieses Gebietes darstellen.

Interessenten stellen wir vollständige Verzeichnisse der Sammlung kostenlos auf

VERLAG VON L.



GHP: 03 M22345

DRF.

P
03

Richard Klapheck: Von Köln bis zur Grenze

1628

C
VII

K
4